Robert Blum

und seine Zeit.

Von

W. Liebknecht.

Heft 1.

Nürnberg, 1888.
Druck und Verlag von Wörlein & Comp.

Robert Blum

und seine Zeit.

Von

W. Liebknecht.

Nürnberg 1888.
Druck und Verlag von Wörlein & Comp.

Vorwort.

Jedes Buch wie jeder Mensch hat seine Geschichte — und das nachstehende Werkchen hat eine recht sonderbare Geschichte. Es hat eine Geschichte, die Geschichte ist —, nemlich ein interessantes Stück Zeitgeschichte.

Als vor 10 Jahren das Socialistengesetz unserer Leipziger Genossenschafts-Buchdruckerei so ziemlich alle ihre Unternehmungen vernichtete, galt es, neue Verlagsartikel zu schaffen, damit das zahlreiche Personal beschäftigt werden könne.

Wir verfielen auf allerhand Auskunftsmittel — unter andern auch auf den Abdruck der interessantesten Reden Robert Blum's, dessen Name noch immer den guten alten Klang hat — namentlich in Leipzig — und uns einen guten Absatz verbürgte. Doch die bloßen Reden wollten es nicht thun. Von 1848 bis 1878 ist's eine lange Zeit — das neue Geschlecht weiß nicht viel von den Ereignissen des „tollen Jahres" und seiner Vorjahre — es war nöthig Erläuterungen zu geben. Und schließlich stellte sich das Bedürfniß heraus, das Leben Robert Blum's zu erzählen und sein Wirken zu schildern. Und da Robert Blum wohl der volksthümlichste Vertreter und Vorkämpfer der deutschen Volksbewegung in den Vierziger Jahren war, so mußte zugleich auch die Geschichte seiner Zeit geschrieben werden.

Ich hatte mit Blum niemals persönlich verkehrt. Im Herbst 1845, wo ich als junger Student auf der Fahrt nach Berlin durch Leipzig kam, sollte ich ihm vorgestellt werden, allein die Zeit war leider zu kurz. Durch die blutigen Augustereignisse war er damals auf die politische Bühne gehoben und der Liebling des deutschen Volkes geworden — für mein Leben gern hätte ich dem so begeisterungsvoll verehrten Mann die Hand gedrückt.

Im März 1848 wäre mir der Wunsch beinahe erfüllt worden, allein das Pech wollte, daß ich in's Gefängniß kam und der Versuch, trotz der eisernen Gitter nach Wien zu eilen und mit den Wienern gegen Jellachich und seine Croaten zu kämpfen, mißglückte mir leider. Ich vergesse

nicht den trüben Novembermorgen, an welchem die Schildwache vor meinem Fenster mir die Zeitung mit der Nachricht von Blum's Erschießung und Fröbel's Begnadigung auf der Spitze des Bayonnets an mein Fenster reichte. Ich hätte vor Unmuth vergehen können, in solchen Momenten, ohnmächtig zwischen Eisengittern und eisenbeschlagenen Thüren wie ein gefangenes Wild im Käfig zu sitzen, oder ingrimmig hin und herzurennen.

Mein Unmuth wurde nur dadurch einigermaßen gemildert, daß das Bayonnet des Soldaten, vermittelst dessen ich die Unglückspost erhalten, mir zugleich die frohe Botschaft überbrachte, daß die Sache, für die Robert Blum gestorben war, noch fortlebte und daß ein neuer Kampf mit neuer Aussicht auf Sieg vorbestand.

Den begnadigten Fröbel hatte ich in Zürich kennen gelernt und kurz vor meiner Gefangennahme waren wir zusammen gewesen. Ich konnte natürlich nicht ahnen, wie weit nach hinten er sich noch „fortentwickeln" würde, allein so viel wußte ich schon, die Standrechtkugeln hatten den Richtigen getroffen — und die kaiserliche Gnade auch. —

Später, in den Tagen der Flüchtlingschaft habe ich dem todten Blum manche Gedächtnißrede gehalten — und so ziemlich durch jede ging wie ein rother Faden der Gedanke, daß die Robert Blum-Feier eine Gedächtniß-Feier der Revolution und der Revolutions-Märtyrer sei, und daß wir in Robert Blum nicht die Person: Robert Blum, sondern die verkörperte Revolution feierten.

Die zahlreichen Mängel dieser Verkörperung wurden dabei keineswegs übersehen oder geschont. Aber es waren die Fehler seiner Zeit — die Fehler seiner Umgebung. Und alle diese Fehler hat er wieder gut gemacht durch seinen Tod. Hätte er gelebt — so wäre er vielleicht aus einem Helden der Revolution ein Held der Contrerevolution geworden — wer kann es wissen? Allein wir haben kein Recht, mit solchem „vielleicht" zu rechnen. Wir haben die Thatsachen in die Waagschale zu werfen und den Mann nach seinem Handeln zu beurtheilen. Die Thatsachen aber haben für ewige Zeiten Blum das Gepräge des Helden und Märtyrers aufgedrückt; und sein Handeln: daß er sich freiwillig an die Spitze des Volks stellte, welches in Wien für den Sieg der deutschen Märzrevolution kämpfte, und daß er mit seinem Leben für die Sache des Volks einstand, — ist durch kein späteres Handeln ausgelöscht oder verdunkelt worden. Sein

Tod auf der Brigittenau hat ihn vor den Versuchungen bewahrt, denen so viele seiner Genossen und Mitstreiter erlegen sind — die Standrechtskugeln, welche die breite Stirn und die breite Brust Robert Blum's durchbohrten, haben ihm die Herzen des Volkes und der Völker die ewige Jugend des Revolutionshelden und Volksmanns verliehen. Die Unsterblichkeit brauchten sie ihm nicht zu verleihen.

Doch diese Betrachtungen gehören ja nicht hierher.

Genug — ich vertiefte mich in die Arbeit, und das biographische Attentat, welches Hans Blum damals auf seinen Vater verübte, erhöhte nur mein Interesse. Für die nöthige Muße sorgte das Gefängniß. —

Saint Just sagte einmal in dem Convent: der Revolutionär hat niemals Ruhe, außer im Grab.

Wir Socialdemokraten können dieses Wort etwas weniger tragisch so fassen: wir Socialdemokraten haben nirgends Ruhe, als im Gefängniß. —

Im Gefängniß wurde die Arbeit fertig. Ich hatte nicht allzuviel Hülfsmittel, indeß was ich hatte, genügte für den Zweck.

Ein Verbot mußte ich zu vermeiden suchen; und so hatte ich mir bestimmte Schranken zu setzen, die unter keiner Bedingung zu überschreiten waren.

Den Ereignissen, die ich beschrieb, habe ich zum Theil nahe gestanden — zum Theil stand ich mitten drin. Trotzdem griff ich nicht in den Milliardentopf der Erinnerungen. Es ist noch zu früh. Die Gegenwart erlaubt noch nicht das Weilen in der Vergangenheit. Und dann wäre es wohl auch etwas gefährlich für das Unternehmen gewesen, hätte ich mich zu lebendig in jene Zeiten versetzt.

Etwa die Hälfte des Manuskripts wurde sofort gedruckt. Sie findet sich in den „Ausgewählten Reden und Schriften von Robert Blum“, die 1879 in der Leipziger Genossenschaft erschien, und weil die erste der Reden ein Vorwort von „Hermann Nebel“ hat, so bildeten sich in den Kreisen der Nichteingeweihten sonderbare Vermuthungen betreffs der Urheberschaft.

Obgleich Graf Eulenburg im Reichstag ausdrücklich versichert hatte, ich könne nach Inkrafttreten des Socialistengesetzes ungenirt unter meinem Namen fortschreiben, vorausgesetzt, daß ich nichts Umstürzlerisches schreibe, so traute ich doch dem Landfrieden nicht, und wenn ich mitunter gar

merkwürdige Masken vornehmen mußte, so war das nicht meine Schuld.

Die zweite Hälfte des Manuskripts — die Geschichte der Volksbewegungen von 1846 bis 1848 zum Siege der Februarrevolution — sollte später gedruckt werden. Es kam jedoch allerhand in die Quere — die Leipziger Genossenschafts-Buchdruckerei ließ sich aller Anstrengungen ungeachtet auf die Dauer nicht halten; den vielen Opfern des Socialistengesetzes wurde ein neues hinzugefügt: die Genossenschafts-Buchdruckerei ging zu Grunde, und in den letzten verzweifelten Kämpfen um ihr Dasein vergaß ich das ungedruckte Manuskript, das mir erst Anfangs dieses Jahrs wieder in die Hände fiel.

Inzwischen waren die „Ausgewählten Reden und Schriften" vergriffen, und auch von den Einzelheften, aus denen sie — ohne meine Schuld, sehr planlos — zusammengesetzt waren, sind keine mehr zu haben.

Und da nun das Bedürfniß nach belehrendem Lesestoff unter den deutschen Arbeitern — zu ihrer Ehre sei es gesagt — außerordentlich groß ist und fortwährend steigt —, und da eine Kenntniß des Jahres 1848 und seiner Vorjahre von höchster Wichtigkeit ist für das Verständniß der Gegenwart, so entschloß ich mich, die Arbeit — nachdem sie zur Hälfte 9 Jahre lang, also genau die von Horaz vorgeschriebene Frist, im Kasten gelegen — vollständig in ihrer ursprünglichen Fassung als einheitliches Ganzes herauszugeben.

Geändert habe ich nur wenig. An Ton und Farbe der Sprache gar nichts. Das Socialistengesetz besteht noch, und ich habe keine Lust, ein Verbot herauszufordern. Sind Farbe und Ton aber auch sorgfältig gedämpft, so glaube ich doch, daß der Hauch, welcher die geschilderte Sturm- und Drangperiode auszeichnet, den Blättern des Werkchens nicht völlig fremd geblieben ist. Wer zu tadeln findet, den erinnere ich an das Staël'sche Wort: „Alles verstehen heißt Alles begreifen," welches von Schriften so gut gilt wie von Menschen.

Borsdorf, den 10. August 1888.

W. Liebknecht.

Robert Blum.

Eine biographische Skizze.*)

Erster Theil: Bis 1848.

Am 10. November 1807 wurde dem Faßbinder Engelbert Blum zu Köln und dessen Ehefrau, dem früheren Dienstmädchen Maria Katharina Brabender, ein Knäblein geboren.

„Ein Kind mit breiter off'ner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
„Ein trächtig' Proletarierkind, ein derber Küferjunge."

Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Robert und wurde Robert Blum.

Köln war damals französisch, und der Geburtsschein ist in französischer Sprache ausgestellt. Er lautet:

„Acte de naissance de Robert Blum, né le 10. Novembre entre huit et neuf heures du matin, fils d'Engelbert Blum, tonnelier, et de Katharina Brabender, époux, demeurant Rue Fischmarkt 1490. (Geburtsschein Robert Blum's, geboren am 10. November zwischen 8 und 9 Uhr Morgens, Sohn des Engelbert Blum, Faßbinder, und der Katharina Brabender, Ehegatten, wohnhaft Fischmarktstraße 1490.)

Die Verhältnisse der Eltern waren ärmlich; der Vater, der in der Jugend sich hatte zum Theologen ausbilden wollen und Kenntnisse über seinen Stand besaß, hatte Mühe, das tägliche Brod zu verdienen, und, um die Familie zu erhalten,

*) Mit Benutzung u. A. von: „Das Buch von Robert Blum, ein Denkmal seines Lebens und Wirkens. Von Eduard Sparfeld. Eingeführt durch Franz Rauch, Leipzig 1849." „Zur Erinnerung an einen Todten. Robert Blum als Mensch, Schriftsteller und Politiker. Von Arthur Frey. Mit einem Porträt Robert Blum's. Mannheim, J. P. Grohe, 1849." „Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk. Von Hans Blum. Mit einem Porträt in Stahlstich und dem Facsimile des letzten Briefes Robert Blum's. Leipzig, Verlag von Ernst Keil, 1878." (Werthvoll wegen der darin mitgetheilten Familienpapiere — Briefe ꝛc. — im übrigen, der systematischen Geschichts-Vernationalliberalisirung nicht zu erwähnen, von erschreckender Geist- und Geschmacklosigkeit.)

mußte die fleißige Mutter Näharbeiten verrichten. Oft war Schmalhans Küchenmeister, indeß eigentliche Noth trat nicht ein.

Drei Jahre alt, bekam der kleine Robert die Masern; die tückische Krankheit warf sich auf die Augen, so daß er vollständig erblindete. Erst nach drei Vierteljahren kehrte die Sehkraft zurück, allein in den Augen verblieb eine Schwäche, die nie gehoben wurde und das Fortkommen Robert's in späteren Jahren arg erschwerte.

Der Vater, der einen sehr regsamen Geist besaß und den Segen der Bildung zu schätzen wußte, gab sich viel Mühe mit der Erziehung des aufgeweckten Knaben. Als derselbe vier Jahre alt war, ließ er ihn die lateinische Messe auswendig lernen und in der Kirche als Meßjunge dienen. Aber er that auch Nützlicheres: er lehrte ihn lesen, schreiben und rechnen. Und dies veranlaßt uns zu einer Bemerkung.

Robert Blum ist, wie wir weiter des Näheren sehen werden, in des Wortes vollster Bedeutung ein selfmade man, ein „selbstgemachter Mann": er hat sich durch eigene Kraft aus der Tiefe des Proletarierthums emporgehoben und sich den bedeutendsten Männern seiner Zeit an Bildung ebenbürtig zur Seite gestellt — aber wir dürfen nicht verkennen, daß dem Ungünstigen, welches seine Entwicklung hemmte, manches Günstige gegenüberstand, das sie förderte.

In erster Linie gehört hierher der Einfluß des Vaters, der für die geistige Ausbildung seines Sohnes außerordentlich viel gethan hat — weit mehr, als in mancher wohlhabenden und vornehmen Familie zu geschehen pflegt. Und dieser Einfluß wirkte noch nach dem Tode des alten Engelbert fort, indem die Verbindungen desselben mit der katholischen Geistlichkeit dem Sohne sehr nützlich geworden sind.

Auch sonst werden wir finden, daß sich in der Entwicklungsgeschichte Robert's dem Unglück vielfach Glück beimischt — was ja von allen selfmade man gilt. Denn ganz allein, aus sich selbst heraus hat sich noch Keiner entwickelt, und ganz auf sich selbst allein hat noch Keiner gestanden. Wer ganz allein auf sich selbst angewiesen ist — und hätte er von Natur die großartigsten Anlagen des Geistes wie des Charakters — der geht in dem Kampfe um das Dasein unrettbar zu Grunde. Der Mensch ist eben „das Produkt der Verhältnisse" — der selfmade man so gut wie ein Anderer. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß auf das Individuum gar nichts ankomme, und daß unter gleichen äußeren Ver-

hältnissen — die Möglichkeit vorausgesetzt — die Individuen sich vollkommen gleich entwickeln würden.

Am 24. Juni 1815 starb der Vater, nach längerem Siechthum, an der Schwindsucht, außer dem nur 7½jährigen Robert noch zwei Kinder hinterlassend, einen Knaben und ein Mädchen: Johannes und Gretchen.

War es früher schon knapp gegangen, so ging es jetzt erst recht knapp. Während der Krankheit des Vaters war Alles erschöpft worden. Es waren wohl Verwandte da, die hätten helfen können, sie zogen sich jedoch von der unglücklichen Wittwe zurück, die zwar nähte von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein, deren Verdienst aber nicht zum Nothwendigsten zulangte. Der anstellige Robert half der Mutter nach Kräften. Er verrichtete die Botengänge zu und von den Kunden und pflegte sein jüngeres Brüderchen, das den Keim der Schwindsucht ererbt hatte.

In ihrer Bedrängniß entschloß sich die Wittwe, einen Heirathsantrag, der ihr gemacht wurde, anzunehmen. Sie dachte, so die Zukunft ihrer Kinder zu sichern. Ihr zweiter Mann, ein Rheinschiffer Namens Schilder, scheint ein herzensguter Mensch gewesen zu sein. Aber er war ungebildet, hatte sich als Soldat unter Napoleon den Trunk angewöhnt und konnte in seinem Geschäft nicht vorwärts kommen, so daß die Hoffnungen der Mutter Blum's nicht erfüllt wurden.

Mittlerweile starb der schwindsüchtige Johannes.

„Mit besonderer Liebe wandte sich Robert nach dem Tode seines Bruders dem Schwesterchen zu. Er war der Schutzgeist ihrer Kindheit und Jugend; er unterrichtete sie, spielte mit ihr, darbte sich oft einen guten Bissen ab, um ihr eine Freude zu machen, und, hatte er Kleinigkeiten an Geld, so wurden sie zu einem Spielzeug, zu einer Leckerei für die Kleine. War Gretchen einmal unartig, so brauchte er nur zu sagen: „Lieb' Gretchen, thue das nicht mehr!" und das Verbotene wurde keinesfalls wieder gethan. Bei schönem Wetter führte er, so oft er Zeit fand, sein Schwesterchen nach dem dreiviertel Stunden entfernten Friedhof, an das Grab ihres Vaters, das durch ein einfaches schwarzes Holzkreuz bezeichnet war, in dem sich, hinter Glas, ein Todtenzettel des Vaters befand. Hier hielt er Gretchen an, zu beten, und erzählte ihr jedesmal, wie gut der Vater und wie glücklich sie alle bei seinen Lebzeiten gewesen. Bei einem solchen Besuch auf dem Friedhofe bemerkte Robert Nachbarn,

die sich zugleich mit den beiden Kindern von dort entfernten und in einen Wagen stiegen, um nach Hause zu fahren. Er trat an die gutmüthigen Leute heran und sagte, daß Gretchen so müde und außerdem noch nie in einem Wagen gefahren sei; sie würden ihr wohl ein Plätzchen einräumen und ihr einmal diese Freude machen. Die Leute — eine Faßbinderfamilie Namens Merzenig — meinten, es sei auch für ihn noch ein Plätzchen übrig. Er aber war durchaus nicht zum Einsteigen zu bringen, sondern eilte so schnell er konnte, voraus, um das Schwesterchen in Empfang zu nehmen, brachte sie eilig nach Hause und erzählte der Mutter glückselig, wie es ihm gelungen sei, Gretchen in einem Wagen fahren zu lassen." *)

Wir sehen, der kleine Robert hatte dann und wann „Geld". Er bekam von dem gutmüthigen Geistlichen der Kirche, wo er als Meßbube sang, mitunter ein paar Pfennige. — —

Schlimm war es in den Hungersjahren 1816 und 1817. Der Verdienst Schilder's betrug 40 Stüber den Tag (13 Stüber sind gleich 50 Reichspfennigen, also einige Pfennige über 1½ Mark), und die 7 Pfund Brod, welche die Familie den Tag brauchte, um sich halbwegs satt zu essen, kosteten 48 Stüber (fast 2 M.)! Mehr als einmal mußten sich die Kinder hungrig ins Bett legen. Auf Weihnachten 1816, als im Haus Matthäi am Letzten war, da schaffte der kaum 9jährige Robert Rath. Aus eigenem Antrieb lief er zu einem bemittelten aber geizigen Verwandten und wußte dessen Herz durch die Schilderung ihres Elends so zu bewegen, daß derselbe Nahrungsmittel und eine Kleinigkeit in Geld hergab. So brauchte die Familie wenigstens am Weihnachtsfest nicht zu hungern.

Inzwischen verwandte Robert jede freie Minute auf's Lesen und auf's Lernen. Er war in der Pfarrschule, welche er besuchte, einer der Tüchtigsten. Als im Jahre 1817 seine Tante Agnes durch irgend einen Zufall an der Jesuiten-Pfarrschule Lehrerin wurde und mit dem Rechnen nicht fertig werden konnte, verfiel sie auf den Gedanken, die Rechenstunden durch Robert geben zu lassen.

Gedacht gethan. Die Geistlichen, welche den Knaben prüften, ertheilten ihre Einwilligung, und so wurde Robert Blum mit 10 Jahren wohlbestallter Lehrer der vier

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 14.

Spezies an der Jesuitenschule zu Köln. Der Gehalt war freilich nicht glänzend, indeß Lehrergehalte pflegen ja überhaupt nicht glänzend zu sein; und der Stüber (4—5 Pfennig), welchen der jüngste aller Mathematiklehrer pro Kopf von den Schülern seiner zwei Rechenklassen für je 2 Stunden wöchentlich empfing und getreulich der Mutter einhändigte, half den Wolf Hunger von der Thüre wegscheuchen.

Gleich nach seiner Konfirmation wurde Robert richtiger Meßdiener, was ebenfalls verschiedentliche Stüber einbrachte.

In dieser Eigenschaft soll er mit den Geistlichen und sonstigen Kirchenbeamten kleine Differenzen gehabt haben — es wird sogar von einem „Ketzergericht" im Kleinen erzählt; allein, das scheint Tendenzmythe zu sein, entsprungen dem — vielleicht unbewußten — Wunsch, die Kampfnatur, welche der Mann Robert Blum gegen das Pfaffenthum zeigte, schon in dem Kind Robert Blum sich bethätigen zu lassen. In der Geschichte spielt diese Mythenbildung eine große Rolle. Eine Ironie des Schicksals ist es allerdings, daß der Mann, welcher der Frömmelei, dem Aberglauben und dem Jesuitismus so mächtige Keulenschläge versetzt hat, in einer Jesuitenschule erzogen, und von den Jesuiten unleugbar mit einem Theil seines Rüstzeugs ausgestattet worden ist. Ob nun Mythe oder nicht, ernsthaft können die Konflikte nicht gewesen sein, denn Robert wurde in das Jesuiten-Gymnasium aufgenommen mit Aussicht auf eine Freistelle.

Er war selig. Sein höchstes Ideal: studiren zu können, schien sich zu verwirklichen. „Seine Freude, sein Fleiß waren grenzenlos. Immer hatte er zu wenig Arbeit. Als er die Sexta durchlaufen hatte und am Schluß des Schuljahres öffentliche Prüfung stattfand, wurde ihm, dem Fleißigsten und Aermsten, der erste Preis, „das goldene Buch", zuerkannt."*) Ein Zeugniß aus seiner Gymnasialzeit — über das letzte Vierteljahr — hat sich noch erhalten. Es lautet: „Vierteljährige Zensur. Vorbereit.-Klasse des Jes.-Gymn. Nr. 1. Schuljahr 1819—20, viertes Vierteljahr. Namen: Robert Blum. Betragen gegen Mitschüler: gut, gegen Vorgesetzte: lobenswerth. Fleiß: lobenswerth in allen Fächern. Abwesend gewesen und zu spät gekommen: 0. Also ausgestellt von den Lehrern Weiß, Breuer, Religionslehrer. Unterzeichnet von dem Direktor Heuser. Köln, 27. August 1820." Am Fuß dieses Zeugnisses steht von der Hand

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 31.

des Stiefvaters: „Mit Freuden gesehen von Caspar Georg Schilder.“

Leider wurde nichts aus der Freistelle. Vergebens wandte sich die Mutter an Freunde und Verwandte — Niemand erbarmte sich des wissensdurstigen Knaben, der sehnsüchtig an der Pforte des Allerheiligsten stand. Eintritt nur gegen Geld! Und Geld hatte er nicht, und Geld hatten die Seinen nicht. Nicht einmal so viel, um kurze Zeit warten zu können — „dann würde vielleicht eine Freistelle offen werden“. Auf die Zukunft warten? Was Zukunft? Die Gegenwart hat den Vortritt — die Gegenwart mit ihrem Hunger.

Und so mußte er traurigen Herzens sich von der Pforte des Allerheiligsten entfernen — die schönen Träume zerplatzten wie Seifenblasen — er mußte nach Brod suchen.

Er war bis in die Quinta gelangt. — —

Ein Goldschmied erbot sich, den nun dreizehnjährigen Robert in die Lehre zu nehmen. Das Verhältniß löste sich aber schon nach dreiviertel Jahren, weil der Meister, nicht ganz unglaubwürdig, behauptete, der junge Lehrbursche sei wegen seiner Gesichtsschwäche zu Goldschmiedarbeiten nicht tauglich — und zum Kinderhüten, wozu er fast ausschließlich benutzt ward, hielt der Lehrbursche seinerseits sich für zu gut.

Es wurde nun mit einem Gürtlermeister versucht. Mit gleichem Mißerfolg. Nach sechs Monaten war Robert abermals stellenlos. Da suchte ein Gelbgießer einen Lehrling. Der junge Robert sprach vor und erhielt den Platz. Diesmal war's von Dauer. Er lernte seine 4 Jahre aus und wurde im November 1826, also gerade 19 Jahre alt, ordnungsgemäß „freigesprochen“.

Den 25. November 1826 begab er sich auf die „Wanderschaft“, kam aber beim ersten Anlauf bloß bis Koblenz und erschien am 10. Dezember zum, keineswegs ungemischt freudigen, Erstaunen seiner Eltern wieder in Köln. Allein schon am 12. Dezember machte er sich von Neuem „auf die Walze“, und diesmal dauerte es etwas länger, freilich auch nicht lang. Er wandte seine Schritte nach Barmen-Elberfeld, wo er hintereinander, in ziemlich rascher Reihenfolge, bei mehreren Meistern arbeitete. Der letzte, bei dem er dort war, sagte ihm zum Abschiede: „Sie (vielleicht war's das vertrauliche Du) passen nicht zum Handwerksmann, Sie sollten Federfuchser werden.“ Der Mann hatte Recht. Unser Robert paßte nicht zum Handwerksmann — er war entschieden kein

guter Gelbgießer; an Eifer und Pflichttreue fehlte es ihm nicht, doch sein schlechtes Gesicht war ihm im Wege, und — es war nun einmal nicht „in ihm". Mit der „Federfuchserei" ging's besser. Er las mit wahrer Gier, was ihm vorkam, und hatte eine förmliche Wuth, zu schreiben. Vom Tage an, wo er seine Vaterstadt zum ersten Mal verließ, führte er ein Tagebuch, das noch im Besitz der Familie ist. Theilen wir ein paar Proben daraus mit. Wir werden ihn auch ferner möglichst selbst reden, sein Werden und Sein selbst zeigen lassen. Am 28. November 1826 schreibt er in Coblenz: „Mir gegenüber liegt auf der fast unersteiglichen Zinne eines schroffen Felsens die Bergveste Ehrenbreitstein, das deutsche Gibraltar, ein vollendetes Musterwerk deutscher Befestigungskunst." Und auf dem Weitermarsch nach Caub, Bacharach ꝛc.: „Von hier aus wird die Gegend immer wilder und romantischer. Gigantische, jeder Vegetation unfähige Felsmassen, deren Gipfel mit den Denkmälern grauer Vorzeit und deutschen Heldenthums gekrönt sind, wechseln mit lieblich grünenden Weinbergen; der stolze Fluß, in enge Schlunde zusammengedrängt, bahnt sich in mäandrischen Krümmungen den Weg durch das Felsenlabyrinth und scheint oft mit dem Donnern und Brausen seiner Wogen das ganze Bett sprengen zu wollen." Die Landschaft, welche er auf dem Marsch nach Elberfeld durchwandert, schildert er im Reisejournal also: „Die Gegend, welche an den Ufern des Rheins flach bleibt, beginnt östlich von Opladen sich zu erheben. Sand und Mergel sind die Vorboten größerer Berge, die in romantischen Gruppen die Gegend bedecken und ihr ein wahrhaft schweizerisches Ansehen geben. Ackerbau findet man meistens nur in den Thälern und am Fuße der Berge, und auch hier nur unbedeutend. Die Einwohner ernähren sich größtentheils von Fabrikarbeit, und ihr Fleiß und ihre Arbeitsamkeit sind bewundernswerth und fast beispiellos. In den verborgensten Tiefen klappern unaufhörlich die Hämmer der zahlreichen Eisenwerke, und nicht selten tönt uns von der unwirthbarsten Spitze der Berge aus einer einzelnen Hütte das Knarren der Webstühle entgegen, oder wir hören die einförmigen Schläge einer Schmiede, die auch in der schaurigsten Einöde an das Dasein uns ähnlicher Wesen erinnern."

Das ist natürlich schülerhaft, und die genügsame Naivetät, die an den „Bergen" bei Opladen „ein wahrhaft schweizerisches Ansehen" entdeckt, zwingt uns unwillkürlich ein Lächeln ab; allein in diesen Proben zeigt sich nicht nur Talent

sondern auch schon eine ziemliche Beherrschung der Sprache. Bedenken wir doch, daß Robert Blum erst 19 Jahre alt war. Man wird nicht viele gleichaltrige Gymnasiasten oder Studenten finden, die besser zu schreiben vermöchten. Kurz: die Thatsache, auf welche wir vorhin schon aufmerksam machten, steht fest: daß Blum in seiner Jugend eine vergleichsweise sehr gute Erziehung genossen hat und daß er, so ärmlich auch seine Familienverhältnisse gewesen sind, hinsichtlich seiner geistigen Ausbildung nicht unter dem gewöhnlichen Proletarierloos zu leiden hatte.

Am 6. Juni 1827 kam Robert von Elberfeld zurück. Er war wiederum stellenlos, und hatte als Gelbgießer so schlechte Geschäfte gemacht, daß er daran verzweifelte, sich mit seinem Handwerk auch nur kümmerlich ernähren zu können. Er hatte seinen Beruf gründlich verfehlt — das hatte er längst gewußt und dem Elberfelder Meister deshalb im Stillen Recht geben müssen, aber sein wahrer, sein natürlicher Beruf war ihm ja durch die Armuth versperrt worden, und durch den falschen Beruf hatte er sein Dasein zu fristen und den Seinigen Hülfe zu schaffen gehofft. — Allein diese Hoffnung hatte sich trügerisch erwiesen. Es war ein schlimmes Dilemma. Faßte er einen kühnen Entschluß und hing er die Gelbgießerei an den Nagel, um seinem wahren Beruf zu folgen, so verhungerte er; und blieb er bei seinem falschen Berufe: der Gelbgießerei, die ihn nicht ernährte, so verhungerte er ebenfalls. Da war guter Rath theuer. Ein glücklicher Zufall, wie deren verschiedene im Leben Robert Blum's eine große Rolle gespielt haben, — einen fast „wunderbaren Glücksfall" nennt es der Sohn in seiner Biographie — half aus der Klemme.

Den 6. Juni 1827 war der verunglückte Gelbgießer nach Köln gekommen. Zwei Tage darauf, am 8. Juni, las er in der Zeitung die Anzeige eines Herrn J. M. Schmitz, Lieferanten von Straßenlaternen: derselbe suchte „einen jungen Mann mit hinlänglichen Schulkenntnissen, der in Arbeiten in Metallen erfahren und geneigt sei, Arbeiten zu beaufsichtigen und selbst mitzuarbeiten." Robert ging hin, gefiel dem Mann und wurde sofort engagirt. Das Gehalt war nicht bedeutend, reichte aber aus — im letzten Jahr, 1830, bekam er 5 Thaler monatlich bei freier Station —, und die Stelle bei Schmitz hatte für ihn den außerordentlichen Vortheil, daß er in der Welt herumkam — unter anderem war er längere Zeit in München und in Berlin —

und daß er nun endlich Zeit und Gelegenheit zu wissenschaftlicher Fortbildung erlangte.

Im November 1828 siedelte er mit seinem Prinzipal ganz nach Berlin über und blieb dort bis zum 9. August 1830. Das Geschäft ging nicht gut — das Gas, welches damals aufkam, machte den Oel-Laternen des Herrn Schmitz eine Konkurrenz, der diese schließlich erliegen mußten. Im Juli 1830 brauchte Herr Schmitz keinen Commis mehr — der Blum hatte seine Schuldigkeit gethan, der Blum konnte gehen.

Berlin verließ unser Robert sehr ungern. Hier hatte er zum ersten Male Gelegenheit gehabt, seinen Wissenshunger zu befriedigen. Abgesehen von den vielen Anregungen, die Berlin ihm sonst bot, hatte die Universität im Wintersemester 1829 auf 30 die Anordnung getroffen, daß auch nicht Immatrikulirte die Vorlesungen der Professoren besuchen könnten. Vierhundert und sechs und fünfzig Personen machten von dieser Vergünstigung Gebrauch — einer dieser 456 war natürlich Robert Blum, dem sich nun bisher ungeahnte Schätze des Wissens erschlossen oder doch zuwinkten.

Ein unangenehmes Zwischenspiel in diesen echt intelligenzstaatlichen Vergnügungen bildete die militärstaatliche Gestellungsordre, welche der 22½jährige Robert im März 1830 erhielt. Er mußte nach Prenzlau, um sich ins 24. Infanterie-Regiment einreihen zu lassen. Seine bösen Augen, die er so oft verwünscht hatte, erwiesen sich hier als seine Rettung — am 15. Mai wurde er als „gänzlich und dauernd untauglich“ wieder entlassen.

Aber auch die andere, schlimmere Entlassung kam nun. Schmitz, der nichts mehr zu thun hatte, kündigte ihm und, selber bedrängt, zahlte er ihm blos den rückständigen Gehalt nebst einer kleinen Vergütung für die Heimreise. Robert entschloß sich, Ersparniß halber, zu Fuß zu reisen: am 9. August marschirte er in Berlin ab, am 22. August traf er in Köln ein — 79½ Postmeilen in 13 Tagen, eine ganz respektable Leistung.

Auf seinem Marsch begleiteten ihn die Nachrichten der Pariser Julirevolution. Der begeisternde Eindruck, den sie auf ihn machten, wurde jedoch etwas gedämpft durch den Blick auf seine recht schlimme Lage. Das Geld reichte knapp für die Reise. In Köln kam er ohne einen Pfennig an, Aussicht auf eine Stelle hatte er nicht, und seine Familie

lebte in so ärmlichen Verhältnissen, daß sie seiner Hilfe bedurfte, anstatt ihm helfen zu können.

Es folgten ein paar traurige Wochen.

Vom 22. August bis 1. Oktober hatte er absolut keine Einnahme — ausgenommen 4 Thaler, die ihm Schmitz nachträglich noch geschenkt hatte.

Am 1. Oktober trat er in die Dienste des Kölner Schauspieldirektors Ringelhardt als Theaterdiener. Monatsgehalt 8 Thaler (vom Dezember an 10 Thaler) und 5 Thaler Neujahrsgeschenk.

Wieder ein „Glücksfall“. In Ringelhardt war der Mann gefunden, der Robert Blum seinem wahren Beruf zuführen sollte. Doch greifen wir nicht vor. Einstweilen ist Robert Blum Theaterdiener.

„Man sollte kaum für möglich halten, daß ein Mann in solcher Lage, so schwer gefesselt an die niedersten Erdensorgen, so tief gestellt in der menschlichen Gesellschaft, den sittlichen Muth und die kühne Schwungkraft besessen hätte, in den wenigen Stunden seiner Muße rein geistig, ja dichterisch zu schaffen und allen Wandlungen der großen Zeitgeschichte mit gespanntestem Interesse zu folgen. Und doch hat Robert Blum dies gethan. Um die Charakterstärke völlig zu würdigen, die dazu gehörte, einen so tiefen Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und der Welt des Dichters zu überwinden, muß man die traurige Lage, in der Robert Blum damals lebte, doch etwas näher ins Auge fassen. Nach seinen eigenhändigen Buchungen hatte er in Berlin an Kostgeld 8 Thlr. pro Monat bezahlt, einschließlich des Logisgeldes 11 Thlr. Daß er für diesen Preis nichts Vorzügliches erhielt, ersehen wir aus einem seiner Briefe an Schmitz. Hier in Köln aber hatte er seinen Eltern für Kost und Logis bis Oktober 1830 nicht mehr als — einen Thaler pro Monat zu bieten. Von der Zeit seines Engagements bei Ringelhardt an konnte er anfangs vier, 1831 bis 1832 (bis 20. Juli) fünf Thaler und schließlich sechs Thaler an seine Eltern pro Monat zahlen. Wir sind aber wohl berechtigt anzunehmen, daß in diesem Betrage mehr gegeben wurde, als er dafür empfing. Denn zu allen Zeiten hat er Eltern und Geschwister nach Kräften unterstützt, und gerade damals war seine Familie der Unterstützung bedürftiger als je: der Stiefvater und die Mutter kränklich, die Stiefschwesterchen noch nicht erwerbsfähig. Sogar zu gerichtlichen Klagen scheint es gekommen zu sein, denn im Monat Mai 1829 bucht Robert

Blum: „3 Thaler an meine Eltern für Gerichtskosten“. Man kann sich also denken, wie kümmerlich Robert in jenen Jahren für seine materiellen Bedürfnisse sorgen konnte. — — Man vergegenwärtige sich aber weiter auch die Niedrigkeit und Widerwärtigkeit der Dienste, aus denen Robert Blum seinen Lebensunterhalt gewann. Mit jenem unverwüstlichen Humor, der dem Manne in allen Lagen des Lebens treu geblieben ist, hat er selbst später seine damaligen Leistungen für die Kölner Schaubühne also geschildert: er „mußte als Theaterdiener alle Bestellungen des Direktors und der Schauspieler besorgen — sie enthielten nicht immer Liebenswürdigkeiten — Rollen, Geld austragen, Vorstellungen und Proben ansagen, und dabei alle Anmaßungen und Plackereien der „Künstler“, ruhig und lammfromm hinnehmen. Er mußte dem „überstolzen Schauspieler“ die „Grobheiten des Direktors“ — dem „zweiten Liebhaber“ die Ungezogenheiten des „dritten Bösewichts“ hinterbringen, bald der Primadonna den Hund bewachen, bald einer andern Dame einen andern Dienst besorgen.“ Zudem behandelte und benutzte ihn Ringelhardt, zwar ohne jede herrische und verletzende Form, doch nur als Theaterdiener, das heißt als einen der untersten Angestellten seiner Bühne.“*)

Doch das sollte bald anders werden.

Robert Blum, der sich seit 1829 schriftstellerisch versucht und schon in schönwissenschaftlichen Blättern, wie der „Abendzeitung“, der „Eleganten Welt“ 2c., Beiträge veröffentlicht hatte, schrieb, durch ungerechte Angriffe auf die Theaterverwaltung gereizt, eine Reihe von Artikeln zu deren Vertheidigung. Die Artikel erregten Aufsehen, Ringelhardt kam dahinter, daß sein Theaterdiener der Verfasser sei, und von diesem Moment war dessen Stellung eine andere. Er blieb zwar noch Theaterdiener, wurde jedoch mit Manchem verschont und zu höheren Diensten verwandt, und — was für ihn das Wichtigste — er bekam freien Zutritt zur Theaterbibliothek.

Die poetische Kinderkrankheit, der ja fast Keiner von uns entgeht, packte Robert Blum mit besonderer Heftigkeit. Er probirte es um jene Zeit mit allen Gattungen der Dichtkunst. Nur an das Drama wagte er sich noch nicht. Ein Band „Poetischer Versuche“, die sich auf die Jahre 1829 bis 1834 vertheilen, ist noch vorhanden: ein Manuskript

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 62.

von 308 Quartseiten. Ein buntes Gemisch von großen und kleinen Gedichten, bei denen die Poesie durchgehends fragwürdiger ist als die „Tendenz“. Natürlich wird die Julirevolution kräftig besungen. „So übertrieben, wie alle liberalen Zeitgenossen, pries auch Blum die Helden der Pariser Julitage“, schreibt der Sohn*) vom Vater, konstituirt sich — er, der so viel über die Censur der vor-48er Zeit poltert – als gestrenger Herr Censor und verurtheilt die sündhaften Gedichte zur Einsperrung auf Lebenszeit.

Aus den Gedichten, welche der Censur des Sohnes nicht zum Opfer gefallen sind, lassen wir einige folgen:

An Bolivar.

(Den Befreier Südamerikas vom Spanischen Joch.)
† 10. Dezember 1830.

Bolivar ist nicht mehr! klagte der Glockenton,
Bolivar ist nicht mehr! brauste der Ocean,
Und von den Andes rückhallte die Klage
Ueber den Erdball.

Sinkt denn der Gott dahin, fragt' ich erschüttert mich,
So wie der Wurm des Staubes? Ist Er, der seinem Volk
Mehr gab als Leben, die heilige Freiheit! —
Sklave des Todes?

Ein längeres Gedicht „An Germania“ aus dem Jahr 1831 enthält nachstehende Strophen:

Völker siehst du auferstehn,
In des Freiheitsodems Wesen,
In der Zeiten hehrem Lauf;
Erntend längst gestreute Saaten,
Treten sie im Feld der Thaten

Kühn als Nationen auf.
Ach, der Hebel aller Staaten,
Die Erzeug'rin großer Thaten,
Aller Völker Kraft und Macht,
Die allein nur Muth und Stärke
Geben kann zum großen Werke: —

Einheit — ist dir ja versagt!
In die einzeln schwachen Glieder
Gießt sie Kraft und Fülle nieder;
Einheit ist der Staaten Mark.
Kein Erob'rer stellt verwegen
Dann sich lüstern uns entgegen;
Werdet eins, dann sind wir stark.

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 67.

Deutsche, nützt die hehren Stunden!
Wenn sie einmal hingeschwunden,
Sind sie ewig uns vorbei;
Laßt das große Völkerringen
Etwas wenigstens uns bringen:
Werdet Eins, dann sind wir frei.

Natürlich schließt der Sohn aus diesem Jugendgedicht, das nach der allgemeinen, zu jener Zeit giltigen Schablone verfertigt war, daß der Vater nationalliberal gewesen.

Wahrhaftig, wenn Robert Blum 1866 und 1871 erlebt hätte, er wäre der erste gewesen, der das

Werdet Eins, dann sind wir frei

in's Feuer geworfen und durch das umgekehrte und bessere:

Werdet frei, dann sind wir Eins

ersetzt hätte! Doch befassen wir uns nicht mit solchen Kindereien.

Eine Rubrik der „Poetischen Versuche" trug den vielversprechenden, wenn auch nicht übermäßig originellen, Titel: „Dummheiten, Malicen und Xenien". Der Geist der Schiller und Goethe'schen „Xenien" weht nicht darin. Es fehlt die epigrammatische Schärfe, der Witz, der Formensinn. Wir greifen einige Proben heraus:

Moderne Kritik.

Reiße den Einen herunter, erhebe den Andern zum Himmel;
Beides mit Brutalität, doch ohne Sinn und Verstand.
Schreibe das Ganze — aus Schaam, aus Furcht theils, auch ohne Namen,
Nennt man dich bald ein Genie, denn das heißt heute Kritik.

Der Haß auf die „Moderne Kritik" ist unzweifelhaft ganz platonisch und selbstlos, denn Blum hatte sicherlich noch nicht unter ihr zu leiden gehabt.

Besser ist

Die Stumme von Portici.

Glänzend brichst du dir Bahn in allen Ländern Europa's
Weil du mit sprachlosem Mund sprichst aus dem Herzen des Volks.

Passabel ist auch

Tugend der Schaam.

Unzertrennliche Genien durchwandeln sie liebend das Leben,
Diese voll Anmuth und Reiz, jene voll Würde und Kraft.
Fällt die Schaam, sie reißet die Tugend mit sich zu Grabe;
Sinket die Tugend, die Schaam hält sie mit kräftigem Arm.

Anfang der Dreißiger Jahre „fiel" unglücklicherweise, um an das vorstehende Xenion anzuknüpfen, die „Schaam", welche Robert Blum bisher gehindert hatte, sich am Drama zu vergreifen.

Die Theaterbibliothek that ihre Wirkung — er schrieb Schauspiele, Lustspiele, Trauerspiele — letztere mit besonderer Wuth — dramatische Gedichte aller Art, sogar eine dramatische Lebensgeschichte Koszziusko's, deren erster Theil — wie viele Theile es waren, verschweigt des Biographen Höflichkeit — zwei Theaterabende ausgefüllt hätte. Das Beste an dieser Massenproduktion ist, daß sie — mit Ausnahme eines einzigen Stücks („Die Befreiung von Candia"), das gedruckt aber nie aufgeführt wurde, — nicht auf den Markt gekommen ist. Robert Blum selbst hat, dem Beispiele Saturns folgend, die meisten der eigenen Geisteskinder zwar nicht verspeist, aber doch eigenhändig in's Feuer spedirt, und jedenfalls sehr wohl daran gethan. Wie der Sohn erzählt, sollen indes verschiedene „Dramen" dem Auto da Fe entgangen sein und als Manuskripte im Pult ruhen. Möge der Pult ihnen ein Grab sein, aus dem es keine Auferstehung gibt! Das wünschen wir aufrichtig im Interesse des Verfassers.

Um den Werth dieser sogenannten Dichtungen zu würdigen, hat man blos nöthig, die Titel zu kennen z. B.: „Der Vaterfluch oder die Schrecken des Fanatismus. Trauerspiel in 5 Aufzügen." „Das Opfer der Bruderliebe. Ein Bild seltener Seelengröße aus unserer Zeit" u. s. w. — —

Nun tritt das Ereigniß ein, welches Blum an die richtige Stelle brachte. In Köln wäre er nie geworden, was er ist. Der frische Hauch des öffentlichen Lebens und die geistige Anregung fehlten ihm dort. Wie Pflanzen mitunter versetzt werden müssen, so auch Menschen. Um seinen Beruf erfüllen, um Robert Blum werden zu können, mußte der dicht- und schreibselige Kölner Theaterdiener in ein Centrum des geistigen und politischen Lebens versetzt werden. Ein solches Centrum war zu jener Zeit Leipzig. Ja, wir übertreiben wohl nicht, wenn wir sagen, das Hauptcentrum. Universitätsstadt ersten Ranges, Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und dadurch gewissermaßen der deutschen Schriftstellerwelt — bedeutende Handelsstadt in dem wirthschaftlich

hochentwickelten, geistig und politisch seit Jahrhunderten im Vorkampf stehenden (und darum von liberalen und andern Rückwärtsern schmählich verleumdeten)*), damals grade stark bewegten Sachsen, war Leipzig entschieden der günstigste Ort in Deutschland für einen dilettirenden Jüngling, der das Zeug in sich hatte, ein **Volksmann** im vollsten Sinne des Worts zu werden: **Volksredner** und **Volksführer**.

Zu Ende der Kölner Wintersaison 1831/32 übernahm Ringelhardt die Leitung des **Leipziger Stadttheaters**. Er engagirte Blum, dem er am 24. Mai schrieb: In Bezug einer Anstellung für Sie in Leipzig kann ich Ihnen vorläufig Folgendes berichten: Ich will Ihnen einen monatlichen Gehalt von 15 Thlr. zahlen mit der Zusicherung, daß, wenn Sie sich in die Geschäfte eingearbeitet haben, ich die 200 Thaler pro Jahr voll machen will. Sie arbeiten dafür alle Schreibereien im Bureau, die ich Ihnen übertrage, sei es das Schreiben von Briefen, seien es Copialien oder Rechnungen oder das Ausschreiben von Rollen. Sie übernehmen ferner die Geschäfte bei der Kasse und Controle, die Ihnen übertragen werden, sowie andere Arbeiten des Theaters, die in Ihr Fach einschlagen." Und den 25. Juni schrieb er aus Leipzig: „Ihr Engagement können Sie am 15. Juli hier antreten, weil ich mit Ihnen alle Kasseneinrichtungen vorbereiten will, und die Billets einrichten, sowie Bibliothek und Musikalien, die ich unter Ihre Aufsicht stelle. Demnach werden Sie Theatersekretär, Bibliothekar und Kassenassistent, das sind die Stellen, die ich Ihnen gebe."

Eine sehr complizirte Stellung. Aber Blum, den es nach Leipzig zog, griff mit Freuden zu, obgleich er jetzt nicht mehr der Verlassene war wie früher, und ihm zwei andere Stellen angeboten waren. Er konnte indeß erst am 20. Juli 1832 nach Leipzig reisen.

Hier fand er sich so recht in seinem Element. „Das Theater brachte ihn mit allen Kreisen der Gesellschaft in Berührung, zumeist mit Schriftstellern, Musikern, Künstlern, aber auch mit dem Rathe, Redakteuren, Buchhändlern, Gelehrten. Mit Herloßsohn, Markgraff, Gustav Kühne, Julius Mosen, Burkhardt, Dr. Apel, Sporschil, Georg Günther,

*) Als ich obiges schrieb, dachte ich freilich nicht, daß einst „Cartellbrüder" kommen, den denkwürdigen „Sieg" des 21. Februar 1887 erfechten und triumphirend ausrufen würden: „Sachsen ist unser!" Das ist unzweifelhaft die schmählichste Verläumdung Sachsens, deren die Stöckerlinge sich je schuldig gemacht. W. L. 1888

Carl Cramer, Lortzing, Hofrath Winkler (Theodor Hell) sehen wir ihn bald in eifrigem persönlichen oder schriftlichen Verkehr. Mit dem Geographen Dr. Carl Andree wurde er bekannt."*)

Daß in dieser Schriftsteller-Atmosphäre Blum's Hang zur Schriftstellerei weidlich gepflegt wurde, liegt auf der Hand — und der Verkehr mit an Bildung und Wissen ihm überlegenen Männern machte sich auch bald durch einen sehr heilsamen Einfluß auf seinen Stil und die von ihm behandelten Stoffe bemerkbar. Er entfaltete eine bedeutende schriftstellerische Thätigkeit. Von seinen zahlreichen Aufsätzen über tagesgeschichtliche Themen — auch an der französischen Revolution versuchte er seine Kräfte — sind viele recht gut und sie bekunden ein stetiges Fortschreiten. Bald hatte er einen ausgebreiteten publizistischen Ruf, und wurde für seine Arbeiten gut bezahlt, so daß er eine ganz hübsche Einnahme hatte.

Am Theater selbst wurde seine Stellung immer einflußreicher; Ringelhardt war viel auf Reisen, und Blum, der dann Alles unter sich hatte, war schon um die Mitte der 30er Jahre die Seele der Leipziger Theaterleitung.

An „Theaterskandalen", die von der Leipziger Luft herrühren müssen, fehlte es beiläufig schon damals nicht. So hatte sich Blum einst, in seiner Eigenschaft als Theatersekretär im Namen und Auftrag Ringelhardt's an ein „Hochlöbliches Ober-Censur-Collegium hierselbst" (Leipzig) zu wenden mit der Bitte: „Daß es einem Hochlöblichen Ober-Censur-Collegium gefallen möge, unbeschadet jeder *wahren Kritik*, die in den hiesigen Blättern häufig enthaltenen Schmähungen, persönlichen Beleidigungen und boshaften Pasquille gegen das hiesige Theater und die einzelnen Mitglieder desselben zu unterdrücken (!) und dem Institut den zu seinem Bestehen nöthigen Schutz zu gewähren." —

Eine kleine „*Jugendeselei*", die mit der „Untreue der Geliebten" endete und natürlich im ersten Moment sehr tragisch genommen wurde, gab Blum ein melancholisches Gedicht ein, überschrieben „*Abschied*":

„Ein Schifflein schwebt auf dem empörten Meere
Und ringt verzweifelnd mit des Sturmes Noth,
Verloren ist ihm Richtung, Ziel und Fähre,
Der Mast zerschellt, der seinen Lauf gebot.

---

*) *Robert Blum*, von Hans Blum. S. 79.

Und durch die düstre, ungeheure Leere,
Die wild erbrausend, rings Verderben droht,
Starrt hin der Fischer in des Ostens Ferne,
Als sucht' er dort nach einem Rettungssterne.
Du kennst das Meer, das wilde, sturmempörte,
Das Leben ist's an Schmerzen und an Freuden reich;
Du kennst das Schifflein, das der Sturm zerstörte;
Ein Menschenglück ist's, ach so hoffnungsreich;
Du kennst den Schiffer, dem es angehörte,
Ein treues Herz ist's liebevoll und weich;
Du kennst den Hafen, den er heiß ersehnte
Und selig schon erreicht zu haben wähnte.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Erglänzt ihm einst das Licht mit seinem Segen,
Es findet einen morschen, müden Mann;
Und mag der Hafen in der Ferne winken,
Er wird ihn sehen, aber untersinken."

Etwas bedenkliche Verse. Aber sie halfen. Bei derartigem Gebrest ist die Poesie ein ausgezeichnetes Heilmittel. Eine Eselei wird homöopathisch durch die andere kurirt.

Blum, der auf dem geduldigen Papier im Angesicht des Hafens ertrunken war, schwamm in Wirklichkeit rüstig und wohlgemuth an das Ufer. Er that das Gescheidste, was ein „unglücklich Liebender" thun kann. Statt der „Ungetreuen" nahm er sich eine Andere, und die war ihm treu — „treu bis in den Tod".

Doch verfahren wir chronologisch.

Anfangs 1836 trat Robert Blum in den Freimaurerbund ein, hoffend, sich dadurch einen fruchtbaren Wirkungskreis zu sichern und die idealen Menschheitsziele fördern zu können. In der hochinteressanten „biographische Skizze", welche er vor der Aufnahme einzureichen hatte, sagt er u. A.: „Mein Bildungsgang ist der eines Menschen, den ein widriges Schicksal in seiner Entwicklung hemmt und zurückstößt. So mächtig mich auch in meiner Jugend die Sehnsucht festhielt am Wissen, ich war gezwungen, ein Handwerk zu erlernen, und trat nach vollendetem 17. Jahre eine traurige Selbstständigkeit an, indem die Kindespflicht mich hinaustrieb in das Leben, um meinen Eltern die Sorge für meinen Unterhalt abzunehmen. — — Der Durst nach Wissen, vom 12. bis 18. Jahre unterdrückt durch Mühen und Arbeit, erwachte erst dann wieder, als es zu spät war, die mangelnden Grundelemente in die Seele zu legen, und nur mit großer Mühe und anhaltendem Fleiße ist es mir gelungen, das Versäumte einigermaßen nachzuholen. Noch jetzt füllen Studien alle

meine Mußestunden aus, und meine größte Freude besteht darin, meine geringen Kenntnisse allmählig zu erweitern; und wenn mir das Glück zu Theil wird, als Mitglied eines Bundes aufgenommen zu werden, der die schönsten geistigen Kräfte in sich vereint, so hoffe ich davon vertrauensvoll einen wesentlichen Einfluß auf meine geistige und sittliche Vervollkommnung, nach der ich stets mit allen Kräften ringen werde. — — Heil dem Bunde, wenn die nothwendige, aber dem Herzen drückende Sonderung der Stände im konventionellen Leben jenseits seines Kreises liegt, wenn der Mensch im Menschen nur den Bruder sieht und sich nur freiwillig neigt vor der höheren Tugend desselben. Lieblich vereinigen sich dann die Wohlthaten und Vorzüge unserer gesteigerten Bildung und Intelligenz mit den süßen, kindlich reinen Freuden der patriarchalisch-brüderlichen Vereinigung, die nur in der Kindheit der Gesellschaft dem Menschengeschlecht gelächelt haben. Es wohnt dann im Bunde die wahre, reine Freiheit und Gleichheit, an welcher der Lichtblick des Denkers hängt als an dem Ideal menschlicher Glückseligkeit; nicht jene Freiheit, die auf den Trümmern der vernichteten sozialen Zustände ein blutiges Banner schwingt und der unglücklichen Menschheit Gleichheit giebt, indem sie Allen gleiches Elend bereitet; sondern jene Freiheit, die ein Kind ist des Lichts und des Rechts, der Ruhe und des Friedens, und die nur dann allen Menschen gleiche Glückseligkeit geben kann und wird, wenn Alle mit allen ihren Kräften an ihrer sittlichen Vervollkommnung arbeiten und festhalten an der Tugend, ohne welche keine Freiheit möglich ist. — — Mit frohem Herzen darf ich mir sagen, daß ich bis jetzt keinem Menschen Veranlassung gegeben habe, mich zu hassen, und kann die Versicherung hinzufügen, daß ich frei von jedem Hasse bin. Religion und Moral machen uns die Duldung zur Pflicht, und das Leben — besonders in der jetzigen vielbewegten Zeit — macht sie zur unbedingten Nothwendigkeit eines friedlichen Daseins. Ich habe nach Kräften gestrebt, mir diese Tugend, wenn ich es so nennen darf, anzueignen, und traue mir den Muth zu, sie in allen Verhältnissen auszuüben. — — So fest ich überzeugt bin, daß die Religion im weiteren Sinne das höchste Gut des edlen Menschen ist, so klar liegt es vor mir, daß dieselbe rein und vollkommen gefunden werden muß in dem Bunde, der die Tugend als Kultus übt und nur für die höheren Interessen des menschlichen Daseins wirksam ist."

Wir sehen aus diesen Darlegungen, daß Blum," dem trotz seiner Erziehung in der Jesuitenschule doch niemals religiöser Fanatismus beigebracht worden zu sein scheint, sich bereits 1836 dem katholischen, ja jedem Dogma entzogen hatte und nur noch „die Religion im weiteren Sinne" anerkennt, die er mit der Moral zusammenstellt. In seinen politischen Anschauungen folgt er dem Zug seiner Zeit. „Die Freuden der patriarchalisch = friedlichen Vereinigung, die nur in der Kindheit der Gesellschaft dem Menschengeschlecht gelächelt haben, sind Rousseau'sche Phantasien (durch die moderne Wissenschaft, schon vor dem Darwinismus, als Märchentraum nachgewiesen), die aus Paris herüber gedrungen sind, ebenso wie die Lehre von der „wahren reinen Freiheit und Gleichheit", die nach der Julirevolution unter Louis Philippe, der „besten der Republiken", von allen französischen Zeitungen und Rednern gepredigt wurde. Aus der Reproduktion dieser Lehre schließen zu wollen, daß der 29jährige Robert Blum ein zahmer Nationalliberaler war, und zwar so in der Wolle gefärbt, daß er bis zum Ende seiner Tage ein zahmer National=liberaler bleiben mußte, — das ist ein Geniestreich, dessen nur ein Herr Hans Blum fähig ist.*)

Erwähnt sei hier, daß Blum mit seinem praktischen Blick nicht lange Zeit brauchte, um sich zu überzeugen, daß der Freimaurerbund im Grund nur ein Schwindel ist. In seinem „Volksthümlichen Handbuch der Staatswissenschaften und Politik" schrieb er später: „Die Freimaurervereine sind jetzt nichts weiter als Wohlthätigkeitsvereine. Die Formen, Gebräuche und Symbole des Ordens sind eines denkenden Menschen geradezu unwürdig. — — Die Aufhebung jedes Unterschieds in den Logen ist nicht wahr. Man nennt sich zwar Bruder, aber Stand, Rang und Geld haben in den Logen dieselbe Bedeutung wie außerhalb derselben. Auch die Bekenntnißverschiedenheit macht sich in den Logen geltend und steigt bei vielen bis zur völligen Unduldsamkeit; so sind z. B. in vielen Logen die Juden ausgeschlossen." —

Mehr und mehr gerieth Blum in die politische Bewegung. Durch Sachsen, das seit 1831 sich eine Verfassung errungen hatte, ging eine freiheitliche Strömung, wie, Baden

*) Herr Hans Blum sagt das allerdings nicht ausdrücklich in „seinem Zeit= und Charakterbild für das deutsche Volk", aber er druckt den bezüglichen Passus gesperrt ab (S. 90). Und wäre noch ein Zweifel, so würde er durch die sehr deutlichen Bemerkungen zu ähnlichen Aeußerungen aus dem Wege geräumt.

ausgenommen, durch kein zweites deutsches Land. In der zweiten Kammer herrschte sie vor; ein Todt, ein Dieskau begeisterten das Volk weit über die sächsische Grenze hinaus. Freilich — und das war ja das Charakteristikum (die bezeichnende Eigenschaft) der vorachtundvierziger Bewegung — die verschiedenartigsten Elemente schwammen in demselben Fahrwasser. So finden wir Robert Blum damals — um 1836, 1837 — im innigsten Zusammenwirken mit Männern wie Joseph, der sich nach 1848 als fanatischer Borussomane und Einheitsreaktionär entpuppte.

Im Jahr 1837 wurden von einem Freunde Blum's, dem Buchhändler Friese, die „Sächsischen Vaterlandsblätter" gegründet (Anfangs in Dresden erscheinend), welche der aufstrebenden Opposition zum Centralorgan dienen sollten und ihre Aufgabe auch vortrefflich erfüllten. Blum ward einer der eifrigsten Mitarbeiter, und ging später mit der Absicht um, das Blatt in seinen Besitz zu bringen, mußte jedoch davon absehen, weil ihm, als „gemeingefährlichem" Menschen, die obrigkeitliche Genehmigung versagt wurde!

Zum ersten Mal trat Blum bei einer größeren Gelegenheit öffentlich auf am 6. November 1837, wo das Gustav-Adolf-Denkmal zu Lützen eingeweiht wurde. Er brachte einen der Trinksprüche aus. Das Fest verlief glänzend. Wir haben von Blum eine ausführliche Schilderung, aus der übrigens jede Erwähnung seines Trinkspruchs, der begeisterten Widerhall gefunden hatte, bescheidener Weise weggelassen ist. Eine Stelle aus diesem Festbericht müssen wir ausheben, weil sie zeigt, daß Blum, obgleich im Wesentlichen noch politischer Schwärmer, sich doch schon ein scharfes politisches Urtheil und historisches Verständniß erworben hatte. Er schreibt über Jahn, der dem Fest beigewohnt hatte: „Auf dem Markt (in Lützen) war plötzlich ein graues Denkmal zu erblicken, ein wanderndes, ein verwittertes Monument vergangener Zeit: der alte, biedere, viel verketzerte, viel gekränkte, aber gewiß ehrwürdige Jahn. Seine Erscheinung erregte Aufsehen und sammelte einen Kreis von Menschen um sich, die ihn mit neugierigen Blicken, wie einen Fremden aus ferner, unbekannter Welt anstaunten. Und er ist ein Fremder in unserer Zeit; seine historische Bedeutung, seine öffentliche Existenz knüpft sich an einen Himmelsstrich der Weltgeschichte, der dem unsrigen sehr fern liegt, und dessen Dasein unsere Enkel gar nicht mehr begreifen werden. Jahn ist das Monument des Deutschthums von 1812 und 1813.

Mochte dieses Deutschthum abstoßend sein in einigen Formen, unfreundlich in seiner äußeren Schroffheit, es war eine Zeiterscheinung voll Kraft und Hoffnung, voll Mark und volksthümlichen Lebens, voll schöner Keime und mächtig schwellender Fruchtknospen. Es war begreiflich, daß ein Mann sich dieser Richtung ganz hingab und den geistigen Kern der Sache zur Anschauung brachte durch seine Bestrebungen. Jahn hat es gethan, mit Liebe und Eifer gethan, und seine ganze Individualität daran gesetzt. Das eben ist sein Unglück, daß sein geistiges Sein aufging in diesen Bestrebungen; denn als die Gestalt der Dinge sich sehr bald änderte, als man ihn von sich stieß, er aber auf der eingeschlagenen Bahn verharrte, da verstand ihn bald die Welt nicht, und er wurde zur *Carrikatur seiner selber*. Das alte Lied vom *Franzosenhaß* klang inmitten neuer Lebensfluthen wie ein altes Zauberlied in ossianischer Sprache, das ein grauer Barde vom einsamen Fels singt, um die Fluth zu beschwören. Aber die Fluth will sich nicht mehr bannen lassen, und die Schiffer, die mit neuen Wimpeln segeln, lachen über die seltsame Weise. So stand Jahn vereinsamt da im wechselvollen Leben und tappte blindlings umher, um die neuen Zustände zu erfassen, die ihm entschlüpften, weil die Spekulation an die Stelle der That getreten war. Da wurde er Greis aus Verzweiflung, und als eine *Ruine vergangenen Lebens* wandelte er gespenstisch durch die Gegenwart. So steht er noch da: seine Gestalt, seine männliche Haltung und der kräftige Ausdruck seines Gesichts repräsentiren die Kraft der That und den eisernen Muth der Hoffnung, indessen sein schneeweißes Haar an den Verfall seiner Epoche gemahnt. Sein silberweißes Bart- und Haupthaar flattert zerstreut im Winde, wie die Hoffnungen und Entwürfe von 1813 spielend verweht wurden von dem Zugwind wankender Menschentreue. Lacht nicht über diese Ruine, Zeitgenossen; ehrt sie und denkt an unser eigenes Schicksal! *Unsere Zeit ist ganz geeignet, das männlich schlagende Herz zu beruhigen in harmlosem Wahnsinn. Wer weiß, ob nicht auch wir stereotyp werden mit unseren Träumen künftiger Weltgestaltungen, ob wir nicht fortphantasiren und an der Spekulation hängen bleiben, wenn das Leben erwacht ist zur That.* Man soll uns dann nicht verlachen! Es war ja das heiße Herzblut, die schöne Kraft der Jugend und die goldene Hoffnung der Zukunft, womit wir diese Träume gepflegt und genährt.“

Wie richtig ist hier Jahn und seine Stellung zur Zeit aufgefaßt. Und bedenke man: das war im Jahre 1837, und 11 Jahre später fanden sich in Deutschland Tausende für vernünftig und freisinnig geltender Männer, welche die unglückliche „Carrikatur seiner selber“ in das deutsche Parlament schickten, damit er Deutschland neu gestalten helfe!

Psychologisch bedeutsam ist die von uns durch Sperrschrift ausgezeichnete Stelle*) vor dem Schlußsatz unseres Citats. Wer so die Möglichkeit des „Stereotypwerdens“ fürchtet, der ist gefeit dagegen, — die bloße Erkenntniß der Möglichkeit ist ihm sicherer Schutz. Robert Blum war nicht der Mann des „Fortphantasirens“ und „An der Spekulation hängen bleibens“. Als „das Leben zur That erwachte“, da war er am Posten, — nicht petrefakt, „stereotyp“, sondern lebendig, lebend mit der Zeit, vorwärts eilend, bereit zur „That“, welche die Zeit ihm auferlegte — und galt es auch das Leben! —

Kurz nach der Lützener Denkmalsfeier bot sich ein noch unmittelbarerer Anlaß zur Betheiligung an der oppositionellen Strömung. Wir sagen „oppositionell“, weil wir einen anderen Ausdruck nicht kennen: liberal wäre zu wenig, demokratisch zu viel — „man“, das heißt die bürgerliche Welt mit dem was drum und dran hing, war unzufrieden mit den bestehenden Zuständen, die allerdings der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands nicht mehr entsprachen, und „man“ machte Front gegen die bestehenden Zustände, ohne sich über positive Ziele klar zu sein. Jener Anlaß war die Absetzung der „sieben Göttinger Professoren“, des berühmten „Siebengestirns“, das gegen den Verfassungsbruch des englischen Hochtory's Ernst August protestirt hatte. An sich war die Sache höchst unwichtig: wir sind seitdem an ganz andere Dinge gewöhnt worden, — aber für das Deutschland des letzten Drittels der Dreißiger Jahre war es ein Ereigniß, das namentlich auch in Leipzig, wohin zwei der Abgesetzten (Dahlmann und Albrecht — ihre Schicksalsgenossen waren Weber, Gervinus, Ewald und die beiden Grimm) sich wandten, beträchtliche Aufregung hervorrief. Robert Blum hielt damals seine erste öffentliche Rede; im Namen der freisinnigen Bürger Leipzigs empfing er, begleitet „von Hunderten gleichgesinnter Männer“, Dahlmann und Albrecht — seine Worte „galten

---

*) Herr Hans Blum hat sich wohl gehütet, sie mit nationalliberalem Fettdruck zu dekoriren.

der Anerkennung opfermuthiger Pflichterfüllung, unbeugsamer Manneswürde, der Brandmarkung rechtloser und eidbrüchiger fürstlicher Willkür.“ *)

Es war das Mitte Dezember — am 11. Dezember war die Absetzung als Antwort auf den am 17. November erlassenen Protest gefolgt. —

Am 3. Februar 1838 verlobte sich Robert Blum mit der 18jährigen Mathilde May. Die Treue bot reichlichen Ersatz für die Untreue. Um heirathen zu können, mußte Blum nach damaligem Leipziger Gesetz ein Grundstück besitzen. Zu diesem Zweck kaufte er „ein Haus“ (Preis mit „Kosten“ 126 Thaler 6 Groschen), — eine Bretterbude in der Nähe von Leipzig. Am 21. Mai fand die Hochzeit statt.

Die Ehe war sehr glücklich — und sehr kurz. Sie kam nicht über die Flitterwochen hinaus. Im August, auf der etwas verspäteten Hochzeitsreise, erkrankte die junge blühende Frau, nur mit Mühe wurde sie noch nach Leipzig geschafft — am 31. August war sie todt.

Das war ein harter Schlag, der sich schwer verwinden ließ. „Ich unternehme es nicht“, schrieb Blum am 9. September an seine ‚lieben Eltern‘, „Euch unseren Jammer zu schildern; wozu soll ich Worte machen über Dinge, die sich nicht beschreiben lassen. Meinen Verlust könnt ihr selbst abschätzen in seinem ganzen ungeheueren Umfang. Von allen Aussichten, von allen Glücksträumen, die ich mir mit so vielen Mühen, Sorgen und Kosten erworben hatte, ist mir nichts geblieben; das ist die ganze Ernte von dem üppig prangenden Felde meiner Hoffnungen. Was ich im vorigen Jahre so sehnsüchtig zu verlassen wünschte, das öde, einsame, herzlose Junggesellenleben, ich werfe mich jetzt in dasselbe zurück, um den marternden Erinnerungen zu entfliehen, die in meiner zertrümmerten Häuslichkeit mich verfolgen. Ich muß mein schönes freundliches Logis verlassen (bei den Eltern der Verstorbenen), denn ich kann keine Ruhe und keinen Arbeitsmuth darin finden, und doch muß ich arbeiten, viel, viel arbeiten, wenn ich die drückenden Nachwehen der entsetzlichen Woche verlöschen will. Ach, das Schicksal hat uns fürchterlich betrogen — nur den kürzesten Frühling hat es uns gegeben und dann ungerechter Weise den herbsten Winter folgen lassen. Doch, ich will ja nicht klagen. — — Sonntag, den 2. September wurde Adelheid beerdigt; der traurige Fall

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 103.

hatte die Stumpfheit der Menschen ungewöhnlich aufgeregt und Theilnahme erweckt. Sarg und Träger vermochten kaum die Kränze zu fassen, die von allen Seiten geschickt wurden. Schaarenweise waren die Menschen gekommen, sie zu sehen. Ach, sie sah so friedlich still und lieb aus; ihre schönen Brautkleider hatte sie seit der Traunng nicht wieder angezogen, jetzt liegt sie darin im Sarge. Fürchterlicher Wechsel, einmal zur Trauung, einmal im Sarge! und in so kurzer Zeit. — Wir hatten nur drei Wagen angenommen, die der Leiche folgten; aber alle meine Bekannten kamen uneingeladen in eigenen Wagen, und es wurde ein langer, feierlicher Zug. Auf dem Gottesacker waren Hunderte von Menschen zusammen, das ganze Theaterpersonal stand um das Grab und empfing den Sarg mit feierlichem Gesang; Düringer (ein befreundeter Literat, mit dem Blum aber bald darauf zerfiel) hielt eine vortreffliche Rede, ein erhebender Chor, von Stegmeyer komponirt zu diesem Zweck, folgte darauf, und der Geistliche, der uns getraut hatte, sprach den letzten Segen. Dann sank mein armes junges Weib in die Tiefe, aus der sie ewig nie wiederkehrt! Ich habe von alledem fast nichts bemerkt, denn alle meine Sinne hafteten auf dem schwarzen Sarge und dem tiefen Grabe; aber ganz Leipzig sprach drei Tage lang von dieser Leichenfeier, wie selten eine gesehen wurde. Der oft verketzerte Schauspielerstand hat sich darin ein schönes Denkmal gesetzt. . . Es ist dies der bitterste Brief, den ich in meinem Leben geschrieben habe."

Das wollen wir ihm glauben.

Zum Glück giebt es für den Gesunden und Starken eine Trösterin in jedem Leid, und sie heißt: Arbeit. Und Robert Blum fehlte es nicht an Arbeit.

Im obigen Brief, der neben dem furchtbaren Seelenschmerz des Mannes doch auch die angesehene und ihn befriedigende Stellung Blum's erkennen läßt, erfahren wir, daß er arbeiten, viel, viel arbeiten mußte. Er meint damit, außer den gewohnten Berufsarbeiten, sein erstes selbstständiges literarisches Unternehmen: das „Allgemeine Theaterlexikon". Am 29. Juni (1838) hatte er nebst Herloßsohn und Markgraff mit Major Pierer in Altenburg und Carl Heymann aus Berlin als Verleger einen schriftlichen Vertrag abgeschlossen, nach welchem das Theaterlexikon in drei Bänden von höchstens 75 Bogen in Duodez erscheinen sollte. Für den Druckbogen zahlten die Verleger drei Friedrichsd'or; bei einem Absatz von zwei Drittel der Auflage, die auf

3500 Exemplare bemessen wurde, sollte noch eine Nachzahlung von 14 Groschen pro Bogen stattfinden. Das Theaterlexikon, welches beiläufig der Anlaß zum Bruche mit Düringer wurde (aus Aerger, daß er nicht in die Redaktion kam, gründete dieser ein kläglich mißlungenes Gegenunternehmen), entsprach den gehegten Erwartungen der Verfasser, der Verleger und des Publikums. Es verkaufte sich gut und ist noch heute brauchbar. „Unter allen schriftstellerischen Arbeiten, die Blum hinterlassen, steht es in unseren Augen am höchsten, weil der Verfasser bei diesem Werke seinen Stoff am vollständigsten beherrschte — während das z. B. bei seinem „Staatslexikon" durchaus nicht der Fall war — und am wenigsten Tendenz hineintrug, vielmehr rein sachlich und mit weiser Objektivität arbeitete. Auch kam dem Werke zugute die Mitarbeiterschaft einer großen Anzahl praktischer Kenner der Sache, in deren Herbeiziehung Blum unermüdlich war." *)

Die Arbeit erwies sich als gute Trösterin — die Herzenswunden heilten allmählig, das Leben zog den lebenskräftigen Mann unwiderstehlich an sich heran, und ehe ein Jahr verflossen war, erblühte ihm von Neuem Liebeslust und die Hoffnung auf Familienglück. Und diesmal betrog das Schicksal ihn nicht.

Die Schwester seines Freundes Günther — Eugenie, abgekürzt Jenny Günther, war ihm in seinem Schmerz eine treue Freundin, und aus der Freundschaft pflegt in derartigen Fällen die Liebe zu entspringen. Schon im Mai 1839 war das Verhältniß so weit gediehen, daß, um Reibungen mit der Mutter der ersten Frau zu vermeiden, nach Ansicht Robert Blum's selber, eine vorübergehende Entfernung Eugeniens sich rathsam machte. Die „Freundin" ging am 5. Mai nach Kappel bei Chemnitz zu Bekannten. Blum, der bei der Abfahrt nicht zugegen war, ließ ein Briefchen an sie abgeben: „Meine Freundin! Sie haben mir ein Recht gegeben zu dieser Anrede, als Sie eine ähnliche an mich richteten, und es würde mir sehr weh thun, mich dieses, wenn auch nur geschenkten, Rechtes entäußern zu müssen. So komme ich denn, Ihnen als Freund ein herzliches Lebewohl und eine glückliche Reise zu wünschen. Mögen Sie die frohen und glücklichen Tage rein und ungetrübt ge-

*) Robert Blum, von Hans Blum, S. 108 — ein Urtheil, dem wir uns ausnahmsweise einmal anschließen — trotz des schauderhaften Deutsch, und trotz des nationalliberalen Clown's, der hinter der „wenigsten Tendenz" grinst.

nießen, möge der mächtig heranquellende Lenz in Ihrer Seele ein treues, grünend und blühendes Abbild finden und so der Doppelreiz jugendlicher Schöpfung und Empfindung Sie durchglühen und Ihnen die prangende Natur doppelt schön machen — mögen Sie aber auch nach diesem Genusse gesund und heiter zurückkehren und beim Wiedersehen ebenso mild und freundlich sein Ihrem Sie herzlich grüßenden

R. Blum."

Es ist ja nichts Besonderes in diesem Zettelchen — tausend und abertausendmal ist Aehnliches geschrieben worden — gerade so gut, gerade so ernst gemeint — aber es ist die aufkeimende Liebe Robert Blum's, die sich uns hier ankündigt, und Robert Blum, der so tapfer für sein Volk und für die Sache des Volkes in den Kampf und in den Tod gegangen ist, hat ein Recht darauf, daß wir in ihm nicht bloß den Blutzeugen und Helden verehren, sondern auch den Menschen, dessen Seelen- und Herzensleben für uns ein nicht minderes Interesse hat, als sein geistiges Leben und sein politisches Wirken. Ist doch das eine von dem andern nicht zu trennen.

Das Briefchen, welches wir soeben veröffentlicht, bildet den Ausgangspunkt einer Correspondenz, die „ein wahrer Schatz genannt werden kann. Niemals vorher und nachher hat Robert Blum so viel Muße und Neigung gefunden, sein Innerstes so rückhaltlos zu offenbaren, über alle möglichen Fragen der Zeit, wie über die ewigen großen Räthsel des Menschenherzens und Menschendaseins so eingehend sich zu verbreiten wie in diesem Briefwechsel." *)

Wir müssen uns auf die Mittheilungen des Charakteristischsten beschränken.

Ende Mai oder Anfang Juni — das Datum ist nicht angegeben — schreibt er der „Freundin" über einen Ausflug nach Dresden und Tharandt: — — „Sie (die damals frisch eröffnete Leipzig-Dresdener Eisenbahn) ist ein Werk, das Bewunderung verdient; besonders der Tunnel macht einen großartigen Eindruck. In dem Felsengewölbe selbst herrscht die tiefste Nacht, und das Brausen der Maschine und der dahinsausenden Wagen bricht sich schauerlich an der düstern Wölbung. Die Damen, die im Wagen saßen, wurden ordentlich ängstlich. Ich habe auf dem Weg gedacht, daß in des Menschen Natur ein gewisses Etwas liegt, was zur Knechtschaft hin-

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 121.

drängt, was ihn ebenso sehr fähig und geneigt macht zu tyrannisiren, als tyrannisirt zu werden. Sehen Sie sein ganzes Treiben an: es ist eine fortwährende Knechtung der vorhandenen Wesen und Kräfte; er knechtet die Thiere, die Elemente, den Boden und zieht jetzt gar schwere eiserne Ringe um die arme Erde. Ueberall ein Streben nach Vermehrung harter Bande, nirgend, nirgend nach Sprengung derselben, nach Befreiung. Wie, sollte der Mensch, der so großartige Dinge vollbringt, nicht augenblicklich das Joch zersprengen können, welches ihn drückt, seit Jahrhunderten, — wenn er nur ernstlich wollte? Aber das ist das Schlimme, daß nur so Wenige wollen."

Wir haben die Stelle hauptsächlich des Schlußsatzes wegen angeführt. Auf das Unpassende der Nebeneinanderstellung politischer Knechtung und der Knechtung der Elemente, die doch die Hebung und Befreiung des Menschen zum Zwecke hat, brauchen wir uns nicht einzulassen.

Um diese Zeit entdeckten die zwei „Freunde", daß sie sich in puncto der „Freundschaft" geirrt hatten, und es erfolgte eine Verständigung mit obligater Verlobung. Wie sich das ziemt, that er den ersten Schritt. In einem Brief hatte Eugenie den Vorschlag gemacht, nach Amerika zu gehen. „Nein, liebe Jenny" (mit der „Freundin" war es schon aus), antwortete er am 14. Juni 1839, „nach Amerika gehen wir nicht, wenigstens nicht, so lange noch ein Fünkchen Hoffnung vorhanden ist, für die Freiheit und einen besseren Zustand des Vaterlandes wirken zu können. Ja, wenn hinten, weit in der Türkei die Völker nicht aufeinanderschlagen; wenn Louis Philippe seine ganze Nichtswürdigkeit durchsetzt; wenn Ernst August (von Hannover) triumphirt und, wie sich von selbst versteht, einige Dutzend Nachahmer findet, dann wollen wir wieder davon reden, das heißt, wenn wir dann noch können und nicht füsilirt sind. Das Wirken für die Freiheit, nur die Aussicht, die entfernte Hoffnung dazu, ist äußerst reizend und wohl eines trübseligen Harrens werth. Aber ich glaube nicht, daß das Streben nach dieser einen, allerdings heiligsten Pflicht es ausschließt, daß wir uns das einmal unvermeidliche Harren so angenehm als möglich machen; ja insofern eine das Herz und den Geist gleichmäßig befriedigende Existenz dazu dient, uns zu veredeln und unsere Kräfte zu stärken und zu entwickeln, so dürfte es nicht bloßer Egoismus sein, wenn wir trachten, uns eine solche Existenz zu begründen. Eine solche fehlt mir

und mein Herz sehnt sich darnach mit aller Inbrunst, sehnt sich hinaus aus dem öden, farb- und reizlosen Allein. — Können und wollen Sie es versuchen, mir einen stillen, freundlichen Tempel der glücklichen, anspruchslosen Häuslichkeit zu bauen und das traulichste Plätzchen darin nach eigner Wahl sich zu behalten, ihn ganz und gar mit mir theilen, bis uns eine höhere Pflicht hinausruft in das rauhe Leben oder in das unerforschte Jenseits? — Sehen Sie, wie ich anfing, stand ein langer Brief vor meiner Seele, mit dieser einen gewichtigen Frage aber bin ich erschöpft; ich lege sie Ihnen trocken vor, ohne Schminke, ohne Commentar. Sie kennen die Verhältnisse, Sie glauben den Menschen zu kennen. Nun harre ich Ihrer Entscheidung entgegen; sagen Sie nein, so thun Sie das kurz, ohne Gründe, ohne Bedenken. Sie wissen, ich habe eine derbe Schule durchgemacht und kann etwas ertragen. Denken Sie dann, ich habe Ihnen einen neckischen Traum erzählt. Sie haben darüber gelächelt und ihn vergessen. Aber darum bitte ich Sie dringendst, stehen Sie mir deshalb in der Folge nicht ferner als bisher. Lassen Sie, liebe Jenny, nicht zu lange zwischen Furcht und Hoffnung schweben Ihren Robert."

„Und ich sollte nein sagen?" war die umgehende Antwort. „Ewig Deine Eugenie!"

Das war die Verlobung.

Die Liebesidylle läßt Blum keinen Moment den Ernst der Zeit vergessen, nicht die Pflichten, die sie ihm auferlegte, nicht die Möglichkeit einer Katastrophe. Ein prophetischer, fast tragischer Ton klingt aus einem Brief vom 6. Juli heraus. Die Geliebte hatte dem Gedanken Ausdruck gegeben, ein „Wetterschlag aus heiterm Himmel könne ihr Glück plötzlich zerstören." Da antwortet er: „Unsere Zeit, die mit furchtbarem Druck nicht allein auf dem öffentlichen Leben lastet, sondern auch mit den Krallen der Tyrannei hineingreift in das Heiligthum der Familie und mit roher Gewalt die zartesten Bande sprengt, ist wohl geeignet, uns mit derartigen Betrachtungen vertraut zu machen. Eugenie, wärst Du ein Weib wie tausend andere, selbst von der besten Sorte, ich würde Dir bei dieser Betrachtung sagen: tritt zurück! Oder ich würde gewaltsam mit Dir brechen oder mich bestreben, Dir unerträglich zu werden. Da mir aber ein gütiges Geschick in Dir nicht bloß ein gutes und liebendes, sondern auch ein edles, denkendes und des höchsten Aufschwungs fähiges Weib so unverdient zuführte, so schließe ich Dich mit

um so größerer Inbrunst an das Herz und rufe Dir zu: „Laß uns genießen das süße Glück der Stunde; aber laß uns vorbereitet sein, daß die nächste Stunde Alles zertrümmern kann! Laß uns gestählt sein für die Leiden, die da kommen — ja ich sage fast mit Zuversicht: kommen werden — und nie vergessen, daß die neidischen Götter Opfer verlangen, ehe sie der Menschheit ersehnte Güter gewähren. Die Liebe sei uns dann der leuchtende Stern in dunkler Wetternacht; er schimmert ja durch Gitter und Mauern und verscheucht die Finsterniß. Liebe und Freiheit sei uns ein unzertrennliches Zwillingsgestirn, dem wir folgen, auf welche Bähnen es uns auch führen mag. Du kannst nicht glauben, wie glücklich es mich macht, zu wissen, daß diese Worte in Deinem Herzen widerklingen, daß Du das starke Mädchen bist, welches sie nicht allein mitzufühlen, sondern auch darnach zu handeln vermag. Der Himmel weiß, warum ich unter allen Männern so bevorzugt bin, Dich gefunden, mir Deine Liebe errungen zu haben. Aber ich bin's und daß ich's bin, ist meine Seligkeit." — —

Diesem Brief waren einige Geschenke beigefügt; Jenny dankte dafür und schrieb im schmerzlichen Bewußtsein ihrer Armuth: „Du beschenktest mich so reich und ich habe nichts, gar nichts, nicht einmal das, was man auch nur die bescheidenste Ausstattung eines Mädchens nennen kann."*) Die Antwort war ein längerer Brief vom 13. Juni, dem das nachstehende Gedicht beilag:

„Du hättest nichts dem Bräutigam zu bieten
An Werth und Schmuck? das thut mir wahrlich leid,
Man zieht solch inhaltleere Menschen-Nieten
Nicht gern in unsrer materiellen Zeit.
Und bringst Du mir nicht Heirathsgut, nicht Schätze
An Silber, Gold und Perlen reichlich ein,
So sag' ich nach modernem Zeitgesetze:
Lass' ab von mir, mein Kind, es kann nicht sein!

Ja Silber will ich! Zwar nicht jenes weiße
Und glänzende Metall, das aus dem Schooß
Der Erde holt der Mensch in blut'gem Schweiße,
Damit zu fälschen und zu prunken bloß; —
Ich will das Silber ewig wahrer Liebe,
Die sich als haltbar, ächt und rein bewährt,
Die selbst der Schicksalswolken bange Trübe
Mit mildem Glanz erhellet und verklärt.

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 130.

Und Gold will ich! Zwar nicht das vielverfluchte,
Das in der Berge tiefen Gründen ruht;
An das der Menschen Habgier, die verruchte,
Die Seele setzt und Ehre, Recht und Blut; —
Ich will das Gold der felsenfesten Treue,
Das jeder Probe, auch der schärfsten, steht;
Das Gold, das stets im Herzensschacht auf's Neue —
Wie viel man auch davon verbraucht — ersteht.

Und Perlen will ich! Zwar nicht aus den Tiefen
Des Meers, wo von Dämonen sie bewacht,
Den süßen Schlummer des Vergessens schliefen,
Eh' sie die frevle Gier an's Licht gebracht.
Ich will die Perlen heiliger Empfindung,
Des Mitgefühls bei Andrer Schmerz und Lust,
Das Sinnbild göttlich-menschlicher Verbindung,
Wie's thront in Tiefen einer edlen Brust.

Und daß zum Reichthum Reichthum sich geselle,
Biet' ich Dir — karg zwar — gleiche Mitgift dar;
Wir bergen für des Lebens Wechselfälle
Die Güter auf der Laren Hochaltar. —
Du hast und bringst mir reichlich diese Schätze!
Und wüßt' ich nicht, Du brächtest sie mir ein,
Dann nach dem ewigen Vernunftgesetze
Sagt' ich: Laß ab, es kann, es darf nicht sein."

Robert Blum ist kein Dichter von Natur Gnaden, aber wie es wahr ist, daß der Zorn zum Redner macht, so wahr hat die Liebe ihn hier zum Dichter gemacht. — —

Doch nun wieder in's Ringen des öffentlichen Lebens.

„Jetzt geht's an die Wühlerei!" schreibt er am 20. Juli der Braut. Und, gewöhnt was er that, tüchtig zu thun, hat er denn auch tüchtig „gewühlt".

Es gab Landtagswahlen, und Blum ging auf eine „Agitationsreise" ins Vogtland, wobei er seinen Zweck erreichte, sich aber auch das Bein verrenkte, so daß es geschient werden mußte. Dies war die „Wühlerei" Nr. 1. Die „Wühlerei" Nr. 2 galt der Organisation sämmtlicher Oppositionselemente in Deutschland. Von wem die Idee ausgegangen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls war Blum einer der Hauptmacher. Er war nicht mehr bloß im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, er war selbst ein Mittelpunkt des politischen Lebens geworden. Mit allen namhaften Oppositionsmännern Deutschlands steht er in Verbindung — mit Johann Jacoby sowohl, wie mit den badischen Kammerwortheldеn. Dem Namen nach galt es die Gründung eines Centraloppositionsblatts — das war indeß bloß das Aushängeschild — in Wirklichkeit handelte es sich um eine Ver-

einigung und Organisation der über ganz Deutschland zerstreuten „Männer des Fortschritts", — natürlich nicht um einen „Geheimbund", wie der gestaltenseherische Sohn meint. Um die Sache in Fluß zu bringen, ward eine Konferenz arrangirt — in Frankfurt und Mainz — zu welcher Robert Blum sich als Delegirter begab. „Was das Resultat meiner Reise betrifft," schreibt er am 3. November nach seiner Rückkehr an die Braut, „so hat dasselbe zwar nicht allen Wünschen entsprochen, aber doch die Erwartungen übertroffen. Es ist zu hoffen, daß bei der Einigkeit zwischen Verlegern und Redakteurs ein tüchtiges Werk zu Tage gefördert werde, wozu einstweilen rüsrige Vorbereitungen getroffen werden. Gott gebe seinen Segen." Nun, wenn die Erwartungen Blum's übertroffen wurden, müssen sie sehr, sehr gering gewesen sein. Die erstrebte Organisation kam nicht zu Stande, und konnte nicht zu Stand kommen, weil die Oppositionselemente von viel zu verschiedenartigem Wesen waren. Die Bewegung von 1848 hat niemals eine eigentliche Organisation gehabt — das einzige Band, welches die „Männer des Fortschritts" („Verleger und Redakteurs") zusammenhielt, war — das wiederholen wir — die Gemeinsamkeit der Opposition. Bloß in der Thatsache des Opponirens war man einig — nicht über den Zweck, nicht über ein Programm — an ein Programm dachte man gar nicht. Freilich, die oppositionelle Stimmung war allgemein, das machte die „Opposition" mächtig, das hätte sie unwiderstehlich gemacht, hätte ihr 1848 den Sieg gegeben, wenn sie organisirt und zielbewußt gewesen wäre. — —

Am 29. April 1840 heirathete Blum seine Jenny, und das junge Paar bezog ein kleines Häuschen hinter der Funkenburg an der Frankfurter Straße. Hier wurden dem glücklichen Paar zwei Söhne geboren. —

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, an die sich eigenthümlicher Weise große Hoffnungen geknüpft hatten, kam ein frischer Anstoß in das politische Leben Deutschlands. Die nothwendigen Enttäuschungen wurden ihrerseits zum Sporn. Blum war sehr thätig. Das vierhundertjährige Jubiläum der Buchdruckerkunst (24. Juni 1840) wurde zu einer imposanten Demonstration für die Preßfreiheit benutzt. Im Winter 1840 und 1841 wurde der „Literatenverein" — das Wort „Literat" war zu jener Zeit noch nicht eine Beleidigung — gegründet, zu dessen Vorstand Blum vom Jahre 1841 an gehörte. Der

Verein war nicht direkt politisch — die Politik war sogar ausdrücklich durch die Statuten verbannt —, aber er bezweckte „gemeinsame Beachtung, Prüfung, Berathung und Entschließung hinsichtlich aller Verhältnisse, welche die Ehre und die Interessen des Literatenstandes, der Literatur und der Presse angehen", und machte es den Mitgliedern zur Pflicht, „alle dahin einschlagenden Angelegeheiten, die den Vortheil und die Ehre der Literatur und der Presse betreffen, im Verein zur Kenntniß und Sprache zu bringen, damit ein allseitiges Einverständniß hierüber möglich werde und nöthigenfalls die öffentliche Darlegung des Gesammtwillens erfolgen könne."

Da nun die Frage der Preßfreiheit zu jener Zeit so ziemlich die brennendste von allen war, und diese Frage eine eminent politische ist, so ergiebt sich von selbst die politische Tendenz des Literatenvereins.

Einen ähnlichen Zweck hatte die gleichfalls vornehmlich von Robert Blum bewirkte Gründung des Leipziger Schillervereins im Herbst 1840. Das erste Schillerfest war am 9. November 1840; Blum hielt die Festrede, wie auch später jedes Jahr bis 1847 — am 9. November 1848 feierte er das Schillerfest auf der Brigittenau! — „Er verstand es," sagt Flathe in seiner Geschichte von Sachsen, „diesen Schillerfesten durch eine künstliche Mischung des politischen mit dem poetischen Elemente einen immer frischen Reiz und eine nicht unwichtige Einwirkung, besonders auf den niederen Bürgerstand zu geben."

In seiner ersten Schillerrede erklärte Blum: „Wie unendlich bedeutend auch die sittliche und poetische Größe Schiller's sein mag, es gibt noch eine andere, in der neuesten Zeit vorzugsweise erkannte Seite seines Wesens, die ihn mit tausend Liebesbanden festkettet an die Herzen seiner Nation und ihn zum Muster und Vorbilde macht für die edelsten Bestrebungen der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft: es ist dies seine historisch-prophetische Bedeutung, sein Kampf für Wahrheit, Völkerwohl und Freiheit. Werfen wir einen Blick auf den innigen Zusammenhang seiner Schöpfungen mit den Ereignissen seiner Zeit —" u. s. w. Das ist der Kern der Rede. Am zweiten Schillerfest beantwortete er die Frage: was feiern wir am Schillerfest? wie folgt: „Seit dem halben Jahrhundert, wo Schiller gelebt und gewirkt, haben wir einen weiten Raum durchlaufen: das Vaterland war zerrissen und zerstückelt durch den Eigennutz Derer,

die es zunächst hätten hüten sollen, und wir trugen das schmachvolle Joch der Fremdherrschaft. Wir rüttelten wieder an unseren Ketten, zersprengten sie und setzten Gut und Blut an unsere Befreiung, an unsere Freiheit. Wir erfuhren schnöden Undank und grobe Täuschung, die schon entkeimende Frucht unseres Blutes wurde abgestreift vom Sturme der Willkür, der Gedanke, das Wort gefesselt und die begeisterte Vaterlandsliebe geächtet. Wir suchten und fanden neue Lehren zu neuem Wirken und ringen noch immer nach dem Verlornen. Schiller hat uns begleitet auf dem ganzen weiten Wege, hat Jubel und Freude, Schmerz und Entrüstung, Muth nnd Ausdauer, Duldung und Ergebung, Kraft und Begeisterung, Mäßigung und Klugheit in unsere Seelen gehaucht . . . Der schwierige Weg ist zurückgelegt, vor uns liegt eine offene und ebene Bahn. Nicht, weil unsere gerechten Forderungen befriedigt, die Güter uns gewährt sind, die wir prompt vorausbezahlten, sondern weil die Gesinnung, die sie erstrebt, so stark geworden im Vaterlande, daß sie unwiderstehlich ist — weil die Forderung so tausendstimmig laut geworden, daß man ihr nicht mehr Schweigen gebieten kann — weil man endlich erkannt hat, was uns noth thut, um stark und frei zu werden. Was vor einem Jahrzehnt noch leiser Wunsch und tiefe Sehnsucht einzelner Herzen war, was ausgesprochen als Hochverrath galt, um deßwillen Hunderte in den Kerkern schmachteten, Hunderte dem Vaterlande den Rücken kehren mußten — es ist heute der ausgesprochene Wunsch, die laute Forderung jedes Ehrenmannes; es erschallt aus allen Gauen, aus jedem Herzen, aus jedem Munde — es erschallt selbst von den Festtafeln der Fürsten: „Ein einiges großes, starkes Vaterland, fest wie seine Berge“. Die Idee hat gesiegt; sie ist Fleisch und Blut, ist allmächtig geworden trotz aller Verfolgung und Unterdrückung — sie wird verwirklicht werden trotz aller Schranken und Widerstrebungen.“

Da haben wir so recht die „Zeitströmung“. „Ein einiges großes, starkes Vaterland“ — darin war Alles einig, sogar die Fürsten; war es doch ein Fürst, der den citirten Trinkspruch ausgebracht hatte. (Erzherzog Johann auf dem Kölner Domfest.) Der Fürst hatte aber noch etwas gesagt, was Blum nicht citirt: „Kein Preußen und kein Oesterreich“, und er hatte dies wohlweislich vorangesetzt. Denn wie sollte das große, einige Deutschland zu Stande kommen, wenn Preußen und Oesterreich fortbestanden? Da war der Haken, und da lag der Stein des Anstoßes, über den die Bewegung

von 1848 stolperte. Blum hat die bedenklichen Worte weggelassen. Im Jahre 1848 erinnerte man sich ihrer und machte den Urheber zum deutschen Reichsverweser. Ob er sich der vollen Tragweite seines Trinkspruchs bewußt gewesen? Wir glauben kaum. Das klar Denken war nicht in der „Zeit", und ist speziell nicht Sache der Habsburger.

Während Blum sich zum Redner heranbildete, war einstweilen noch die Feder seine Hauptwaffe. Die „Vaterlandsblätter", die 1841 von Dresden nach Leipzig übersiedelten, erlangten unter seiner Leitung einen bedeutenden Einfluß. Seine Artikel begeisterten, und verschiedene seiner größeren Arbeiten erregten Sensation, z. B. seine Arbeit über den Tod Weidig's, welche wir als Anhang veröffentlichen. Die Redaktion der „Vaterlandsblätter" war Georg Günther, Blum's Schwager, übertragen. Sie dienten auch den radikalen Kammermitgliedern zum Organ, mit denen Blum auf's Innigste zusammen wirkte. Blum, das geht aus Allem hervor, hatte die für einen Parteiführer unerläßliche Eigenschaft, die Individualität der Menschen, mit denen er verkehren mußte, zu achten und seine Persönlichkeit niemals vorzudrängen. Er ordnete sich stets dem Ganzen unter, und muthete Niemand zu, sich ihm unterzuordnen. So sammelte er die Kräfte und leitete, ohne zu verletzen — den Schein der Leitung vermeidend, aber um so thatsächlicher leitend.

Außer durch die „Vaterlandsblätter" suchte er das Volk durch billige politische Schriften aufzuklären. Seit 1840 gab er mit dem Literaten (damals ein gesuchter Titel) Steger den „Verfassungsfreund" heraus, ein Lieferungswerk, in welchem „wichtige Zeitfragen des Staatslebens" besprochen wurden. In dem „Vorwort" sagt Blum:

„Die Zeit, in der wir leben, ist eine der schönsten und größesten, die es je gegeben. Eine gewaltige Bewegung hat sich der ganzen Welt bemächtigt. Alles will mit Kraft vorwärts und auch unser herrliches Vaterland hat sich dem neuen Streben der Völker angeschlossen. Jeder Bürger ist bei diesem Ringen zwischen Altem und Neuem betheiligt, die Kräfte jedes Einzelnen werden in Anspruch genommen, jeder Staatsbürger hat die Pflicht, den großen Ereignissen des Tages, die auch sein Wohl und Wehe entscheiden, seine Aufmerksamkeit zu schenken und sich für oder wider auszusprechen.

„Eine ruhige Prüfung der gewichtigen Fragen, die auf die Gestaltung unseres öffentlichen Lebens von entscheidendem

Einfluß sind, thut daher vor Allem Noth. Keine Leidenschaft, kein Irrthum, am wenigsten absichtliche Lüge, dürfen sich in die Erörterung der Formen und Einrichtungen, die für das Staatsleben die passendsten sind, einmischen, sollen wir anders unsere Entscheidung richtig abgeben. Zu dieser Entscheidung sind aber Alle berufen und berechtigt, Arme wie Reiche, Mächtige wie Schwache, Hohe wie Niedere, denn das Vaterland umschlingt alle Staatsbürger mit gleichem Bande, und was ihm widerfährt, Gutes oder Böses, das hat auch jeder Einzelne mitzuempfinden.

„Die jetzige Zeit ist zu einer ruhigen Prüfung wohl vorzugsweise geeignet. Ein tiefer Friede umfängt das ganze Vaterland von der Eider bis zur Donau, vom Rhein bis zur Weichsel, und es hat nicht den Anschein, als ob der Bürger und der Landmann durch Kriegsruf so bald wieder aus ihrer Ruhe aufgescheucht werden sollten. Im Innern herrscht dieselbe gedeihliche Ruhe, mit einer glücklichen Betriebsamkeit gepaart. Alle Hände sind rüstig am Werke, die Künste des Friedens zu pflegen, und Recht und Gesetze finden die Wartung, welche diese wichtigen Stützen des Staates in Anspruch nehmen dürfen. Vorzüglich ist es aber das Verfassungswesen, dem die meiste Theilnahme, der Regierungen wie des Volkes, sich zuwendet, und das zugleich im verschiedensten Sinne, bald mit theilnehmender Liebe, bald mit erbitterter Abneigung besprochen wird.

„Dieses Verfassungswesen und Alles, was daran sich knüpft, näher zu beleuchten, ist der Zweck unseres „Verfassungsfreundes". In den Kreis unserer Besprechungen gehören daher sämmtliche wichtige Zeitfragen, z. B. über konstitutionelles Prinzip überhaupt, über Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, deutsche Einheit, Gemeindeverfassung u. s. w. u. s. w. Wir werden alle diese Gegenstände nach der Reihe besprechen und uns dabei bemühen, mit Ausscheidung alles Ungehörigen und namentlich alles gelehrten Krams, das einfache Verhältniß jeder Sache so darzulegen, wie es dem gesunden Verstande des schlichten Bürgers sich darstellen muß. Denn nicht etwa eine besonders hoch-, vielleicht auch verbildete Klasse von Staatsbürgern haben wir bei unserm Werke im Auge, sondern wünschen vielmehr die Gesammtheit aller denkenden Bürger zu Lesern zu haben, um uns mit ihnen über die wichtigsten Zeitinteressen zu verständigen.

„Das Gefühl unserer Einheit als großes Volk der

Deutschen ist lebendiger erwacht denn je. Gott sei gelobt, daß dem so ist, denn unsere Einheit ist unsere Kraft und unser Glück. Es genügt aber nicht, daß wir uns als Deutsche zusammenstellen, wenn der Franzose über den Rhein schreit oder der Russe von seinen Steppen uns den Kantschu zeigt: wollen wir wahrhaft ein eines Volk sein, so müssen wir auch einig sein. Diese Einigkeit wird bedeutend vorbereitet werden, wenn wir uns selbst kennen lernen, wenn wir uns genau Rechenschaft darüber ablegen, was uns in unseren Verhältnissen Noth thut und welche Staatseinrichtungen und Gesetze unsern Bedürfnissen am anpassendsten sind.

„Nach unserer besten, innersten Ueberzeugung können wir nur Eines finden, das uns in Deutschland zur Einheit und Einigkeit zu führen vermag — die Durchbildung eines freien deutschen Verfassungslebens. Nur das allen freien Männern innewohnende Gefühl der Selbstachtung kann dem Deutschen die Würde geben, die er in den Kämpfen mit dem Ausland, die vielleicht bald bevorstehen, so nöthig hat; und nur die unter konstitutionellen Regierungsformen so innige Verschmelzung von Staat und Volk, wie die hier stattfindende fortwährende Betheiligung der Bürger an allen Staatsangelegenheiten, vermögen uns das Selbstbewußtsein zu verleihen, das uns lehrt, für jede, selbst die entfernteste Provinz, wie ein Mann einzustehen und für die Ehre des deutschen Namens, für die Wohlfahrt des Gesammtvaterlandes jeden Augenblick Blut und Leben zu opfern.

„Es ist daher der konstitutionelle Standpunkt, von dem wir in diesen Blättern ausgehen. Nur für Bürger konstitutioneller Staaten und Freunde freier deutscher Verfassungen überhaupt schreiben wir, nicht für Leute, die dem Staatsbürger bloß Pflichten zuerkennen und von keinen Rechten desselben wissen wollen. Wir sind zu sehr Freunde des deutschen Volkscharakters, um nicht zwei seiner schönsten Eigenschaften — Mäßigung und unparteiische Gerechtigkeit — ihrem vollen Werthe nach anzuerkennen.“ —

Das Programm ist sehr patriotisch. Es war die Zeit des Becker'schen Rheinliedes, des Kölner Dombau-Toasts, der allgemeinen Schwärmerei für das „eine, einige“ Vaterland. Das Freiheitsstreben in seiner unentwickelten Form, sozusagen in seiner Vorstufe trägt immer die Kleidung des Patriotismus. Man betrachte nur die Rolle, welche das Wort „Patriotismus“ in den ersten Jahren der französischen Revolution gespielt hat. Das „eine, einige Vaterland“ war,

gegenüber dem „zerrissenen Deutschland“ der Fürsten, das Deutschland des Volks: das Ideal, welches Keiner sich detaillirte — das thut man bei Idealen überhaupt nicht —, von dessen Verwirklichung aber Jeder das Heil, die „Heilung der Zeitkrankheit“, die Befreiung von allen politischen Uebeln erhoffte. Robert Blum war das Kind seiner Zeit, über die er sich nicht hinauszuheben vermochte — so wenig als irgend ein Anderer das je vermocht hat. Den Patriotismus von damals mit dem Patriotismus unserer modernen Reichschauvinisten auf eine Stufe zu stellen, wäre sehr verkehrt. Dieser letztere Patriotismus, der auf die Schönfärberei verrotteter Zustände und insbesondere auf die Anbetung des Fürsten Bismarck und der herrschenden Gewalten hinausläuft, ist Servilismus, niedere Speichelleckerei; während jener Patriotismus, welcher von der Erkenntniß der traurigen Zustände unseres Vaterlandes ausging und bessere Zustände erstrebte, Opposition war und Freiheitsbegeisterung. Also genau das Gegentheil. Und wenn Jemand, wie das dem Sohne Blum's widerfahren ist, aus der zufälligen Gleichbenennung zweier verschiedenen, ja einander entgegengesetzten Strebungen deren Identität schließt und daraus seine Folgerungen zieht, so geräth der Jemand natürlich auf die ergötzlichsten Holzwege.

Beiläufig scheint die Censur dem Landfrieden der Blum-schen „Mäßigung und unparteiischen Gerechtigkeit“ nicht getraut zu haben, denn im Jahre 1843 unterdrückte sie den „Verfassungsfreund“. —

Das war indeß nicht gefährlich. Schnell war eine andere Hülle gefunden: an Stelle des „Verfassungsfreundes“ trat das Taschenbuch „Vorwärts“, an welchem fast alle hervorragenden „Oppositionsmänner“ und liberalen Schriftsteller von Ruf mitarbeiteten: Welcker, Hecker, Joh. Jacoby, Herwegh, Hofmann von Fallersleben, Prutz, Freiligrath, Uhland und viele Andere.

Daß das Taschenbuch unter Blum's Redaktion und mit solchen Mitarbeitern zu Verbreitung und Einfluß gelangen mußte, kann man sich denken.

Das Vorwort, durch welches es sich bei dem Publikum einführte, athmet Begeisterung und Siegeszuversicht:

„Wir bringen unser Taschenbuch im Frühling, in der Zeit der am reichsten prangenden Natur. Wohl behaupten manche kleinmüthige Seelen, es sei Herbst im Vaterlande

und der Winter nahe, weil die Stürme brausen und es finster wird am Horizont. Laßt es stürmen! Jedem Winter folgt der Frühling. Und der Frühling erkämpft sich die Herrschaft, mag der Winter noch so arg stürmen und toben. Wer weiß nicht, wie im beginnenden Lenze Wolken auf Wolken sich thürmen, wie sie Schnee und Hagel stürzen auf die eisbefreite Erde, wie alle Winde wehen über die vom Lebensodem geschwängerte Flur — hält das Alles den Frühling auf? O, nein. Die Saat keimt ruhig fort im Mutterschooße der Erde, die kräftige Sonne vertreibt zugleich die schwarzen Wolkenschichten und lockt die Keime hervor aus dem befruchteten Boden, und die grünende Flur sieht mit lachendem Triumphe dem dahinziehenden Verderben nach. — Was in schweren und drangvollen Zeiten gesäet wurde in die Herzen des Volkes, was gedüngt wurde mit dem Blute von Tausenden, was entkeimte in dem milden Thaue eines langen Friedens und an der Sonne der allmächtig fortschreitenden Bildung eines kräftigen, sittlichen Volkes — das vernichtet kein Sturm, dagegen ist das finstere Unwetter einer augenblicklich mächtigen Reaktion wirkungslos. — Beschränkt, dämmt, unterdrückt, verbietet, konfiszirt, bevormundet die Schrift und das Wort, verfolgt und verdammt die Vorkämpfer der Zeit, wirkt auf die öffentliche Meinung durch die Heucheleien und Lügen der „guten" Presse, laßt die Männer des Fortschrittes schmähen und verleumden nach Herzenslust, beschränkt und beaufsichtigt den Lehrstuhl und die Kanzel, gewährt keine von allen Forderungen der Gegenwart und müht euch ab Tag und Nacht, das Rad der Geschichte zurück zu drehen, den Geist der Zeit zwingt Ihr nicht! Er bereitet still und geräuschlos, aber unaufhaltsam die bessere Zukunft, die sein ist, und blickt mit lächelndem Triumphe auf Eure vergeblichen Mühen! Nicht den Keim könnt Ihr mehr erreichen und zerstören, nur die jungen Blätter bewegen und erschüttern und hin und wieder ein schwaches Zweiglein brechen. Zwar ist es auch Schade um jeden hoffnungsgrünen Zweig, der zum Leben und zur Entwicklung bestimmt war. Aber das Werden in der organischen und physischen Natur ist mit Zerstörung verbunden, und wer sich gestählt fühlt zum Kampfe, muß auch den Opfermuth in der Brust tragen; nur dann hat er gerechten Anspruch an die Frucht des Sieges."

Ueber das Erstrebte und seine und seiner Genossen Thätigkeit spricht sich Blum weiter in Folgendem aus:

„Wir glauben, daß die Zeit gekommen ist, wo wir bauen müssen mit allen Händen, allen Kräften, allen Mitteln an dem heiligen Dom des Einen freien Vaterlandes und sehen in diesem Baue die höchste, die einzige Aufgabe der Zeit, die des wahren Mannes würdig ist. Wir halten das Gesetz der alten Griechen, welches Denjenigen für ehrlos erklärte, der in schwierigen Verhältnissen des Vaterlandes nicht Partei nahm, für ein natürliches und weises, und glauben, daß jetzt die Zeit sei, wo man entweder mitbauen oder hindern muß. Deshalb verachten wir aus tiefster Seele die sich spreizende Hohlheit des sogenannten, oder vielmehr sich selbst so nennenden „produktiven Liberalismus" ohne Kraft, ohne Charakter, ohne Gesinnung, ohne Ziel und ohne Willen — dieses Volk, das heute die Welt stürmen will und morgen — etwas anderes thut, um Hoftheater-Intendant zu werden, oder ein schlechtes Lustspiel auf die Bühne zu bringen; — das gestern die ganze Gesellschaft auf den Kopf stellen wollte, um etwas „Apartes" zu haben, heute gegen Preßfreiheit schreibt, morgen wie ein greinender Schulbube sagt: „es thut mir leid, ich will's nicht wieder thun", und übermorgen mit kindischer Frechheit behauptet: „das habe ich gar nicht gesagt, oder sagen wollen!" — das heute einen „jungen" Welttheil gebären zu wollen sich vermißt und morgen sein ganzes „Glück" in der spießbürgerlichen Schlafmütze findet. — Wir verachten jene altklugen anmaßenden Knabengreise, die „über den Parteien stehen", sie „beobachten und auf ihre Fehler aufmerksam machen", und so der kreisenden Geschichte gewissermaßen vorschreiben wollen, daß sie sich ganz nach den Regeln einer prüden Aesthetik geberde. Hinter diesem Dünkel verbirgt sich nur die Feigheit und Untüchtigkeit.

„Das ist unsere Ansicht, ist die Ansicht der Partei. Wir pflanzen ihre Fahne offen auf, lassen sie frisch und fröhlich wehen in der rauhen und milden Frühlingsluft und halten zu ihr mit liebender Treue in Freud und Leid."

In dieser Sprache weht schon so etwas wie Märzluft.*)

Die „augenblicklich mächtige Reaktion" war unter dem Ministerium Könneritz, welches im September 1843 das

---

*) Hans Blum hat in seinem Zeit- und Charakterbild die ganze gegen den „Liberalismus" gerichtete Partie weggelassen. Sie war doch etwas zu deutlich — selbst von Herrn Hans beim besten Willen nicht mißzuverstehen.

liberale und vielfach auch freisinnige Ministerium Lindenau verdrängte, über Sachsen gekommen.

Es ist unsere Absicht nicht, diese in ihren Einzelheiten jetzt völlig interesselosen Verfassungsstreitigkeiten und Kammerkatzbalgereien hier eingehend zu behandeln: um so weniger, da Blum an denselben ja direkt nicht betheiligt war. In den „Vaterlandsblättern“, in seinen Schriften und Reden sekundirte er zwar wacker der Opposition, aber das geschah dann doch immer mit einem Blick auf das Gesammte — jedes lokalen Charakters bar. Abgesehen davon, daß er eine zu bedeutend angelegte Natur war, um partikularistisch oder lokal sein zu können, war Blum schon durch seine Herkunft vor der Ansteckung des sächsischen Partikularismus bewahrt, der an sich so gut und so schlecht ist wie jeder andere Partikularismus, nur nicht so gefährlich, wie z. B. der preußische.

Einen Punkt aber müssen wir betonen: die außerordentliche Harmlosigkeit, mit welcher — neben die Gegenwart gehalten — der Kampf zwischen „Reaktion“ und „Opposition“ damals geführt wurde. Wenn ein Minister einmal einen Strafantrag stellte, so schrie man Zetermordio: heut hageln die Strafanträge tausendweise, so daß der Großmeister dieser Kampfmethode sich gedruckte Formulare hat anschaffen müssen. Und wenn das Ministerium einem Blatt eine „Berichtigung“ zuschickte, war das eine Haupt- und Staatsaktion, die monatelang die öffentliche Meinung beschäftigte. Heut müssen die Blätter nicht bloß die Berichtigungen bringen, sondern auch den Wortlaut ihrer Verurtheilungen hübsch abdrucken. Und die Censur — es fällt uns sicherlich nicht ein, der Censur das Wort reden zu wollen, aber das müssen wir doch sagen: die Mitglieder der vorachtundvierziger Censurbehörden waren weit, weit freisinnigere Leute, als unsere heutigen Staatslenker — was damals unter der Censur geschrieben werden durfte, kann heutzutage unter der Herrschaft der „Preßfreiheit“ (mit dem Gefängniß, wenn auch nicht mit dem „Galgen“) auch nicht annähernd geschrieben werden.

Blum entging nicht dem allgemeinen Schicksal: er hatte seine Konflikte mit den Behörden. Ein Leitartikel in den „Vaterlandsblättern“ brachte ihm einen Strafantrag ein und schließlich eine Verurtheilung zu zwei Monaten. Der Anlaß ist ganz gleichgültig. Und der Prozeß war um kein Haar gereimter oder ungereimter als ein Preßprozeß heutzutage.

Aber viel gemüthlicher. Erstens war das Urtheil weit „milder“, als es heute gewesen wäre, und dann die Strafvollstreckung! Nicht genug, daß die Hälfte der Gefängnißhaft gnädig in Geldstrafe umgewandelt wurde, erlaubte man die „Absitzung“ des restirenden Monats völlig ad libitum. Da spreche man heut vom „fidelen Gefängniß“! Jetzt ist's Mythe. Damals war's eine Wahrheit. Man lese nur: „Das Gesammtministerium verwandelte die Strafe zur Hälfte in eine Geldstrafe von 20 Thalern. (Heut hätte mindestens das Vierfache für einen Monat bezahlt werden müssen!) Die übrigen 4 Wocheu mußte Blum absitzen. Er fing am 26. Oktober (1844) damit an, kam aber erst am 8. Dezember zu Ende, weil er alle Augenblicke, unter allen möglichen Vorwänden, herausgelassen zu werden verlangte — und auch herausgelassen wurde. Zuletzt enthalten die Akten gar keine Gründe mehr, wenn er seine Haft unterbricht. Kein Groschen für „Atzung“ findet sich in der Rechnung des „Stockmeisters“ gebucht. Warum? werden wir gleich sehen. Blum selbst schreibt nämlich aus diesem fidelen Gefängniß am 23. November 1844 an seine Schwester Margarethe Selbach: „Arbeit habe ich genug; an Unterhaltung fehlt mir's nicht, und meine Freunde besuchen mich schaarenweise. Da kommt täglich ein Theil derselben, bringt mir ein anständiges Frühstück mit Weinen aller Art, und wir essen, trinken, lachen und singen ein paar Stunden zusammen. Abends kommt meine Frau von 5 bis 8 Uhr, oft die Kinder oder Agnes (seine Stiefschwester, deren Vater Schilder kurz zuvor gestorben war), und so geht ein Tag nach dem anderen hin. Die Sache ist kindlich dumm und nutzt mir viel mehr als sie mir schadet. Ich habe (während der Haftdauer!) am Schillerfeste an der Tafel von etwa 400 Theilnehmern den Vorsitz geführt, und man hat mir zugejubelt, wie's selten Jemand geschehen ist. Es hat Niemand nur die Wimper gezuckt oder sich ein Wort erlaubt. Und sonst waren die Worte „Gefängniß“ und besonders „Kriminal“ entsetzliche Dinge. Die Bürgerschaft aber hat mich eben zum Wahlmann gewählt und binnen 8 Tagen bin ich höchstwahrscheinlich Stadtverordneter.“ *)

„Kindlich dumm“ war's gewiß. Was es heute im Punkte der Gescheidigkeit ist, wollen wir für uns behalten. Allein

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 167.

eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken; nämlich daß seit 1848 der „Fortschritt“ in Deutschland wesentlich darin bestanden hat, die Gefangenschaft für politische Vergehen zu verschärfen. Es kam ja in der vorachtundvierziger Zeit oft vor, daß politische Verbrecher abscheulich behandelt wurden — gerade der von Blum gebrandmarkte Fall Weidig's bietet ein grausiges Exempel — aber das kann nicht geleugnet werden, daß unsere Voreltern den politischeu Gefangenen als eine Art Kriegsgefangenen betrachteten, den man zwar das Recht hat zu tödten, den man aber nicht mißhandelt und nicht herabwürdigt.

Wie anständig war z. B. die Behandlung der politischen Gefangenen in der französischen Revolution, selbst auf dem Höhepunkt des Schreckens! Man lese nur in Louis Blanc's Geschichte der Revolution die Kapitel über die Gefängnisse und das dort veröffentlichte aktenmäßige Material. — —

Genug!

Was den „Stadtverordneten“ betrifft, so hatte Blum noch bis zum nächsten Jahre zu warten!

„Die persönlichen Verhältnisse Blum's hatten sich in der hier in Rede stehenden Zeit (bis 1844) immer günstiger gestaltet, so daß er sich schon 1843 in Leipzig ein eigenes Hausgrundstück (Nr. 8 der Eisenbahnstraße, unmittelbar an der Leipzig-Dresdener Bahn gelegen) erwerben konnte. Der große Garten bot Blum auch Gelegenheit, selbst zu graben und zu pflanzen, was er so gern that. Auch seiner Liebhaberei für die Züchtung edler Tauben konnte er hier behaglich obliegen. Hier wurde ihm sein drittes Söhnchen geboren, das jedoch, kaum ein Jahr alt, der tückischen Bräune erlag. Als ihm ein Jahr nach diesem schmerzlichen Verluste seine Gattin das einzige Töchterchen schenkte, freute er sich des Glücks nicht in dem Grade wie früher. Er hatte auf Ersatz für den todten Knaben gehofft. „Das Vaterland braucht Männer“, sprach er zu den Freunden. Man stand damals in der Aufregung, welche die Augusttage hinterlassen hatten. — —

„Sein neues Heim in der Eisenbahnstraße bildete bald den gastlichen Herd, an dem wohl jeder Gesinnungsgenosse Leipzigs und ganz Deutschlands, der Leipzig berührte, einmal gesessen und sich des gesunden bürgerlichen Familienlebens erfreut hat, das Blum das seine nannte.

Mancher schwerverfolgte Pole hat hier sein geächtetes Haupt geborgen." *)

Das Blum'sche Haus war stets den Freunden und Gesinnungsgenossen gastlich geöffnet. Schon in der Funkenburg war es so gewesen. Dort hatte Hofmann von Fallersleben, der einige Tage da gewohnt, beim Scheiden dem Gastfreund die Verse hinterlassen:

Ja, immer Friede mit den Guten,
Und mit den Bösen immer Krieg!
Herr, führ' uns in der Hölle Gluthen,
Nur immer führ' uns, Herr, zum Sieg!
Laß Recht und Freiheit nicht verderben
Und fallen durch der Feinde Hand,
Laß lieber uns im Kampfe sterben,
Und rette Du das Vaterland! — —

Am 15. August 1844 erschien Ronge's Brief — sein „Offenes Sendschreiben an den Bischof Arnoldi von Trier" (betr. den Unfug mit dem „Heiligen Rock") — in den „Sächsischen Vaterlandsblättern". Der Eindruck war ein ungeheurer. Die ihrer politischen und socialen Ziele nicht klar bewußte „Opposition" warf sich naturgemäß in die religiöse Bewegung, wo das Gefühl den Ausschlag gibt.

Der Deutschkatholizismus entstand und Blum wurde einer der Führer. Daß er auch auf religiösem Gebiete „freisinnig" war, und zwar lange vor Ronge, erhellt aus zahlreichen Stellen seiner Briefe, Gedichte und Zeitungsartikel; daß er sich vom Dogma befreit hatte, zeigt namentlich der Brief, welchen er unmittelbar nach dem Tode seiner ersten Frau geschrieben hatte (S. 30). Wenn er damals noch an ein persönliches Fortleben nach dem Tode, an eine Auferstehung geglaubt hätte, so würde er es in diesem Moment angedeutet haben, anstatt zu sagen, daß sein junges Weib ihm „ewig nie" wiederkehren werde.

Ueber das Wirken Blum's an der Spitze der deutschkatholischen Bewegung sprechen wir uns in einem besonderen Abschnitte aus.

Hier nur eine Bemerkung. Man hat Ronge einen „zweiten Luther" genannt. Heute lacht man darüber. Heute nennt

*) Robert Blum, von Hans Blum. Daß Blum über die Geburt eines Töchterchens ärgerlich gewesen sein soll, ist unmöglich zu glauben. Aus einer hingeworfenen Aeußerung, wie sie ja häufig sind, mag das Gerede entstanden sein, und der Sohn, als richtiges enfant terrible, hat den Klatsch verewigt.

man aber verschiedene andere Leute die zweiten Luther: Herrn Stöcker und die Leiter des Altkatholizismus. Das ist noch lächerlicher. Der „zweite Luther“ von damals ist geistig sicherlich nicht unbedeutender als seine modernsten Titelnachfolger, aber eins hat er — abgesehen von seiner Person und von seinem späteren Treiben — vor ihnen voraus, und das ist, daß er gegen die Reaktion kämpfte, während Stöcker, Döllinger und Konsorten Werkzeuge der Reaktion sind. Die historische Gerechtigkeit zwingt uns, diesen Unterschied festzustellen, damit man nicht eine Bewegung unbillig beurtheile, die an sich, nach ihrem geistigen Inhalt, allerdings wenig Anspruch auf unsere Anerkennung hat. — —

Fast auf den Tag ein Jahr nach der Veröffentlichung des Ronge'schen Briefes trat ein Ereigniß ein, das Deutschland zum ersten Mal hinter der relativ harmlosen Außenseite den blutigen Ernst der vorhandenen Gegensätze enthüllte, und das aus dem politischen Schwärmer — denn das war er noch immer —, aus dem politischen Dilettanten Blum den Politiker und Volksmann Blum machte: die Katastrophe des 12. August 1845, von welcher Freiligrath gesungen hat:

Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert;
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert.*)

Wir theilen den Hergang nach der (zu Anfang zitirten) Schrift von Arthur Frey mit, welcher sich im Ganzen großer Objektivität befleißigt, jedenfalls mit seinen Sympathien nicht auf Seiten der „Exzedenten“ (des „Pöbels“) neigt.

„Ich gehe über“, schreibt Frey 1849**) „zu dem Tage aus Blum's Leben, der bewiesen, daß er nicht allein ein Mann des Wortes ist, sondern auch ein Mann der That. — Der tief betrauerte 12. August 1845 sollte es sein, der darzuthun hatte, was das beredte Wort eines Mannes vermag, sofern er Achtung und Ansehen bei seinen Mitbürgern, im Uebrigen Verstand und Herz besitzt.

„Die Katastrophe des 12. August ist von zu großer Bedeutung, als daß wir nicht näher darauf eingehen sollten, —

---

*) Die Bartholomäusnacht (Pariser Bluthochzeit) war am 23. August 1572.

**) „Robert Blum als Mensch, Schriftsteller und Politiker“, von Arthur Frey. S. 87 ff.

überdies haben so viele eben so unwahre als abgeschmackte Ansichten darüber die Runde in den öffentlichen Blättern gemacht, daß die nachfolgende Darstellung, welche wir als eine unparteiische, möglichst getreue hinstellen wollen, sicher am rechten Platze ist.

„Sehen wir uns einmal nach den bewegenden Kräften um, die hier in Anwendung gebracht wurden; die Consequenzen sind dann leicht zu ziehen. Das Jahr 1845 ist für Sachsen ein bedeutungsvolles gewesen. Verschiedene Maßregeln gegen die Presse, verschiedene Maßregeln der Ministerien, unter andern die Verordnung vom 7. Juli, welche die Versammlung der „protestantischen Freunde" („Lichtfreunde", wesentlich Gleiches erstrebend mit den Deutschkatholiken) verbot, hatten die im schönen Sachsen sonst so heitere Luft drückend und schwül gemacht. Es wurde ein fortwährender, wenn auch nicht immer stark hervortretender Kampf geführt: die religiösen Bewegungen der Gegenwart trugen das ihrige dazu bei, insbesondere die Ministerialverfügungen gegen die Deutschkatholiken wurden dem Volke so fühlbar, daß am Ende nichts übrig blieb, als für alle die Angelegenheiten eine Ursache, einen Hebel zu finden, dem man nach Kräften davon aufladen konnte. Die Stellung des katholischen Hofes zu dem protestantischen Lande mag oft genug der Gegenstand des Nachdenkens intelligenter und eben nicht intelligenter geistiger Kräfte gewesen sein; sie wurde es wieder. Die einzelnen Glieder des königlichen Hauses vertreten in der Regel bei dem Volke gewisse Richtungen, man verknüpft unwillkürlich mit dem König, oder mit dem einen und andern Prinzen des Hauses diese und jene Lieblingsidee, Lieblingsidee in gutem oder bösem Sinne, — so auch hier. Ein vorherrschendes Mißbehagen des Volkes an kirchlichen wie an politischen Zuständen im Vaterlande wird Niemand in Abrede stellen wollen; das Mißbehagen an den kirchlichen wurde das bei weitem überwiegende, und der Prinz Johann, der Bruder des regierenden Königs (und spätere König), wurde damit in die lebhafteste Verbindung gebracht. Wir wollen nicht annehmen, daß Nachrichten, wie z. B., kein Diener des Hofes sei zur deutsch-katholischen Kirche übergetreten und dergleichen mehr, irgend großen Einfluß dabei gehabt haben, obwohl sie sicher beachtet worden sind — genug, das Volk sah den Prinzen Johann als am meisten betheiligt bei den kirchlichen Angelegenheiten an. Das eben Gesagte würde vielleicht eine hinreichende Erklärung geben, wäre an

jenem Abend (des 12. August) etwa nur ein geistliches Lied gesungen worden, oder hätte man nur, wie dies bereits am Nachmittage geschehen, der dem Volke am Herzen liegenden Männer der kirchlichen Bewegung in lauten Exklamationen gedacht — aber es geschah ganz Anderes, und daß dies geschah, war ein Werk des Zufalls, keineswegs aber vorhergesehen oder vorher berechnet. —

„Der Prinz Johann, als Generalkommandant sämmtlicher Kommunalgarden Sachsens, kam am Nachmittag des 12. August in Leipzig an und begab sich sogleich nach dem Platze, auf dem die Musterung stattfinden sollte. Es hatte sich eine sehr bedeutende Menge Zuschauer bei diesem Schauspiel eingefunden, und zwar Zuschauer, die nicht eben die ruhigsten genannt werden konnten. Hätte der Kommandant der Leipziger Kommunalgarde den Platz räumen lassen, so wäre meines Erachtens der Anfang des Skandals am Abend vermieden worden, damit vielleicht die ganze Katastrophe; es geschah dies indeß nicht. Der Prinz beendigte die Musterung, wobei der eben erwähnte Kommandant der Leipziger Kommunalgarde dem Prinzen ein Lebehoch ausbringt. Durch einen fatalen Zufall bemerkt der Tambourmajor das gegebene Zeichen zum Einfallen der Musik nicht, und diesen Zufall legte der pöbelhafte Theil der Zuschauer, die während der Musterung gelärmt, gejubelt und gerufen, zu seinen Gunsten aus, er pfeift und zischt, und gab damit hinlänglich zu erkennen, wie er, nur irgend durch kleine Nebenumstände begünstigt, wohl schlimmere Dinge begehen möchte, fände sich nur eine Gelegenheit dazu.

„Anstatt nun aber all' und jede irgendwie dazu brauchbare Gelegenheit bei Seite zu räumen, bietet man die Gelegenheit. Die Kommunalgarde brachte ihrem Generalkommandanten einen Zapfenstreich, der die Leute auf den Beinen erhielt, noch mehr davon herbeilockte, sie konzentrirte, und zwar unter den Fenstern des Prinzen. Frech und gehoben durch den scheinbaren Erfolg vom Nachmittag, wogte das Volk mit wildem Geschrei den Musikern nach und blieb, als die Musik wieder abzog.

„Die Masse, die vor den Fenstern des Hotel de Prusse, in dem der Prinz logirte, sich umhertrieb, bekam Langeweile; das Pfeifen und Schreien genügte ihr nicht mehr, es ist überdies erst halb zehn Uhr, das Wetter schön, der Himmel dunkelt ziemlich, da muß etwas anderes drankommen, nur der Abwechslung wegen. Man fängt an zu singen, zuerst

das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott", dann einige mehr weltlichen Inhalts, unter ihnen auch das Lied aus Schiller's „Räubern". Der Zusammenhang zwischen dem ersten Akt des Pfeifens und dem zweiten Akt des Singens ist ganz klar, der Zusammenhang des zweiten Aktes mit dem dritten hingegen, mit der nichtswürdigen Ungezogenheit, die Fenster des Hotels einzuwerfen, wird besonders noch gegeben durch die unbegreifliche Unthätigkeit, welche die Polizei während der ganzen bisherigen Demonstration an den Tag gelegt, eine Unthätigkeit, der am Ende ein nicht ganz unbedeutender Theil der Schuld dieses Abends zugeschrieben werden muß.

„Der Pöbel (?!) hatte geschrien, gepfiffen, gesungen, und man hatte ihm gar nichts deshalb zu Leide gethan — das ennuyirte ihn — „Nicht einmal ein paar Polizeidiener bekümmern sich um die ganze Sache? Das wäre ja noch besser!" So mochte Mancher aus dem Haufen denken (?), und mochte wohl eben schon sich auf den Nachhauseweg machen wollen, da er jetzt mit seinem Witz am Ende war — da wird ein Stein nach einem Fenster des Hotels geworfen, das Glas fällt klirrend herab — ein Augenblick der Ueberraschung, dann wild losbrechender Jubel, endlich ein anhaltender Hagel von Steinen auf das Hotel sind die Folgen des Bubenstücks, das vielleicht ein Dutzend Menschenleben gekostet und unendlichen Schmerz und unsägliches Elend bereitet hat. —

„Was ging denn nun während dieser Zeit im Hotel selbst, in der Umgebung des Prinzen vor?

„Er saß bei Tische und mit ihm die obersten Behörden der Stadt. Die Tafel war im Gartensaal servirt — der Skandal der Menge vor dem Thore drang ziemlich vernehmlich in den Speisesaal. Gegen halb zehn Uhr wird die Tafel aufgehoben; der Regierungsrath Ackermann, welcher den von Leipzig abwesenden Kreisdirektor vertrat, berathet sich mit dem Kommandanten der Kommunalgarde und den anwesenden Offizieren der Garnison; alle Anwesenden verkennen das Unbedeutende der wirklichen Gefahr, erkennen dagegen eben so wenig, daß bereits viel Zeit verloren und es nun die höchste Zeit sei, dem Unfug der Menge zu steuern — endlich erhält der Hauptmann der Kommunalgarde, Dr. Heyner, den Befehl, die 40 Mann herbeizuholen, womit der Kommandant für den Abend die Kommunalgardenwache verstärkt hatte. Dr. Heyner geht unangefochten quer über den Platz

durch die Menge, und obwohl er erklärt, er hole das Wachtkommando, widersetzt man sich seinem Fortgange nicht. Wäre dies wohl geschehen, wenn in diesem Straßenskandal etwas Anderes verborgen gewesen wäre? Die Tausende, welche den Platz bedeckten, hätten in diesem Falle wohl anderes gethan, als ihm Platz gemacht.

„Während der Dr. Heyner nach dem Naschmarkt eilt, wo sich die Hauptwache der Kommunalgarde befindet, sind die Behörden noch immer über den wahren Zustand der Dinge außerhalb des Hotels völlig im Unklaren. Man findet, daß der Dr. Heyner zu lange ausbleibt; man erwartet vielleicht jeden Augenblick, daß das Volk hereinbricht, während es sogar noch einen Halbkreis um das Thor des Hotels freigelassen — kurzum, man verkennt die ganze Angelegenheit, und jetzt wendet sich der Regierungsrath Ackermann um Hilfe an die gegenwärtige Militärbehörde der Stadt. Der Oberstlieutenant von Süßmilch geht in ganzer Uniform ebenfalls ungehindert durch die Menge, die ihm willig Platz macht, um die Truppen herbeizuholen. Die Kommunalgarde kommt nicht, da dringen die Schützen, das Gewehr zur Seite, an und räumen den breiten Platz vor dem Hotel im Augenblick. Eben trifft auch die herbeigeholte Wachtmannschaft der Kommunalgarde mit Dr. Heyner ein, es wird ihr ein Platz links vom Hotel angewiesen, die Menschenmasse hatte sich in die Allee oberhalb des Platzes zurückgezogen, der Platz selber ist leer. Das Lärmen der Menge dauert, wenn auch schwächer, fort; sie ist im Begriff, sich zu zerstreuen, wogt hin und her, um einen Weg zum Weggang zu finden, da wird in diese eng zusammengedrängte Menschenmasse gefeuert. Die Aufforderungen zum ruhigen Nachhausegehen sind in der Nacht bei dem Lärm nur von Einzelnen gehört, den Andern unbekannt geblieben. Der Anblick der Sterbenden und Verwundeten belehrt sie erst, wie ernst es gemeint war, da im Augenblick des Feuerns selbst Niemand an das glaubte, was er nachher mit Schrecken gewahrte. Der Oberstlieutenant von Süßmilch hatte beim Zusammenziehen der Truppen im Schloßhofe laden lassen.

„Die Bestürzung und Entrüstung über den eben erzählten Vorfall war eine außerordentliche. Daß nun in der Nacht vom 12. zum 13. August nicht in anderer Weise die Ruhe der Stadt gestört, nicht viel Schlimmeres geschehen, als eben am Abend selbst, das ist wohl der beste Beweis, wie eben nur durch den Zufall herbeigeführt, also durchaus

unberechnet das Geschehene war. Die Entrüstung war so allgemein, daß, wären nur irgend brennbare Stoffe dagewesen, sie jetzt sicher gezündet hätten. Es geschah nichts von alledem, was hätte geschehen können, — zum Heil der Stadt und ihrer Bewohner.

„Die nächste Folge war eine Berathung im Schützenhause, was von Seiten der Stadt in der Angelegenheit zu thun sei. Diese Verhandlung fand am Nachmittag des 13. August statt und wurde von Tausenden besucht. Die verschiedenen Sprecher traten nach einander auf — keiner von Allen verstand es, die Menge zu beruhigen, die sich immer mehr und mehr erhitzte; schon begannen sich die verderblichsten Aeußerungen Luft zu machen und man mußte jetzt erwarten, was so sehr zu fürchteu war; — da trat der Mann dazwischen, der berufen war, ein Zeugniß seiner Sendung zu geben, durch die ihm innewohnende Kraft der Rede über Tausende seiner aufgeregten Mitbürger obzusiegen und die empörten Gemüther auf die Bahn des Gesetzes zurückzuführen. Dieser Mann war Robert Blum.

„Blum war am 12. und 13. August in Dresden gewesen und kehrte erst am Nachmittag des letztgenannten Tages nach Leipzig zurück. Er erhielt die Schreckenskunde und begab sich nach dem Schützenhause, wo er eben zur rechten Zeit noch ankam. Plötzlich schallte seine wohlbekannte klare Stimme weithin über die horchende Menge. „Verlaßt den Boden des Gesetzes nicht!“ rief er, und die ganze Versammlung folgte ihm willig. Nach seinem Rath begab man sich in langem Zuge nach dem Markte; er selbst, gefolgt von einer Deputation begab sich auf das Rathhaus und trug den versammelten Magistratspersonen die Wünsche der unten Harrenden vor, die, treu dem ihm gegebenen Wort, ruhig das Wiederkommen ihrer Abgesandten abwarteten. Nach geschehener Berathung erschien Blum an der Spitze der Deputation auf dem Balkon des Rathhauses und verkündete die Resultate seiner Sendung; darauf zerstreute sich die Menge, wie er es verlangt hatte. Dieser 13. August war wohl einer der gefährlichsten Tage in Leipzigs Geschichte — der eine Mann sprach die Stimme des Gesetzes und das Gesetz siegte durch ihn. Was an den späteren Tagen geschehen ist, gehört nicht mehr hieher. Die Versammlungen im Schützenhause dauerten fort, bis sie für ungesetzlich erklärt wurden und unterblieben. Später wurden gegen die Redner in diesen Versammlungen, sowie bei der Leichenfeier der Ge-

fallenen „Erörterungen" angestellt — auch unser Blum gehörte zu diesen, ohne daß ihm jedoch irgend etwas Nachtheiliges daraus erwachsen wäre.

„Die ganze Stadt erkannte gern und freudig die Verdienste an, welche Blum sich um ihre Ruhe erworben. Als ein Andenken an jene Zeit überreichte man ihm am 10. November, seinem Geburtstage, eine Dankadresse, bedeckt mit zahlreichen Unterschriften von Gliedern aller Stände: sie war sinnreich durch die Farben des Landes geschmückt und lautete:

„Verehrter Mitbürger!

Die unterzeichneten Bewohner Leipzigs sprechen ihren Dank aus für Ihre unermüdlichen Bestrebungen zur Wahrung der verfassungsmäßigen Ordnung und zur Heilighaltung des Gesetzes, welche in den Tagen des 13., 14., und 15. August durch die Ereignisse des 12. desselben Monats bedroht wurden. Sie haben, treu Ihrer Bürgerpflicht, die aufgeregten Tausende ermahnt: nicht zu verlassen den Boden des Gesetzes und mit Vertrauen auf die Behörden zu blicken, die unseren gerechten Beschwerden Abhülfe herbeiführen würden. Sie haben durch Ihre Worte den stürmischen Ausbrüchen der Gemüther gesteuert. Wir danken Ihnen dafür.

Leipzig, am 10. November 1845."

(Folgen die Unterschriften.)

„Die Dankadresse ist ein ehrenhaftes Denkmal für beide Theile, für den gebenden, wie den erhaltenden; sie sollte indeß nicht der einzige Dank sein, den man ihm zollte. Zu Ende des Jahres 1845 schied ein Drittel der bisherigen Stadtverordneten aus — Blum wurde mit außerordentlicher Stimmenzahl zum Stadtverordneten und später auch zum unbesoldeten Stadtrath gewählt, ohne daß indeß das Ministerium Falkenstein es für zweckmäßig hielt, diese Wahl zu bestätigen." —

So weit Frey.

Die vorstehende Schilderung der Augustereignisse ist wesentlich wahrheitsgetreu. Der 12. August 1845 war ein „Mißverständniß". Er eröffnet die Aera der „Mißverständnisse", die 1848 eine so große Rolle zu spielen hatten. Mißverständnisse! — Es ist wahr, ohne Mißverständnisse, d. h. wenn die Menschen sich verständen, sich selber und die Zeit, dann gäb's keine Revolutionen. — —

Die dem Prinzen Johann feindliche Stimmung war übrigens auch zum Theil künstlich erzeugt worden. Es gibt gewisse politische Kreise, welche seit langem mit zäher Methode den Zweck verfolgen, die sächsische Königsfamilie ihres katho-

lischen Glaubens halber bei dem protestantischen Volke zu verdächtigen; bis in die neueste Zeit dauern derartige Versuche fort, deren Anstifter beiläufig nichts weniger als freisinnigen Grundsätzen huldigen, sondern dynastische Zwecke niederster Art verfolgen.

Man dürfte in Dresden merkwürdige Beweise hierfür haben.

Hören wir noch Robert Blum selbst über jene Vorfälle. Er schreibt unterm 3. November 1845 an Johann Jacoby:

„Wie bei uns die Augustereignisse gewirkt haben? Gut und schlecht — wie man will. Die Reaktion ist allerdings furchtbar in diesem Augenblicke, und es gibt kein Land, in welchem man so viel Knechtungsversuche aller Art macht; aber gerade dadurch ist auch der Spießbürger zum Theil zur Besinnung gelangt und hat die schwere Täuschung erkannt, die so lange ihn benebelt hat. Unsere Kammer ist gut, aber sie erzielt natürlich nichts. So lange ein deutscher Minister einer ganzen Kammer auf alle ihre Mehrheitsbeschlüsse mit Unverschämtheit sagen kann: es bleibt beim Alten! car tel est notre plaisir (denn das ist unser Vergnügen), so lange bleibt das ganze Kammerwesen eine heillose Spiegelfechterei.*) Aber wenn die Kammer wirklich fruchtlos auseinandergeht, so steigert sich die Stimmung im Lande bis zur Unglaublichkeit — wie denn überhaupt die Stimmung in unseren kleinen Städten und auf dem Lande vielfach entschieden gut ist — und das System ist es endlich, gegen das sich der Haß kehrt — nicht mehr gegen die Menschen und die Umstände. — Etwas Ungeheures ist es bei uns, daß der Leipziger Mord die einfältige Pietät gänzlich vernichtet hat, welche sich bei jeder unangenehmen Gelegenheit sagte: „Ja, der König und die Minister würden dieses und jenes gern thun, sie haben den besten Willen, aber sie können nicht.“ Uebrigens wäre das Leipziger Ereigniß auch nicht so ganz zum Siege der Reaktion ausgeschlagen, wenn sich unsere Stadtverordneten nicht unter allem Luder schmachvoll benommen hätten. Diese Adresse (servile Loyalitätsadresse) war für die Minister nicht mit Geld zu bezahlen, und als sie sahen, daß das in Leipzig möglich war, traten sie sofort mit einer unglaublichen Frechheit auf, während bis dahin die Furcht weit überwog. In einigen Wochen werde ich wahrscheinlich zu den Stadtver-

*) Von Hans Blum natürlich nicht unterstrichen.

ordneten gehören (ist eingetroffen!), bin aber noch schwankend, ob ich's annehme. Da es indeß fast der einzige Weg ist, den Spießbürger in geeigneten Momenten zu dominiren und ihm zu imponiren, so wird's wohl nicht gut anders gehen, um so mehr, als es der einzige Weg für mich ist, auf den Landtag zu kommen, den ich, wenn die Zeiten so trostlos bleiben, nicht ausschlagen möchte. — Werden Sie mich denn dieses Jahr mit einem Beitrage für mein Taschenbuch „Vorwärts“ erfreuen? Wenn Sie können, so thun Sie's, denn eben jetzt im letzten Augenblicke haben sie mir Steger geraubt, der seine Theilnahme am Buch seiner Existenz in Sachsen zum Opfer bringen mußte. Uebelnehmen kann ich's ihm nicht, denn er ist eben im Begriff, sich einen Herd zu gründen und wäre wenn man auf der Ausweisung bestände, gänzlich heimathlos; aber es bereitet mir manche Verlegenheit.“ —

Dieser Brief athmet schon praktische Politik. Weniger Phrasen als früher, konkreter, sachlich, auf bestimmte Ziele gerichtet, nüchtern. Der Idealpolitiker ist ausgezogen — nicht die Ideale. Der „Realpolitiker“ ist fertig, aber keiner im Sinne unserer Nationalliberalen, die sich mit diesem Titel nur eine sehr unverdiente Schmeichelei gesagt haben.

Steger, Blum's Mitarbeiter in der Redaktion des Taschenbuches, war vor die Wahl gestellt worden, entweder die Redaktion niederzulegen oder Leipzig und Sachsen zu verlassen. Es ging damals mit den Ausweisungen ziemlich flott. Freilich, zu der Höhe der Praxis, welche man heutzutage mit diesem politischen „Kampfmittel“ erstiegen hat, war man damals noch nicht gelangt. Alles will gelernt sein.

„In die Stadtverordneten“ ging Robert Blum, trotz seiner Bedenken; aus dem Landtagsmandat wurde aber nichts. Es scheinen hier doch lokale Eifersüchteleien im Spiele gewesen zu sein.

Die Kammerlinke, die „treu“ und „fest“ am Posten stand, wurde in landes- und zeitüblicher Weise gefeiert. Zu zwei Abgeordneten-Zweckessen dichtete Blum nachstehende Gedichte:

Wie heißt das Land, an dessen Kraft
Die Weltmacht Roms zerschellt,
Das, oft besiegt, sich aufgerafft
Und Zwingherrntrotz gefällt?
Das Land, das stets im Schooße trug
Den tiefsten Forschergeist?

Das dem Gedanken gab den Flug,
Der alle Welt umkreist?
Das Land, — o fühl's in stolzer Brust,
In seliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wie heißt das Land, an Eichen reich —
Doch ach! an Freiheit leer,
Wo zwar noch Land und Ströme gleich,
Die Zeiten nimmermehr;
Wo zwar der Geist die Schwingen regt,
Und muthig aufwärts strebt,
Doch ach, durch Fesseln, die er trägt,
Gedrückt am Boden klebt?
Es ist — in schmerzerfüllter Brust
Seid dieses Wechsels Euch bewußt! —
In Deutschland, in Deutschland,
Dem theuren Vaterland!

Doch ziemt's dem Mann nicht, daß er klagt,
Ihm ziemt Erhebung, Muth.
Der Hutten sprach: Ich hab's gewagt!
So wagt, und es wird gut.
Eilt für die Freiheit Hand in Hand
Zur Geisterschlacht herbei,
Dann wieder wird das Vaterland
Auch stark und licht und frei!
Dann jauchzt das Volk aus voller Brust:
Das Land in blüh'nder Freiheitslust
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

24. Mai 1846.

Dem Vaterland.

Wo deutsche Männer sich vereinen
Zu ernstem Wort bei heiterm Mahl,
Will nur der rechte Sinn erscheinen
Und leuchten aus des Auges Strahl,
Wenn innig sie und fest umschlingt
Ein heilig, Allen theures Band,
Ein Hochgefühl sie All' durchdringt:
Das Eine deutsche Vaterland.

Und sind die Zeiten schwer und trübe,
Das kaum Errungene bedroht,
Welkt, was wir pflegten voller Liebe,
Das kaum Lebend'ge schon zum Tod,
So muß die Pflicht uns ernster mahnen
Mit Muth und Treue Hand in Hand,
Durch jeden Damm den Weg zu bahnen
Dem Einen deutschen Vaterland.

Der finst'ren Stürme blindes Wüthen,
Das stark und mächtig rückwärts bläst,
Zerknicket nur die äußern Blüthen,
Die Wurzel nicht, die tief und fest;
Drum muß es aus dem Herzen stammen,
Wo seine Wurzel festgebannt,
Muß aus der tiefen Seele flammen
Das Eine deutsche Vaterland.

So hebet denn nach deutscher Weise
Der Traube gold'nes Feuerblut
Und weiht mit ihm im weiten Kreise
Dem Vaterlande Kraft und Gut:
Wir wollen treu und männlich weben
Ein unzertrennlich Bruderband!
Es soll in Kraft und Freiheit leben
Das Eine deutsche Vaterland!

6. Dezember 1846.

Er hat wohl keine Gedichte mehr gemacht.

Die „Vaterlandsblätter" wurden unterdrückt; an ihrer Stelle — jetzt würde man sagen als ihre „Fortsetzung" — gab Dr. Rüder (der spätere Polizeidirektor von Leipzig*) die „Constitutionelle Staatsbürgerzeitung" heraus, der die Abonnenten und Mitarbeiter der „Vaterlandsblätter" sich zuwandten.

Je mehr wir uns dem Jahr 1848 nähern, desto intensiver wird die Thätigkeit Blum's. Aber das gehört schon zu dem Blum von 1848 und wird, so weit nöthig, im zweiten Theile von uns behandelt werden. —

Erwähnt sei hier nur noch der warmen Theilnahme Blum's für den polnischen Aufstand von 1846 — „die polnische Schwäche Blum's" nennt der Sohn des Vaters Begeisterung für die Sache der Polen — eine Theilnahme, die sich sehr werkthätig äußerte, als die nach Sachsen geflüchteten Polen ausgewiesen wurden.

Am 1. Mai 1847 legte Blum seine Stelle am Theater nieder — er hatte keine Zeit, seine Sekretärgeschäfte zu besorgen und war zu gewissenhaft, den Titel nur zum Schein zu führen — und am 1. Juli 1847 wurde die Buchhändlerfirma R. Blum & Cie. eröffnet, deren Hauptverlagswerk das „Volksthümliche Handbuch der Staatswissenschaften und Politik" wurde.

Und hier, im Begriff, die erste Abtheilung der biographischen Skizze zu schließen, greifen wir um 5 Jahre zurück.

---

*) Dr. Rüder ist inzwischen in Ruhestand getreten.

Den 13. Juli 1842 schrieb Blum an seine Schwester Elise, die sich verlobt hatte:

„Ich bin sehr glücklich in meiner Häuslichkeit, aber ich habe sie erst dann begonnen, als ich meiner Frau auf das Bestimmteste erklärt, daß ich sie und meine Kinder verlasse, sobald eine höhere Pflicht mich ruft; und dies steht fest bei mir — allerdings auch bei meiner Frau —, daß selbst die Gewißheit, daß die Meinen betteln müßten, mich nicht einen Augenblick abhalten würde, mein Leben einer großen Sache, meinem Vaterlande zu weihen.

Er hat sein Wort gegeben, und er hat es eingelöst.

Essetai haemar! Es kommt der Tag!

Blum
und die
deutschkatholische Bewegung.

Ehe wir uns mit dem fertigen Politiker Blum beschäftigen, wollen wir Blum's reformatorische Thätigkeit auf religiösem Gebiete zeigen, der er ganz wesentlich seine Popularität verdankte.

Wer durch sein öffentliches Wirken der Geschichte angehört, kann nur dann richtig beurtheilt werden, wenn er mit dem Maßstabe seiner Zeit gemessen wird. Das Denken und Handeln der Vergangenheit mit dem Maßstabe der Gegenwart messen zu wollen, ist ein thörichtes Beginnen, das in jedem Fall zu einem unrichtigen Fazit führen muß. An Geschichtsschreibern hat es leider nicht gefehlt, die dies verkannt und die Schablone ihrer eigenen Anschauungen an die Männer und Ereignisse der Weltgeschichte gelegt haben; allein sie haben auch keine Geschichte geschrieben, sondern Tendenzromane, und anstatt treuer Historiengemälde und lebenswahrer Portraits nichts geliefert als mehr oder weniger geschmacklose Phantasiebilder und Karrikaturen.

Die Geringschätzung, mit der man vielfach heutzutage auf die deutschkatholische Bewegung der vorachtundvierziger Jahre zurückblickt, ist uns sehr wohl bekannt, aber wir wissen auch, daß sie nichts weniger als berechtigt ist. Wir werden uns mit Rücksicht auf diesen Punkt in dem Nachwort mit dem Sohne Robert Blum's auseinanderzusetzen haben.

Hier nur so viel: Die deutschkatholische Bewegung war unzweifelhaft, wie wir auch immer von ihrem Inhalt und ihren Zielen urtheilen mögen, eine Volksbewegung, eine Regung des erwachenden bürgerlichen Geistes, und als solche bildet sie, verbunden mit der parallel laufenden Bewegung der aus dem Protestantismus hervorgegangenen „Lichtfreunde" und „Freien Gemeinden", ein Vorspiel, eine Art Ouvertüre der Märzbewegung des „tollen Jahres" 1848.

An dieser Thatsache wird dadurch nichts geändert, daß ein großer Theil der Männer, die bei jenem Vorspiel hervorragend thätig waren, im Jahr 1848 gar klägliche Rollen spielten, und daß die deutschkatholische und lichtfreundliche Bewegung seit dem genannten Jahr keinen Aufschwung mehr hat nehmen können.

Andere Zeiten, andere Bethätigungen des öffentlichen Geistes.

Louis Blanc beginnt seine Geschichte der französischen Revolution mit Luther und der Reformation. Mit Recht. Er hat begriffen, daß die große bürgerliche Bewegung, welche im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts auf religiösem Gebiet sich äußerte, im innigsten Zusammenhang mit der großen bürgerlichen Bewegung steht, welche im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts auf politischem Gebiet zum Ausbruch und Ausdruck kam.

Nun fällt es uns nicht ein, die deutschkatholische Bewegung mit der Reformation, einen Ronge mit einem Luther vergleichen zu wollen, allein trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß das Verhältniß der deutschkatholischen Bewegung zur Märzbewegung ein ähnliches war wie das der Reformation zur französischen Revolution. Und der Abstand zwischen der deutschkatholischen Bewegung und der Reformation dürfte wohl kaum ein größerer sein, als der zwischen der deutschen Märzbewegung (die blos höflichkeitshalber unter die „Revolutionen" rangirt worden ist) und der französischen Revolution.

Jedenfalls konnte ein Robert Blum, der sich dem öffentlichen Leben gewidmet hatte, der deutschkatholischen Bewegung nicht fremd bleiben. Mit dem ihm eigenen Instinkt der Volksthümlichkeit erfaßte er, welch' mächtige Handhaben und Hebel der Reform diese Bewegung bot, die außerdem seinem Naturell, den Bedürfnissen seines Geistes und Gemüthes sympathisch entsprach — und voller Begeisterung stellte er sich an die Seite Ronge's und wurde einer der Begründer der „neuen Kirche".

Auf Einzelheiten lassen wir uns hier nicht ein. Soweit sie von Interesse, gehören sie in das Lebensbild des Mannes, mit welchem wir diese Hefte zu schließen gedenken. Nur das zum Verständniß Nothwendige möge folgen:

Schon von 1842 an stand Blum mit dem katholischen Priester Johannes Ronge in Korrespondenz und bot diesem in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" ein Asyl, in welchem der, damals schon innerlich mit seiner Kirche zerfallene junge Priester seinem Herzen Luft machen konnte.

Am 1. Oktober 1844 erschien — und zwar in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ — der bekannte Brief Ronge's an den Bischof Arnoldi von Trier. Dieses Schreiben, welches den mit dem nahtlosen „heiligen Rock“ getriebenen Unfug geißelte, erregte in Deutschland ein außerordentliches, mit der Unbedeutendheit des Inhalts eigenthümlich kontrastirendes Aufsehen und wurde zum Ausgangspunkt der deutschkatholischen Bewegung.

Blum, als Katholik geboren, trat, einer der ersten, der neuen Kirche bei und wurde bald die Seele der Bewegung in Sachsen und Mitteldeutschland; im Februar 1845 stiftete er die noch heute bestehende Gemeinde in Leipzig und war maßgebend thätig auf dem „Konzil der deutschkatholischen Gemeinden“, welches Ostern 1845 zu Leipzig stattfand.

Als deutschkatholischer Agitator hatte er die beste Gelegenheit, sein Rednertalent auszubilden. Schon deshalb darf der Freund des Politikers Blum dem Deutschkatholiken Blum nicht gram sein, ohne diesen wäre jener unmöglich gewesen! Der Deutschkatholik Blum schmiedete die Donnerkeile, die der Politiker Blum 1848 in Volksversammlungen, in der Paulskirche, in dem aufständischen Wien gegen die Reaktion und deren Handlanger schleuderte.

Und nun wollen wir Robert Blum selbst sprechen lassen. Zunächst in seinen „Vaterlandsblättern“, denen wir nachstehend zwei von ihm — Ende 1844 und Anfang 1845 — geschriebene Artikel entnehmen.

I.

Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß.

Der geistige Kampf, welcher in unserem Vaterlande über das Gaukelspiel der großen Rockfahrt nach Trier ausbrach, ist in ein neues Stadium getreten. Die „Rhein- und Moselzeitung“, das Organ der rockfahrenden Sippschaft und der Finsterlinge, die sie in Bewegung setzten und ausbeuteten, enthält folgendes Actenstück:

Vorstellung wegen Verletzung der Katholiken in öffentlichen Blättern Deutschlands betr.

Einem hochwürdigen Domkapitel erlauben sich die unterzeichneten Geistlichen ehrerbietigst vorzutragen: Auf Veranlassung der von unserm hochwürdigsten Herrn Bischof angeordneten Ausstellung des heiligen Rockes U. H. J. Chr. sind in den öffentlichen censirten Blättern Deutschlands

manche für Katholiken äußerst kränkende und deren Glauben tief verletzende Artikel erschienen. Insbesondere haben die sogenannten „Sächsischen Vaterlandsblätter" in Nr. 261 ds. Js. einen Artikel publicirt, welcher aus denselben in die meisten deutschen und selbst preußischen Zeitungen übergegangen ist. Dieser Artikel greift in frechem Spotte die Verehrung der Reliquien an; er verhöhnt die Katholiken, die zum heiligen Rocke pilgerten, und sucht unsern ehrwürdigen Bischof der Verachtung der Mit- und Nachwelt preiszugeben und dessen Motive bei Ausstellung des heiligen Rocks auf das Schnödeste zu verdächtigen. Solche Schmähartikel müssen unter allen Katholiken Deutschlands die tiefste Entrüstung hervorrufen und den confessionellen Friedenszustand in seinen Grundvesten erschüttern, um so mehr, als Seitens der Katholiken bei der Feierlichkeit der Ausstellung des heiligen Rockes nichts die protestantischen Christen Kränkendes oder Verletzendes vorgegangen ist. Wenn nun auch solche Artikel durch ihren Inhalt und ihre Fassung sich jeder Widerlegung unwürdig zeigen und nur die Verachtung der Katholiken hervorzurufen geeignet sind, so wird dennoch die Publikation derselben unter bundesstaatlicher oder preußischer Censur für die Katholiken ein Gegenstand tiefer Betrübniß. Den in Deutschland bestehenden staats- resp. völkerrechtlichen Verhältnissen gemäß ist, von allem natürlichen Rechte abgesehen, durch den westphälischen Frieden, durch den Reichsdeputationshauptschluß, durch die deutsche Bundesakte, durch die respektiven mit dem heiligen Stuhle abgeschlossenen Konkordate, und für Preußen insbesondere durch das preußische Landrecht, durch die Gesetzkraft habende Bulle de salute animarum,*) rücksichtlich durch das französische Konkordat von 1801, die rechtliche Stellung der Katholiken in Deutschland der Art, daß sie fordern können, daß weder ihre Glaubensartikel, noch die Aeußerungen ihres Glaubens, noch endlich die ehrwürdige Person ihrer Bischöfe in Blättern, welche mit Staatscensur erscheinen, verunglimpft, verhöhnt und verspottet werden. So sehr allen wissenschaftlichen Erörterungen über konfessionelle Gegensätze ein freier Spielraum gelassen werden muß, ebenso sehr verbieten die Strafgesetze der einzelnen Bundesstaaten und Preußens insbesondere injuriöse Angriffe auf eine rechtlich bestehende Kirchengemeinschaft, und legen der Staatsbehörde die Pflicht auf, bei Statt habenden Verletzungen amtlich ein-

*) Vom Heile der Seelen.

zuschreiten. In wiefern solche Verletzungen ungeahndet geschehen, ist die rechtlich garantirte Stellung der deutschen Katholiken in bedrohlicher Weise verletzt und sind dieselben zu Beschwerde und Forderung von Garantie jetzt um so mehr veranlaßt, als manche Erscheinungen der neuesten Zeit nur zu deutlich bewiesen haben, daß Seitens einer Fraktion deutscher Protestanten gegenüber der katholischen Kirche eine feindliche und intolerante Stellung eingenommen wird. Ein hochwürdiges Domkapitel ersuchen wir deswegen ebenso geziemend, als ergebenst, sich an seine Majestät den König und an den hohen Bundestag beschwerend zu wenden und um Handhabung der bestehenden Gesetze für das Vorgefallene, um kräftige Gewährung des der Kirche Seitens der Staatsgewalt im Allgemeinen geschuldeten, staats- und bundesrechtlich garantirten, und insbesondere bei der Besitzergreifung der Rheinprovinz von dem Staatsoberhaupt in feierlicher Form versprochenen Schutzes der katholischen Kirche und um gesetzliche Abhülfe der beregten Mißstände der deutschen Presse zu bitten. Wir zeichnen mit tiefster Ehrerbietung Eines hochwürdigen Domkapitels ganz gehorsamste Geistliche der Stadt Trier. Trier, den 16. November 1844.

Im Angesicht dieser Dinge ist es die Pflicht und Nothwendigkeit, auf das ganze Ereigniß noch ein Mal zurück zu blicken und den Standpunkt scharf in's Auge zu fassen, auf welchem dasselbe steht. Das Blatt, welches zuerst das tödtliche Geschoß schleuderte in das Lager der Feinde des Lichtes und der Vernunft, wird den Raum nicht dazu versagen.

Lange hatte der schmachvolle Unfug in Trier schon gedauert und die deutsche Presse beobachtete eine auffallende Schüchternheit. Nur einzelne Stimmen erhoben sich mit leisem und bescheidenem Tadel und diese kamen aus der Mitte des Katholizismus, vom Rheine, und rührten muthmaßlich von Katholiken her. Die protestantische Presse benahm sich mit einer Scheu und Schonung, die als Zartheit gegen das schwesterliche Bekenntniß zwar alle Achtung verdient, die aber der Pflicht nicht entsprach, welche sie gegen das Vaterland hat. Da erschien Ronge's Brief, dieses schöne Denkmal männlichen Freimuths und deutscher Offenheit, diese hinreißende Sprache eines vollen entrüsteten Herzens, diese todesmuthige Forderung des Lichtes und der Wahrheit gegen die Finsterniß und die Lüge. Und mit dem Erscheinen dieses Briefes war die Zunge all' der Millionen gelöst, deren

Seelen voll Empörung war über die Verhöhnung der gesunden Vernunft zu Trier, das Wort war ausgesprochen, welches in Aller Herzen lebte, und die vom Drucke befreite Seele jauchzte in ungemessenem Jubel dem Befreier zu. Zu was soll ich wiederholen, was wir alle Tage sahen und noch täglich sehen? — den unermeßlichen Erfolg dieses Briefes, der in immer erneuerten Hunderttausenden von Abdrücken wandert von Hand zu Hand.

Und was thaten die Finsterlinge, welche zu Tode getroffen waren von der Waffe der Wahrheit, die schon sicher gewähnte Beute ihres heillosen Spieles sich entrissen, ihr finsteres Werk verloren sahen? Widerlegten sie den Priester, der mit der Lehre der gemißbrauchten Religion selbst sie vernichtend angriff? O, nein. In einem blinden Wuthkampfe begannen sie zu schimpfen, zu schmähen, zu lästern, zu verleumden, wie es nur die ohnmächtige Verzweiflung, die entlarvte und besiegte Schlechtigkeit vermag. Bedürfte es noch neuer Beweise, daß die Zensur nicht im Stande ist, Anstand und Würde in der öffentlichen Verhandlung zu erhalten und die gräßlichste Gemeinheit aus derselben zu verbannen, die „Rhein- und Moselzeitung" der letzten Wochen und die ihr anverwandten Organe lieferten diese Beweise auf unwidersprechliche Art. — Und als das Alles nichts half, als Alles abprallte an dem gesunden Sinn des Volkes, als täglich mehr Menschen sich entrüstet abwandten von dem Gaukelspiel, mit dem man unser aufgeklärtes Jahrhundert gelästert, da rief man vor Wuth knirschend Zensur und Staatspolizei zu Hülfe und begründete auf Lügen und Verdrehungen das Gesuch um deren Mitleid.

Auf diesem Punkte stehen wir jetzt und es ist mir Bedürfniß, die lügenhafte Nichtigkeit der Gründe aufzudecken, die man geltend macht, um den Kampf zu beenden, der von dem Antlitz der Finsterlinge die scheinheilige Maske täglich mehr und mehr herabzieht. Ronge's Brief sei „für die Katholiken und deren Glauben äußerst kränkend und tief verletzend", sagt man. Lüge! Er ist ehrend für uns und für unsern Glauben, denn er überhebt uns der Schmach, als ob wir die finsteren Umtriebe zu Trier billigten, oder sie gar als eine fromme Uebung unseres Glaubens anerkennten. „Er greift die Verehrung der Reliquien mit frechem Spotte an." Lüge! Er zeigt diese Verehrung als unchristlich und unkatholisch, als eine traurige, von herrschsüchtigen Pfaffen

dem katholischen Kultus beigemischte Ausartung und geißelt nur den von schnöder Habsucht diktirten heidnischen Götzendienst, zu welchem man zu Trier die Verehrung der Reliquien verunstaltet hat. „Er verhöhnt die Katholiken, die zum heiligen Rocke pilgerten.“ Lüge! Er bedauert und bemitleidet die Unglücklichen, die durch Pfaffentrug um ihr Kostbarstes: um ihre Zeit und ihr Geld betrogen worden, welche sie in den Rockfahrten vergeudeten. „Er sucht den ehrwürdigen Bischof der Verachtung der Mit- und Nachwelt preiszugeben.“ Lüge! Er zeigt nur die Handlungsweise des Bischofs Arnoldi im wahren Lichte, und wenn diese ihn der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgibt, so ist dies sein selbstverschuldetes Schicksal. „Solche Schmähartikel müssen unter allen Katholiken Deutschlands die größte Entrüstung hervorrufen und den konfessionellen Friedenszustand in seinen Grundvesten erschüttern.“ Lüge! Sie rufen Freude und Dankbarkeit hervor in der Brust jedes denkenden vernünftigen Katholiken; mit Entzücken sehen wir's, daß es auch unter unseren Priestern noch Männer des Lichtes und der Wahrheit gibt, und jubelnd stimmen wir ihnen zu. Der konfessionelle Friedenszustand wird dadurch nur befestigt, denn solche Artikel lehren unsere protestantischen Brüder, daß wir nicht gefesselt sind in den Banden finsteren Pfaffentrugs, sondern werth und fähig, mit ihnen Hand in Hand zu gehen die große und lichte Bahn unserer Zeit: V o r w ä r t s! „Das Einschreiten gegen solche Artikel ist um so dringender, als manche Erscheinungen der neuesten Zeit nur zu deutlich bewiesen haben, daß Seitens einer Fraktion deutscher Protestanten gegenüber der katholischen Kirche eine feindliche intolerante Stellung eingenommen wird.“ Lüge, schändliche, nichtswürdige Lüge! Dem Protestantismus wollen diese „sogenannten“ Priester des Gottes und der Wahrheit die Zurechtweisung ihrer Abgötterei unterschieben, um ihn zu verdächtigen. Nein, Ihr Lügenpriester, aus u n s e r e r Mitte ist der Mann, der Euch entlarvt, der Euch vernichtet hat; und das ist unser Stolz und unsere Freude. Was hat der Protestantismus, was hat das Bekenntniß überhaupt damit zu thun, was zwischen Euch und uns vorgeht? Es ist der gesunde Menschenverstand, die Bildung der Zeit, das Licht und die Wahrheit, die ihr gelästert, und die Euch nun zermalmen. Und so kann man Satz für Satz die Lüge und bösliche Verdrehung der „Vorstellung“ nachweisen — im Einzelnen wie im Ganzen. Das Letztere nimmt mit jesuitischem

Kunstgriffe die Gesetze*) und Verträge, die zum Schutze „der Glaubensartikel" geschlossen sind, für das Pfaffentreiben in Anspruch. Wo, beweist es doch, sind die katholischen Glaubensartikel nur berührt? Euer finsteres, habsüchtiges, götzendienerisches Gaukelspiel aber hat mit dem Glauben nichts gemein, und nur Ihr, die Ihr Euch Priester nennt, könnt denselben so entwürdigen, daß er die Hülle Eures bösen Thuns sein soll.

Und nun schimpft und lästert fort den edlen Ronge — Ihr könnt ihm die Verehrung aller Vernünftigen des Vaterlandes nicht schmälern. Müht Euch ab, in elender Sophistik der Welt glauben zu machen, er sei kein katholischer Priester, weil er lieber auf seine Stelle verzichtete, als sich den finsteren Zumuthungen eines Ritter fügte — Ihr frevelt damit nur an Eurer eigenen Lehre von den heiligen Sakramenten, die Gott ertheilt durch die Hand des Priesters, und die kein Mensch auslöschen kann. Mag Rom vielleicht seine kalten und stumpfen Donnerkeile fallen lassen auf sein edles Haupt, mag ihn Bann und Exkommunikation treffen, Stelle, Einkommen und Heimath ihm verloren gehen — er ist doch Euer Sieger. In dem Hause jedes deutschen Ehrenmannes öffnet sich ihm eine Heimath, und Deutschland ist reich genug, Eure Strafen und Eure Macht lächerlich zu machen. Ja,

*) Auf Eins müssen wir hierbei noch aufmerksam machen. Wenn man etwas sein will, muß man es ganz sein. Man darf nicht römisch und nicht deutsch zugleich sein. Die Trier'schen Geistlichen berufen sich auf den westphälischen Frieden: — aber das Oberhaupt der Kirche hat den westphälischen Frieden nicht anerkannt. Sie berufen sich auf den Reichsdeputationshauptschluß; — aber das Oberhaupt der Kirche hat auch diesen nicht anerkannt. Sie berufen sich auf die Bundesacte; aber das Oberhaupt der Kirche hat auch die Bundesacte nicht anerkannt; sie berufen sich auf das preußische Gesetz, aber sie haben kein Recht dazu, sich auf das Gesetz zu berufen, da sie das in Preußen bestehende Verbot der Wallfahrten übertreten haben. Es ist ein arglistiges Verfahren, zu seinen Gunsten in Anspruch zu nehmen, was man zu Gunsten Anderer nicht gelten läßt, und das bestehende Recht anzurufen, das man im Augenblicke vorher nicht anerkannt. Ein Geistlicher bei Bonn verweigerte einer Prozession nach Trier seinen priesterlichen Segen, weil die Verordnungen des erzbischöflichen Generalvikariats über das Wallfahrten noch nicht aufgehoben seien, sondern in voller Kraft beständen. Der Mann war freilich kein Römling, sondern dem Menschen d. h. dem Gesetz mehr unterthan, als Gott, d. h. dem Papst. Wer aber Rom unterthan ist und nicht seinem Landesgesetze, der muß auch auf römischem Standpunkt stehen bleiben und darf das weltliche Gesetz nicht anrufen, das er eben als Römer nicht anerkennt. Aber so ist es. Für sich lassen sie es gelten; gegen sich nicht. Das ist nicht ehrlicher Leute Brauch.
(Note des Verfassers.)

könntet Ihr ihn verbrennen, wie Ihr einst den edlen Huß verbrannt, sein Ruhm und Eure Schande stiegen wie ein Phönix aus der Asche empor. — Einigt Euch mit der Polizei und Censur, bringt die Presse mit ihrer Hülfe zum Schweigen — Ihr seid doch verloren, denn von Mund zu Mund pflanzt sich die Kunde Eures Thuns und Eurer Niederlage fort. — Ja, Ihr seid verloren, und es gibt keine Erhebung, keinen Sieg mehr für Euch; Ihr seid ohnmächtig für ewig, denn Eure Waffe ist die Lüge, und — was noch schlimmer — die Denunziation.

II.

Die Wunder des heiligen Rockes.

Ja, der heilige Rock hat Wunder gethan! Wer daran zweifelt, der muß taub sein gegen Alles, was um ihn vorgeht. Sind es auch diejenigen nicht, welche die „Luxemburger Zeitung" in einem besonderen Heftchen*) der Nachwelt aufbewahrt hat, so sind es doch andere. Jene eilf — am Rhein die Narrenzahl — Wunder zeigen nur, wie verblendet der ultramontane Geist in seinem Uebermuthe, wie sicher er in seinem Siegesbewußtsein, wie rücksichtslos er in seinen öffentlichen Verdummungsversuchen war. Denn alle diese Wunder sind so plump angelegt, so offen liegt die Absicht vor, dem großen götzendienerischen Gaukelspiele Zulauf zu verschaffen, so lächerlich und unsinnig sind die Sachen in sich selbst — wie z. B. daß die Josephine Wagner von Alflen, die täglich 20—24 Mal an Epilepsie litt und seit dem 12. Jahre den Verstand verloren hatte, ihre Hoffnung und Vertrauen auf den h. Rock setzte und geheilt wurde — daß man fast mehr empört ist über die Unverschämtheit, mit welcher hier aller Vernunft Hohn gesprochen wird, als über die heillose Veranstaltung selbst. Wahr ist allerdings das behauptete Wunder, daß man „Leute gesehen, die, dem heillosen Unglauben ganz verfallen, vor dem heiligen Gewande von dem Lichte der christlich-katholischen Lehre erleuchtet und erwärmt worden," denn Tausende haben sich mit Entsetzen abgewandt von dem römischen Pfaffentrug, von der lügnerischen

*) Bericht über die wunderbaren Heilungen, welche sich zur Zeit der öffentlichen Ausstellung des h. Rocks unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi im hohen Dome zu Trier vom 18. Aug. bis 6. October 1844 an eilf frommen Pilgern ereignet. Luxemburg 1844. Verlag der Zeitung. (Note des Verfassers.)

und heuchlerischen Trierer Finsterniß zu dem reinen und göttlichen Lichte der wahren christlich-katholischen Lehre.

Auch das Wunder mag unberücksichtigt bleiben, daß die äußersten Spitzen der Meinung in unserm Vaterlande die ungeheure Wichtigkeit dieser Erscheinung und ihrer Erörterung verkennen, oder sich wenigstens so anstellen. Die Freien, Philosophen, Radikalen, oder wie sie sonst sich nennen und genannt werden, sehen ein „philisterhaftes, prinziploses Treiben“ in unsern Erörterungen, welches „nach den Wünschen und im Interesse der Gegner des Fortschrittes die Theilnahme von den politischen Fragen abwendet.“ Als ob es in unserer Zeit noch möglich wäre, das kirchliche und politische Interesse zu trennen! Als ob die Feinde des Lichtes im Staate und in der Kirche nicht brüderlich Hand in Hand gingen bei dem Werke der Knechtung der Geister, eingedenk des wahren Göthe'schen Spruches: „Duckt er da, folgt er uns eben auch!“ Als ob nicht das zu frühzeitig kecke Triumphgeschrei nur zu klar bewiesen hätte, wie sicher und stark man sich wähnte! Als ob die Presse eine Erscheinung unbeachtet liegen lassen durfte, welche die Gemüther des Volkes so tief bewegt, wie es diese Rockfahrt und ihre Folgen unwidersprechlich gethan! Diese Menschen, welche ein so wesentliches Bewegungsmoment der Gegenwart so arg verkennen können, haben das wirkliche Leben nie gekannt; sie wollen die Weltgeschichte in Sprüngen und Purzelbäumen bewegen und haben doch niemals gelauscht, wie sie schreitet. — Die andere äußerste Meinung: die ultramontanen Katholiken einerseits und die leonisch-kirchenzeitungslichen stockfinstern Protestanten*) andererseits spielen nur Komödie; die Ersteren sehen gar zu gern eine Sache vorerst vergessen, bei der für sie nichts mehr zu gewinnen ist, die andern schmerzen die Streiche, die der schwesterliche Stockkatholizismus erhält. Möchte man doch so gern die Mittel, welche der römische Katholizismus zur Unterwerfung der Geister besitzt und anwendet, im eigenen Hause einführen! Möchte man doch so gern die dreihundertjährige

*) Die Partei der protestantischen Hyper-Orthodoxen, die in dem streitbaren „Hallischen Löwen“, Professor Leo von Halle, dem Erfinder des „skrophulösen Gesindels“, das durch einen „frischen fröhlichen Krieg“ weggerafft werden müsse, einen ihrer Hauptvertreter und in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ des ihm geistesverwandten Professors Hengstenberg ihr Hauptorgan hatte. (Note des Herausgebers.)

Trennung vergessen und aufheben, um den Preis der wiederhergestellten geistlichen Allgewalt.

Endlich sei auch des Wunders nicht gedacht, daß der neuzeitliche Tetzel zu Trier trotz der erlittenen entschiedenen Niederlage noch den Muth hat, ein jährliches Fest zur „Verehrung des h. Rocks, der h. Nägel und der h. Lanze“ zu veranstalten. Diese Liebhaberei des „Besiegten, der auf der Flucht ein Siegeslied anstimmt,“ ist harmlos und unschädlich; es ist ein Gemisch von Verzweiflung und Hoffnung: Verzweiflung über die Vereitelung so stolzer Entwürfe, Hoffnung auf das gewohnte Zurückgehen in das alte Geleise und alsdann zu erringende neue Erfolge.

Das wahre Wunder, welches der h. Rock zu Trier gewirkt, ist, daß er endlich auch die verblendetsten Geister aufgescheucht aus der Ruhe des Nichtsthuns, daß er auch dem Befangensten den Schleier gerissen vom trüben Auge, und dem schlichten Worte der Wahrheit einen jubelnden Einzug bereitet in Millionen Herzen. Daß er den Bann gelöst, in welchem Rom uns gefesselt hielt, und mit der Fackel der Vernunft uns die Bahn beleuchtet, die wir zu wandeln haben, wenn wir die Finsterniß besiegen wollen auf ewig, in welche man uns versenken wollte. Soll die schöne Erhebung, welche alle denkenden Katholiken des Vaterlandes beseelt, spurlos verschwinden, wie so manche frühere Anregung? Wollen wir den Finsterlingen Zeit gönnen, die Schwachen unter uns auf's Neue in Fesseln zu schlagen? Glaubensgenossen! die angeordnete festliche Erinnerung an die große Rockfahrt, die „Verehrung“ der h. Nägel und der h. Lanze zeigen uns deutlich, was man sinnt. Es gibt nur ein Mittel, das Joch abzuwerfen, welches jetzt nur noch locker auf unserm Nacken liegt; es heißt: Trennung von Rom, Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats (der Ehelosigkeit der Priester).

Glaubt nicht der Lüge, daß wir die heiligen Lehrsätze unseres Glaubens angreifen und vernichten wollten, welche die Finsterlinge verbreiten in ihren knechtischen Organen: wir sind Katholiken und wollen es bleiben, wir wollen nur endlich aus unserer Kirche entfernen, was der gesunden Vernunft und der Natur, der Würde und Ehre des Menschen, der Wissenschaft und unsern Glaubenslehren, unsern Pflichten als Menschen und Christen und gegen uns selbst, wie gegen unsere Mitmenschen, unsere Fürsten und unser Vaterland gleichmäßig widerstreitet. Solcher Art aber

ist die Oberherrschaft Roms, solcher Art ist die Ohrenbeichte und die Ehelosigkeit unserer Priester.

Denn die Oberherrschaft Roms über unsere Kirche ist keineswegs eine göttliche Einsetzung, wie es die Römlinge uns lügnerisch lehren und lehren müssen; sie ist vielmehr eine Anmaßung unbändigen Ehrgeizes und unmäßiger Herrschsucht. Ueber drei Jahrhunderte nach Ausbreitung des Christenthums erst entstand die Macht des römischen Bischofs; durch List und Ränke war sie begründet, durch Betrug*), Falschheit und Gewaltthat wurde sie befestigt und durch Blut und Verbrechen aller Art erhalten und ausgebreitet. Erst im siebenten Jahrhundert unter Gregor I., dem sogenannten „Großen" (590—614), wurde sie in weiteren Kreisen anerkannt; 710 küßte der schwache Kaiser Justinian II. zum ersten Mal die Füße des Papstes Konstantin II.; Karl der Große hatte die Schwäche, sich vom Papste zum Kaiser weihen zu lassen und reiche Gaben dafür zu bewilligen; von diesem Augenblick an stieg die Macht der Päpste, aber auch der Widerspruch gegen dieselbe, und unsere griechisch-katholischen Glaubensgenossen z. B. unterwarfen sich ihr nie. Und wie weit sich die Herrschbegier der Päpste verstieg, davon gibt neben tausend andern Beispielen der Kaiser Heinrich IV., der barfuß und im Büßerhemde auf dem Hofe zu Canossa stand, während der übermüthige Gregor VII. hohnlachend aus dem Fenster auf ihn herabblickte, einen Fürsten und Völker abschreckenden Beweis.

Auch die Ohrenbeichte ist eine Einrichtung der Päpste; die ersten Christen kannten sie nicht, im 3. und 4. Jahrhundert erst kommt die Beichte einzeln vor, indem die Sünder entweder öffentlich vor der Gemeinde, oder heimlich dem Priester bekannten und öffentlich abbüßten. Im 5. und 6. Jahrhundert wurde die Ohrenbeichte mehr und mehr zur Gewohnheit, aber erst der für die Ausbreitung der päpstlichen Macht äußerst thätige Innocenz III. erhob sie zum Kirchengebot, und 1216 bestätigte das Konzilium zu Trient seine tyrannische Einführung. Aber viel Blut mußte fließen, viele Menschenleben mußten geopfert, viele Widerstrebende vernichtet werden, ehe die Christenheit sich der despotischen Einrichtung fügte.

---

*) Eine angebliche Urkunde von Karl dem Großen, auf welcher die weltliche Macht des Papstes sowohl, als seine Oberherrlichkeit über die Christenheit vorzüglich beruht, ist nach allen geschichtlichen Beweisen falsch und untergeschoben. (Note des Verfassers.)

Endlich ist die Ehelosigkeit unserer Priester nicht von Gott, sondern ebenfalls durch die Herrschsucht der Päpste eingesetzt. Bis zum Jahre 314 heiratheten unsere Priester, wie es ihnen gefiel; dann wurde festgesetzt, daß der Priester als solcher nicht mehr heirathen solle, jedoch die vor der Weihe eingegangene Ehe fortsetzen könne; so blieb es bis in's 11. Jahrhundert und so ist es noch heute in der griechisch-katholischen Kirche. Erst 1074 gebot Gregor VII. die Ehelosigkeit der Priester, die Geistlichkeit aber widersetzte sich, nannte sein Gesetz „wahnsinnig, unchristlich, ketzerisch, naturwidrig und tyrannisch", und fügte sich nicht. Mehrere Konzilien 'bestätigten zwar das grausame Gebot, aber zugleich wurde das Konkubinat eingeführt und war zum Theil gesetzlich gestattet, zum Theil geduldet. Die katholische Geistlichkeit wurde damit ein Gegenstand des öffentlichen Aergernisses, und blieb es bis zur Reformation.

Diese Andeutnngen, welche mit unzweifelhaften Beweisen aus der Geschichte und der Wissenschaft unterstützt werden können, zeigen, daß Christus niemals an diese drei unheilvollen Erfindungen Roms gedacht hat, daß sie Geburten päpstlicher Willkür und Anmaßung sind, die jedes andern Rechtsbodens entbehren. Wären aber auch diese Einrichtungen unzweifelhaft gesetzlich, nicht blos Ausflüsse tyrannischer Gewalt, müßten sie dann ewig bleiben? Dürfte die mündig gewordene katholische Christenheit nicht endlich daran rütteln? Wenn sie das nicht darf, so müssen wir unsere Geschichte vernichten und zurückkehren in die Nacht des Mittelalters, denn die Leibeigenschaft, die Frohnden und Lasten, die ganze Rechtlosigkeit des Volkes wenigen Bevorrechteten gegenüber war wenigstens eben so gesetzlich als Roms tyrannische Gewalt. Nein, wir dürfen nicht allein, wir müssen endlich das Joch zerbrechen, welches so lange auf uns gelastet hat. Roms Oberherrschaft, die Ohrenbeichte und das Cölibat bilden vereint die eherne Kette, an welche die katholische Christenheit geschmiedet ist zur schmachvollen Dienstbarkeit des fremden Papstes. Roms Oberherrschaft knechtet Sinn und Gedanken, vernichtet jede geistige Freiheit und Selbstständigkeit des Katholiken und löst ihn ab von der Menschheit, vom Vaterlande, von der Familie; — die Ohrenbeichte wacht über jede leise Regung gegen diese Knechtschaft und schüchtert ein, ermahnt, droht und verdammt die Versuche, sie abzuschütteln; — ein abgeschlossener, mit der

Welt und den Menschengefühlen durch nichts zusammenhängender Priesterstand aber ist der dienstwillige Förderer römischer Interessen, denn sie sind das Einzige, was ihn noch an's Leben fesselt. Dazu kam in finsteren Zeiten — und leider zum Theil auch noch in unsern Tagen — der jesuitische und mönchische Unterricht, der die Seele der Jugend vergiftete und zur Knechtschaft erzog, und als Schlußstein die Inquisition, an welche Beichtstuhl und Priesterschaft jeden Gedanken und jeden Denkenden lieferten — und die vollständige Entmündigung und Entwürdigung der Menschheit war vollendet.

Glaubensgenossen! wollen wir länger diese Knechtschaft tragen? Unsere Väter haben den äußeren Feind bekämpft, der unser Vaterland unterjochte — Rom hat im Frieden seine Fremdherrschaft um so fester begründet. Wir selbst haben vor wenigen Jahren einer dem Vaterlande drohenden Gefahr kampfesmuthig entgegengeblickt, die zuletzt nichts war als eine heillose Täuschung unseres Nachbarvolkes, um ihm die Zwingburgen wieder zu geben, die seine Freiheit bedrohen — Rom sitzt tief in unserm Lande und arbeitet fortwährend an unserer Unterdrückung. Jener äußere Feind nahm höchstens ein Stück unseres Landes — Rom strebt nach dem Ganzen. Der äußere Feind brachte uns mindestens eben so freie Gesetze als wir besitzen — Rom bringt nur Finsterniß und Knechtschaft und strebt nach der Vernichtung der Freiheiten, die wir errungen haben. Der äußere Feind nährte und stärkte unsere Vaterlandsliebe und unser Nationalgefühl — Rom verdammt Beides, wenn es seinem Interesse entgegen. Der äußere Feind hätte unsere staatliche Entwicklung befördern müssen — Rom duldet die gegenwärtige staatliche Gestaltung nur gezwungen und hat die ganze Grundlage unseres Staatslebens nicht anerkannt, ja zum Theil ausdrücklich verdammt. Der äußere Feind knüpfte das Band zwischen Fürsten und Völkern fester, indem er dieselben zu Einem Interesse vereinte — Rom muß diese Einigkeit lockern und trennen, weil sie seinem Interesse feindlich ist. Der äußere Feind förderte die Einigkeit deutscher Stämme und sah mit Freuden, wenn wir ruhig unserm Familienglücke lebten — Rom hetzt den Bruder gegen den Bruder, den Gatten gegen die Gattin, den Sohn gegen den Vater, wenn nicht Alle seinem Willen sich beugen. — Ist das Alles übertrieben? O, ich könnte hinweisen auf eine anderthalbtausendjährige Geschichte,

die auf jedem Blatte mit blutigen Zügen Beweise meiner Behauptungen liefert. Aber seht nur hinüber auf die heutigen Ereignisse in Wallis und Luzern*), seht wie viel Rechtsverletzungen, Gewalt, Nichtswürdigkeit und Frevel Rom mit seinen Jesuiten dort ausgeübt, wie viel Blut sie vergossen haben, wie rücksichtslos sie herrschen in ihrem Uebermuthe. Ja, nehmt nur irgend ein Zeitungsblatt unseres Vaterlandes aus den letzten sechs Jahren in die Hand — ihr findet keines, welches Euch nicht Kunde von Unfrieden, Hader, Zwiespalt, Unzufriedenheit oder Unglück bringt, die Rom gesäet hat.

Soll ich noch über die Verderblichkeit der Ohrenbeichte sprechen? Jene finstere Einrichtung, die die Bande des Blutes zerreißt und den Frieden der Familien stört, das Vertrauen vernichtet und den Einen Menschen — den Priester — an „Gottes Stelle“ setzt und den andern — den Beichtenden — dem Erstern willenlos unterwirft? dieses gleißnerische unmoralische Mittel der Besserung, welches die Menschenfurcht setzt an Stelle der Furcht Gottes? Oder ist es ein Mittel wahrer Besserung, welches mit Fragen, die der Unschuldige nicht zu beantworten weiß, der Schuldige ohne Regungen wahrer Reue beantwortet, jenen erst aufmerksam, neugierig, lüstern nach der Sünde macht, diesen aber in gedanken- und gemüthloser Wiederholung schon oft gemachter Geständnisse gegen ihren Inhalt, gegen seine Vergehen gleichgiltig, für seine moralische Wiedergeburt unfähig, gegen die Stimme seines Gewissens taub, und nur gegen den fragenden Priester folgsam werden läßt? Frage sich doch jeder Katholik selbst, ob ihn die Furcht Gottes und das Bewußtsein des Unrechts, oder die Furcht vor der Beichte beim Sündigen geschreckt, bis er endlich stumpf und gleichgiltig der Form genügte, oder sich freiwillig ausschloß vom Abendmahle.

Oder soll ich das Unglück, das Elend, die Leiden der ehelosen Priester schildern? der Unglücklichen, in welchen der edelste, schönste, erhabendste Theil der menschlichen Empfindungen: die beseligende Liebe des Mannes zum Weibe, gewaltsam zertreten ist; die mitten im blühenden Leben

*) wo es damals, in Folge des auf Betreiben der Jesuiten gegründeten katholischen Sonderbundes, sehr unruhig herging. Der Sonderbund führte bekanntlich zum Bürgerkrieg und wurde erst 1847 durch den Sonderbundskrieg gesprengt, welcher die Grundlage für die Neugestaltung der Schweiz schuf. (Note des Herausgebers.)

stehen als erzwungene Mumien? deren warmes fühlendes Herz man mit ausgesuchter Grausamkeit gefesselt hat in der mächtig pulsirenden Brust? die man abgeschnitten, losgerissen von der Menschheit, deren Trost und Erhebung sie doch sein sollen! Nein, kein Wort von den namenlos Unglücklichen, aber die That für sie und uns! Gemeinsame Befreiung der Unterdrückten! Sie werden uns danken mit jubelndem, thränenfeuchtem Blicke!

Glaubensgenossen, es tagt! Der Morgen einer besseren Zukunft naht heran, sein glühender Flügelschlag weht erfrischend und belebend um unsere Häupter! Wollen wir ihn verschlafen, um nach kurzem Tage zurückzusinken in die lange finstere Nacht? Arnoldi hat das Fest des heiligen Rocks, der h. Nägel und der h. Lanze angeordnet: es wird das Siegesfest über die vernichtete Geistesfreiheit, über die gefesselte Vernunft sein. Gestaltet es um, dieses Fest! Es werde das Traueramt der aufgehobenen Hierarchie! Rufen wir es als ein Zeugniß unserer Bildung, unserer Menschenwürde, unserer geistigen Freiheit jubelnd in alle Welt: Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

Und Ihr, Glaubensgenossen, in dem geisteshellen Sachsen, geht voran auf der leuchtenden Bahn. Ihr habt eine Sünde der Geschichte zu sühnen; sühnet sie! Einst war Sachsen die Wiege der Kirchenverbesserung, die durch Roms Schuld — Zwietracht, Spaltung, Krieg und Blut über unser Vaterland brachte. Laßt es die Wiege einer zweiten Verbesserung sein, die Eintracht, Liebe, Brudersinn, Frieden und Glück bringe über unser Vaterland für ewig. Umarmt mit dem Losungsworte unsere protestantischen Brüder: Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

Ihr aber, Glaubensgenossen in Leipzig, fühlt, welche ernste Mahnung der Weltgeschichte an Euer Herz schlägt! Ihr baut dem Ewigen einen neuen Tempel, soll das Lob Gottes darinnen in einer todten, unserm Ohre und unserm Herzen gleich fremden Sprache erschallen, oder der begeisternde Wohlklang unserer Muttersprache? Soll der Beichtstuhl als die Zwingburg unseres Geistes darinnen prangen, oder verbannt sein als Zeichen des Sieges der Vernunft über den Gewissenszwang? Soll der Priester in fühlloser

Gleichgültigkeit stehen am Altare, oder soll die Freudenthräne seines menschlich-feuchten Auges sich wiederspiegeln in dem unseren, wenn wir dem Höchsten danken für unser Glück? Sollen wir unsere Väter, unsere Gattinnen, unsere Kinder in dem neuen Tempel verleugnen und nach den Satzungen Roms alljährlich verdammen — oder wollen wir für sie beten in freudiger Andacht? Glaubensgenossen und Mitbürger! bedenkt diese Fragen, erkennet unsere Aufgabe, fühlt die ungeheuere Macht unseres Beispiels, bedenkt, daß unsere Ehre, unser Ruhm unvergänglich ist, wenn wir vor dem deutschen Vaterlande freudig die Fahne von dem Thurme des neuen Tempels wehen lassen: Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

Unser Heiland und Erlöser wurde in dem vergessenen Bethlehem geboren und sein Licht erleuchtete doch die ganze Erde! Das Beispiel des kleinen Schneidemühl wird nicht verloren und sein Name unvergänglich sein, wie die Namen Bethlehem und Wittenberg. Aber die Zeit ist eine andere geworden, und das Beispiel großer Städte hat eine ganz andere Wirkung als ehedem. Bedenkt es, Glaubensgenossen und Mitbürger, was die Nachwelt von uns sagen wird, wenn wir blind und taub sind für den Ruf der Weltgeschichte, Hand zu legen an der „Christenheit gezeitigte Verwandlung!" Geschehen wird auch ohne uns, was geschehen muß. Schon ist in Breslau und Elberfeld die deutsch-katholische Gemeinde gebildet, andere Städte werden folgen, und allmächtig wird das Nothwendige sich ausbreiten. Aber was bisher nur geschah, waren nur Trennungen in unserer Kirche selbst, es waren Theile, die sich ablösten von dem alten Körper. Noch also können wir Alle überflügeln, indem wir einstimmig, ein Beispiel dem ganzen Vaterlande, den Ruf erheben: Trennung von Rom! Aufhebung der Ohrenbeichte und des Cölibats! Eine deutsch-katholische Kirche!

O, daß es — das größte „Wunder des heiligen Rocks!" — bald geschehe! Amen.

In der ersten Versammlung der deutschkatholischen Gemeinde zu Leipzig (12. Februar 1845) hielt Robert Blum eine Rede, die uns vielleicht noch besser als die vorstehenden Zeitungsartikel die Anschauungen, das Denken und Fühlen

des Mannes zeigt. Nach dem Referat der „Vaterlandsblätter“ sprach er, wie folgt:

Unsere christliche Kirche, meine verehrten Glaubensgenossen, war in ihrer erster Gestaltung und Erscheinung eine wahrhaftige Verkörperung des Wortes ihres göttlichen Gründers: Liebet einander! Liebe und Brüderlichkeit war die Grundlage ihres Daseins, Liebe und Brüderlichkeit der Hebel ihrer Entwickelung und Ausbreitung, Liebe und Brüderlichkeit die Ursache ihrer Kraft und ihres Sieges, des Glückes und der Freiheit ihrer Angehörigen.

Denn nicht allein befreite das Christenthum die Völker, denen zuerst seine Segnungen zu Theil wurden, aus den Banden einer finsteren jüdischen Satzung und zum Theil von der Tyrannei der täglich unerträglicher werdenden römischen Weltherrschaft; sondern in ihm lag auch der Antrieb zum Fortschritte für alle Zukunft. O, wie vermöchte es das Wort, den tiefen Sinn und die göttliche Moral einer Lehre zu schildern, auf welcher 18 Jahrhunderte von Entwicklung, Fortschritt, Vervollkommnung und Veredlung der ganzen Menschheit ruhen; die die ganze staatliche, gesellschaftliche und sittliche Gestaltung der Welt trägt! die selbst bis an die äußersten Grenzen der Bildung, bis in die Urwälder wilder Völker ihren göttlichen Einfluß trug und Menschlichkeit und Milde setzt an die Stelle roher Barbarei! Ja, wollen Sie die ganze wunderbare Kraft des Christenthums überblicken, so bewundern Sie, daß es seinem ärgsten Feinde: den finstern Umtrieben und Fälschungen Roms selbst trotzte und ihn besiegte.

Die ersten Christen waren Brüdergemeinden; sie hatten und kannten keinen Papst, keine Bevorzugungen, keine Stände, keine Privilegien, selbst kein persönliches Eigenthum. Treu der Lehre des Heilandes: „Wer von Euch der Erste sein will, der sei Euer Knecht!“ hießen die gewählten Vertreter der Gemeinden Aelteste oder Dienende. Sieben Aelteste einer Gemeinde ernannten einen Vorsteher, welcher episcopus (eigentlich Aufseher, daher abgeleitet: Bischof) hieß und die Gemeinde nach außen zu vertreten und über die Aufrechterhaltung ihrer Einrichtungen zu wachen hatte. Mit der Ausbreitung des Christenthums erweiterte sich der Wirkungskreis und mit ihm der Einfluß dieses Bischofs, indem er allmählig die Spitze großer Gemeinden, oder sogar einer Anzahl getrennter Gemeinden wurde. Da die Priesterweihe und Priesterwahl selbst bei

den Aeltesten oder ihrem Vorsteher stand und sie sämmtlich nicht selten Priester waren, so war nichts natürlicher, als daß die weltliche Macht bald den mächtigen Einfluß des Bischofs auf die Gemeinde zur Erreichung ihrer Zwecke, oder zur Erhaltung eines guten und gesunden und gehorsamen Sinnes in der Gemeinde gebrauchte und ihm seine Wirkung in dieser Beziehung mit einer bevorzugten äußern Stellung lohnte. Dies war besonders in ungeheurer Vermehrung der Fall, als die Herrscher Christen wurden und also eine innigere Wechselwirkung zwischen ihnen und den Bischöfen stattfand. So sehen wir denn bald vier mächtige Bischöfe — die von Rom, Jerusalem, Antiochien und Constantinopel — sich zur größten Bedeutung erheben und zugleich sich streiten darüber, wer von ihnen der Höchste, in Zweifelsfällen der Entscheidende sei. Denn gehörten auch Glaubensangelegenheiten eigentlich vor die Kirchenversammlungen, so maßten sich doch schon damals die Bischöfe — — besonders aber die vier genannten — eine Autorität an, die durchaus niemals in ihrer Einsetzung lag.

Die großen Völkerwanderungen, die Verheerungen Attila's und Genserich's mit ihren wilden Horden thaten eine Zeit lang der Entwicklung der bischöflichen Macht Einhalt. Aber sie erhob sich bald mit um so größerer Macht, als zwei Bischofssitze untergingen in den Kriegsstürmen, die von Jerusalem und Antiochien, also nur noch die nebenbuhlerischen Sitze von Konstantinopel und Rom übrig blieben. Der römische Bischof besonders wurde vom Glücke begünstigt, denn als König Pipin das von den Barbaren besetzte Italien eroberte, schenkte er dem römischen Bischofe für seine Hülfe und Einwirkung einen Theil des eroberten Landes. Sein Sohn, Karl der Große, der sich vom römischen Bischofe weihen ließ, vermehrte diese Schenkung ansehnlich und so trat dasjenige Element in die Geschichte, welches alle Ausartungen des römischen Bischofs verursachte: die weltliche Macht. Denn nicht allein gab dieselbe dem römischen Bischofe mehr Kraft und Ansehen, seinen Eigenwillen auch in Glaubenssachen durchzusetzen, sondern der mächtige Hebel des Glaubens wurde auch zur immer größeren Vermehrung der weltlichen Macht des Bischofs mißbraucht. Vor allen Dingen wurden die Kirchenversammlungen durch einen verderblichen Einfluß auf ihre Zusammensetzung zu unselbstständigen, dienstwilligen Werkzeugen gemacht.

Mit der erlangten weltlichen Macht der römischen Bischöfe stiegen zugleich ihre Bedürfnisse theils zur Erhaltung und Ausübung, theils zur Vermehrung derselben. Wir sehen daher bald die Religion zu dem doppelten Zwecke mißbrauchen: die Geister zu knechten, damit sie sich dem Drucke besser fügten, und die Christenheit zu brandschatzen zu Gunsten des römischen Stuhls. So entstand — die sonderbaren Neigungen einiger Schwärmer mißbrauchend — ein Glaubensheer: die Mönche, welches von Rom abhängig war und zum Theil sich des Unterrichts bemächtigte, um Roms Tyrannei in die Herzen der Jugend zu pflanzen, zum Theil aber durch seinen mächtigen Einfluß auf das Volk wirkte, der um so größer war, als in den finstersten Zeiten alles Wissen und alle Gelehrsamkeit in den Klöstern wohnte und also Rom dienstbar war. Es entstand die Lehre vom Fegfeuer — die Aufwärmung eines Gedankens von Platon — zugleich mit der angemaßten Macht Roms, von den Qualen desselben zu entbinden und brachte von der verblendeten Menschheit große Summen ein. Es entstanden die Heiligsprechungen, durch welche Rom frecher Weise Gott vorgreift, ihm vorschreibt, welchen Rang er den Geschiedenen im Himmel geben soll, und die Ungleichheit in den Himmel einführt, die auf Erden wohnt. Unglaublich groß sind die Summen, die Rom im Laufe dreier Jahrhunderte für Heiligsprechungen einnahm. Es entstand der schändliche Handel mit Ablaß und Messe, in welchem die Gnade Gottes wie Waare verschachert wurde. Es entstanden noch fünf ungöttliche und unschriftliche Sakramente, von Rom erfunden und in den Christenglauben eingeschwärzt, aus deren jedem es eine eherne Kette für die Geister zu machen wußte. Es entstanden endlich die frechsten Eingriffe in das Heiligste des Christenthums, in die Grundlage desselben, in das herrlichste Vermächtniß seines göttlichen Stifters, in die heilige Schrift! Mit wahnsinniger Verwegenheit legten die römischen Bischöfe Hand an dieselbe, erklärten sie für einen todten Buchstaben ohne die Auslegung Roms; legten sich das Recht bei, dieselben zu vermehren und zu mindern, und verboten der Christenheit das Lesen derselben. Statt der ursprünglichen Christus- und Apostellehre veranstaltete man für das Volk eine Bibel voll Verstümmelungen und Entstellungen.

Nichts war natürlicher, als daß gegen einen so frechen Hohn alles Heiligen jeder Denker sich empören mußte, und so entstand im Laufe der Jahrhunderte eine ganze Reihe

von Ketzern und Sekten, die allerdings mitunter die Grundlehren des Christenthums angriffen, großentheils aber nur die Gebote der römischen Tyrannei nicht achteten und die reine Christuslehre wieder herstellen wollten. Rom ging niemals in eine ernste Prüfung und Widerlegung ihrer Widersprüche ein; es hatte nur Bannstrahl und Tod, Tod durch Feuer und Schwert.

Denn Rom hatte jetzt andere Dinge zu thun; es mischte sich in alle Welthändel und suchte Vortheil zu ziehen aus jedem Ereignisse. Nichts war so heilig und ehrwürdig, das nicht der Anmaßung und Herrschsucht Roms zum Opfer fallen mußte. Bald löste es den Eid der Treue und Anhänglichkeit zwischen Fürsten und Völkern, wiegelte die Völker auf gegen die Herrscher, erniedrigte und demüthigte die Mächtigen (Kaiser Heinrich zu Canossa), bis sie sich seinem Willen beugten; bald half es der Tyrannei, verdammte die freiheitstrebenden Völker, half sie unterjochen und zertreten und war der eifrigste Bundesgenosse der Tyrannen. Bald löste es mit frevelnder Hand die heiligsten Bande der Natur und des Herzens, bald kettete es gewaltsam die unnatürlichsten Dinge zusammen. List und Gewalt, Kriecherei und Frechheit, Drohungen und Bannflüche, Meineid und Verrath, Gift und Dolch — Alles, Alles wurde angewendet, was Roms Allmacht fördern konnte; es kannte nichts Heiliges mehr als sein eigenes Interesse.

Aber wie fest auch die Bande waren, in welche Rom die Christenheit eingezwängt hatte, sie langten nicht aus. Der Gedanke ist göttlich und läßt sich nicht tödten, wo er auch erwachte, wandte er sich empört ab von dem schamlosen Treiben Roms, und wo der Muth sich mit ihm paarte, griff er dasselbe an. Deshalb mußte Rom auf neue Gewaltmittel denken, die Geister zu knechten und die Gedanken zu tödten im Entstehen, ehe sie schädlich wurden. So erhob man die zur Gewohnheit gewordene — bald heimliche, bald öffentliche — Beichte, als Ohrenbeichte, zum Lehrsatz, zum Zwange, stellte den Einen Menschen an Gottesstatt und erniedrigte den Andern zu der entwürdigenden Zumuthung, sich vor demselben zu beugen und ihm seine Sünden zu bekennen, drang frech in den verschwiegenen Kreis der Familie, legte frevelnd an die zartesten Neigungen der Seele, stahl sich in jedes heilige Geheimniß der Menschenbrust und öffnete der Heuchelei, Lüge, Verstellung und Bosheit Thüre und Thor. — Jetzt blieb noch Eins übrig: in der allgemeinen

Unterdrückung, unter dem allgemeinen Geisteszwange gab es Einen Stand, der lernte und dachte, den man unterrichten mußte, um seinen Beruf zu erfüllen: den Priesterstand. Er schmachtete unter einem Joche mit dem Volke, er kannte und fühlte seine Leiden, er kannte und erkannte auch leicht die Grundursache derselben, ihn mußte man also unschädlich machen; man fand das sicherste Mittel dazu: das Cölibat, welches man ebenfalls zum Zwange machte. Damit zertrat man mit kalter Grausamkeit die eine Hälfte seines Daseins, löste ihn ab von der mitleidenden Menschheit, bannte ihn in einen engen abgeschlossenen Kreis und ließ ihm nichts am Leben übrig als Rom mit seiner Gnade, oder seiner Strafe. Eine knechtische Heranbildung machte den angehenden Priester entweder zum stumpfen gleichgültigen Werkzeuge, indem sie jede edle Regung in ihm tödtete; oder aber die nicht zu bewältigende Kraft suchte die versagte natürliche Befriedigung in Lastern und Ausschweifungen — in beiden Fällen war der Unglückliche reif zum Sklaven, und nur Sklaven konnte Rom brauchen.

Mit diesen Mitteln glaubte die Hierarchie am Ziele zu stehen, glaubte sie jeden Fortschritt der Menschheit im Voraus zertreten zu haben. Mit diesen Mitteln sehen wir denn auch das römische Primat die höchste Stufe seiner Macht und seiner scheußlichsten Ausartung erreichen. Pius II. vernichtete mit übermüthiger Faust die letzte Bedeutung der Kirchenversammlungen, indem er die Berufung an dieselben vom Ausspruche des Papstes bei Bann und Exkommunikation verbietet. Innocenz VIII. wälzte sich mit der offensten schmachvollsten Unverschämtheit auf dem heiligen Stuhle im Pfuhl des gemeinsten Lasters, und die Geschichte weiß von ihm nichts zu sagen, als daß er eine unglaubliche Menge Kinder hinterließ, seine Buhldirnen die Kirchengüter verschwenden ließ in wahnsinnigem Uebermaß und – die Hexenprozesse einführte. Alexander VI. endlich ist der Inbegriff aller menschlichen Schlechtigkeit und es gibt — außer dem Selbstmorde — kein Laster, welches er nicht begangen hat. Seine fünf Kinder, die er mit der römischen Buhlerin Rosa Vanozza erzeugte, bilden die durch alle Scheußlichkeiten berüchtigte Familie Borgia; Alexander erhob sie zu den höchsten weltlichen Ehren und Würden, duldete und förderte ihre entsetzlichen Ausschweifungen und Verschwendungen, vernichtete oder mordete sie, wenn sie sich seinem tyrannischen Willen nicht fügten, und lebte zuletzt blutschänderisch mit seiner

Tochter Lucretia, nachdem sie vier Männer besessen und ermordet hatte. Alexander hatte ein ganzes Heer von Banditen und Mördern in seinem Dienste, verschmähte es aber auch selbst nicht, den Dolch oder Giftbecher anzuwenden, wo es ihm zweckmäßig erschien. Jede Art von Verrath, Treubruch und Meineid war ihm Spielwerk, und er starb, wie er gelebt, an Gift, welches er irrthümlich trank, als er es einer Versammlung von Cardinälen darreichen wollte, die an seinem schändlichen Lebenswandel Anstoß nahmen. Wenn Sie sich, meine verehrten Glaubensgenossen, empört wegwenden von diesen Bildern und fragen: ob so viel Schlechtigkeit wohl wohnen könne in Einer Menschenbrust?, so vergessen Sie nicht, daß es römisch-katholische Geschichtsschreiber waren, welche uns das Leben dieses Papstes beschrieben. Es gab damals noch keine Reformation. Und dieses Scheusal in Menschengestalt hieß: „Allerheiligster Vater," hieß „der höchste Herr der Erde, vor welchem Fürsten und Völker in Demuth sich beugen müssen!" Kann man die Gotteslästerung noch weiter treiben?

Aber Alles, was wir bisher von Alexander VI. berichteten, wird übertroffen von Einer Handlung, die schändlicher ist als alle andern vereint. Damit tödtete er nicht den hinfälligen Leib, nein, er tödtete das Göttliche im Menschen: die Seele und den Gedanken; und nicht an seinen Zeitgenossen beging er diesen Mord, sondern an allen Generationen von drei Jahrhunderten.

Es war nämlich durch Gottes Gnade die Waffe entdeckt worden, durch welche die päpstliche Tyrannei — wie jede andere — fallen muß und fallen wird; das Werkzeug war entdeckt, durch welches das Wort beflügelt wurde, daß es unaufhaltsam hinwandelt von Pol zu Pol; das den Gedanken des einsamen Denkers zum Eigenthum der ganzen Menschheit machte und jedem finstern Wüthrich die Möglichkeit nahm, die wissenschaftliche Errungenschaft mehrerer Jahrhunderte in fanatischer Raserei zu vernichten. Johannes Guttenberg zu Mainz hatte die Presse erfunden, und gegen diese so augenscheinliche Dokumentation göttlicher Eingebung erfand der Hohepriester dieses Gottes die Censur.

Klagen wir, meine verehrten Glaubensgenossen, den Staat nicht an, der ein vorgefundenes Institut benutzt und vielleicht unfreiwillig, durch Verhältnisse bestimmt, benutzen muß; aber jenen Priester klagen wir an, welcher den Gedankenmord ersann und zuerst ausführte.

So sehen wir also die Hierarchie wieder ausgerüstet mit neuen fürchterlichen Waffen: die Kirchenversammlungen thatsächlich vernichtet, das beflügelte Wort mit eherner Kette geschlossen an die Tyrannei Roms durch die Censur, gegen die immer weiter greifende Ketzerei aber, d. h. gegen den durch alle gewaltsam hereingeführte römische Nacht mächtig durchbrechenden Menschenverstand die kannibalischen Einrichtungen der Hexenprozesse und der Inquisition. Unzählig sind die Opfer, die Rom mittelst dieser Institute erwürgte, unermeßlich die Schrecken und Entsetzen, welche es in die geknechtete Christenheit schleuderte, unbeschreiblich ist die kalte, teuflische Grausamkeit, mit welcher es durch seinen geistlichen und weltlichen Henker auf der ganzen Erde gegen die Menschen wüthete. Man mußte verzweifeln am Schöpfer, wenn man sah, daß Ungeheuer so wüthen durften in seiner Schöpfung.

Aber der Bogen, der zu straff gespannt war, sprang und schleuderte den Pfeil auf den Schützen. Ein schlichter Mönch fand das Wort, nach welchem die Welt lechzte, er sprach es aus: Gewissensfreiheit, und eine halbe Welt fiel ihm zu. Das Gebäude der Hierarchie, erbaut für die Ewigkeit, erbebte in seinen Grundvesten, und mühsam nur wurde es aufrecht erhalten. Die letzte Kraft raffte Rom zusammen gegen den Feind, der ihm Vernichtung drohte; es hetzte Fürsten gegen Fürsten, Völker gegen Völker, die Erde war bedeckt mit dem Blute, welches der römische Trug die verblendeten Schaaren vergießen machte; dreißig Jahre wüthete der Krieg in unserm Vaterlande, Jahrzehnte auch in anderen Ländern; Verrath und Treulosigkeit, Meuchelmord (die Bartholomäusnacht) und Königsmord (Heinrich IV.) waren Roms Waffen. Nebenbei schuf es sich geistliche Streiter, die für Rom das waren und sind, was die Janitscharen für Konstantinopel — eine Schaar, ebenso bereit den äußern Feind zu schlagen, als den Mitbürger zu plündern und zu morden. Diese geistlichen Janitscharen sind die Jesuiten. Wo die Reformation sich nicht besiegen ließ, da sollten diese sie meucheln auf jedwede Art, dazu gab ihnen Rom Vollmachten, welche die treuesten Anhänger desselben „wahnsinnig“ nannten. Die Jesuiten haben redlich gethan, was Rom wollte, und arbeiten noch heute für seine und ihre Zwecke.

Und als endlich die ermüdeten, dezimirten Völker Frieden schlossen — was that Rom? Als alle seine Ränke, Intriguen, Umtriebe und Bestechungen nichts mehr halfen, da

erkannte es den Frieden nicht an, zu welchem es heuchlerisch mitgewirkt hatte. Es trug die Waffen aus dem Felde in die friedlichen Wohnungen, den Hader in den Schooß der Familien, warf den Zwiespalt zwischen Eltern und Kinder, Bruder und Schwester, Gatte und Gattin; säete überall Unfrieden und Hader und spann den 30jährigen Krieg zu einem 300jährigen aus.

Das Alles, was ich Ihnen da gesagt habe, meine verehrtesten Glaubensgenossen, kann ich Ihnen wissenschaftlich und geschichtlich beweisen, aus der Heiligen Schrift sowohl als aus den Kirchenvätern, aus den Beschlüssen der Kirchenversammluugen und aus den bedeutendsten Schriftstellern der römischen Kirche. Diese Beweise sind indessen nicht Sache einer Versammlung wie die unsrige, es ist die Aufgabe der Presse, dieselben zu Tage zu fördern, und dort stehe ich Jedem Rede, obgleich ich auch hier jeden Satz zu vertheidigen bereit bin.

Aber wozu brauchen Sie auch weitere Beweise? Sehen Sie sich um im Vaterlande, und überall werden Ihrem Blicke die Beweise begegnen, daß Rom fort und fort seinen Frieden untergräbt, Haß und Zwietracht säet und die Einigkeit und Brüderlichkeit zerstört, in welcher die Menschen verschiedener Bekenntnisse so gern mit einander leben. Jedes Blatt der Tagesgeschichte bezeugt uns, wie das Unkraut aufgegangen ist, welches Rom ausgestreut, und wie Unduldsamkeit und Glaubenshaß von demselben eben so sehr gepflegt als ausgeübt werden. Und strecken nicht seine Jesuiten ihre Polypenarme beutegierig wieder um die ganze Erde? Haben sie nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft unseres Vaterlandes bereits ganze Länder verschlungen und in die Nacht der Finsterniß und des rohesten Fanatismus gestürzt? Ja, sind wir im Herzen unseres Vaterlandes trotz aller Verbote wohl sicher vor ihren Schlingen? Endlich, hat denn Rom wohl irgend dem Einflusse einer allmächtigen Bildung nachgegeben? Hat es nicht im vorigen Sommer den gotteslästerlichen Ablaßkram unverschämter getrieben als zu Zeiten Tetzel's und nach langjährigen Verdummungsversuchen ein großes schnödes Triumphfest gefeiert über den scheinbar bezwungenen Menschenverstand?

Und was die Ohrenbeichte betrifft, so fühle nur Jeder an seine eigene Brust und lasse sich sagen, wie diese unheilvolle Zwangseinrichtung ihn empört; wie seine Entrüstung mächtig ist, wenn er sich beugen soll vor seines Gleichen wie

vor Gott; wie jede wahre Reue und Bußfertigkeit vernichtet, die Aufrichtigkeit des Bekenntnisses zerstört, der Verstellung, Heuchelei und Unwahrheit aber die Bahn gebrochen wird im Herzen! Wer vermag aufzutreten und zu sagen, daß er eine aufrichtige Beichte ablegt? Niemand. Er fügt sich dem Zwange widerstrebend und ungenügend, bis das Ganze für ihn eine inhaltleere, unmoralische Förmlichkeit wird, oder er sich empört abwendet und auf den Trost des Abendmahles verzichtet.

Die Schädlichkeit des Cölibats endlich bedarf keiner beredten Darlegung, jeder Priester ist ein lebender Beweis dafür. Sein frevelhaft halb zertretenes Dasein spricht aus seinem ganzen Wesen, und das römische Joch beugt seinen Nacken. Leset die ergreifenden Schilderungen, wie der Priester vom ersten Vorbereitungsschritte zu seinem Berufe an systematisch geknechtet, durch leeres Gebetgeplärre und beschäftigten Müssiggang zur Werkheiligkeit erzogen und allmählig bis zum willenlosen Werkzeuge erniedrigt wird.

Ja, blickt Euch um im Leben und bald wird es in Eurem tiefsten Innern selbst rufen: Trennung von Rom, Aufhebung des Cölibats und der Ohrenbeichte!

Glaubt nicht, daß es etwas Neues ist, meine verehrten Glaubensgenossen; was wir hier erstreben; die edelsten Geister unseres Volkes haben bereits das Gleiche erstrebt. Abgesehen, daß alle Kirchenversammlungen, von der ersten bis zur letzten, gegen die Anmaßungen Roms gekämpft haben; daß auf dem Konzil zu Trident dasselbe reif zum Falle war und sich nur dadurch retten konnte, daß es durch zwei Jesuiten die Versammlung gegen einander hetzen, aufwiegeln und äußerlich mit den elendesten Kleinlichkeiten beschäftigen ließ; daß schon im 9. Jahrhundert der Patriarch Photius, im 11. der Patriarch Cercularius das römische Joch als unerträglich abwarfen und die griechisch-katholische Kirche gründeten — so haben auch die edelsten Geister der neuesten Zeit zu gleichem Zwecke gearbeitet. 1785 traten die Erzbischöfe von Köln, Mainz, Salzburg und Trier in Mainz zusammen und verlangten fast dasselbe wie wir heute. Wessenberg, Hontheim, Reichlin-Meldegg und Theiner schrieben entschieden gegen die römische Tyrannei und gegen das Cölibat; in den letzten 15 Jahren aber richteten viele Geistliche in Belgien, Luxemburg, Württemberg, Nassau, Bayern und Baden ihre Bestrebungen gegen das Cölibat. Sie arbeiteten alle vergebens, weil die Zeit ihnen nicht günstig war.

Auch uns möchten die Römlinge einlullen bis zu dem Augenblicke, wo es wieder möglich ist, unsere Bestrebungen zu verkümmern. Die Einen bitten heuchlerisch, „den Frieden nicht zu stören", während es doch keinen Frieden gibt und geben kann zwischen Vernunft und Unvernunft, Licht und Finsterniß, Tag und Nacht. Andere weisen mit verstellter Besorgniß auf „die aufgeregte Zeit" und wollen die Zeit der Ruhe erwarten. Aber die Zeit der Ruhe ist wohl geeignet zum Aufbauen und Vollenden, schaffen aber und einen weltumgestaltenden Gedanken in's Leben führen kann nur die Begeisterung, und die Begeisterung erheischt Leben, Bewegung, Aufregung. Andere in unserer nächsten Nähe endlich weisen mit spießbürgerlicher Sorgfalt auf ihren „Kirchenbau" und fürchten, daß er einstürzt, ehe er aufstieg. O, über diese kleinliche Marthasorge! Vielleicht haben wir keine Kirche — aber erheben wir unser Herz zu Gott in der freien Natur oder auf unserm Boden — es ist besser und Gott wohlgefälliger als das fremde Geplärre der Römlinge in den prunkvollsten Marmorhallen.

Ja, meine verehrten Glaubensgenossen, jetzt werft das Joch ab, jetzt brecht die schmachvollen Ketten Roms, jetzt macht Euch frei! Fühlt an Euer Herz und erkennet den Schlag der Weltgeschichte, der Euch mahnt zu einer That! Unser Vaterland, die ganze gebildete Welt sieht auf uns und erwartet unsern Entschluß. Wir können, wir müssen ein großes Beispiel geben. Einst war unser Sachsen die Wiege einer Kirchenverbesserung, an welche sich durch Roms Umtriebe Krieg, Verwüstung, Blutvergießen und Entsetzen aller Art knüpften, laßt es die Wiege einer zweiten Verbesserung sein, die Frieden und Einigkeit wieder herstellt für die Ewigkeit. Unter einer freien Verfassung, unter einer erleuchteten, freisinnigen, jedem Fortschritte freundlichen Regierung können wir uns befreien. O, zögern wir nicht, denn unser Entschluß wirkt auf die ganze gebildete Welt. Machen wir die Bruderliebe, welche der Bildung der Zeit und unsern Gefühlen entspricht, endlich zur Wahrheit; Rom hat sie auf der Zunge, aber Fluch im Herzen.

Ich habe gesprochen nach meiner Ueberzeugung, wer es anders weiß, der rede.

Blum leitete die wöchentlichen Versammlungen der Leipziger deutschkatholischen Gemeinde, und waltete seines Amts mit liebevollster Gewissenhaftigkeit. Als Haupt der Gemeinde verrichtete er alle, dem Priester zukommenden Handlungen. In welchem Geist und mit welcher Herzenswärme, das ersehen die Leser u. A. aus der Rede, welche er am Grab „des Herrn Joseph Della Porta, der ersten Leiche der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig" (Frühling 1845), hielt. Nach dem (im Verlag von Robert Friese erschienenen) Bericht lautete die Rede:

Ein offnes Grab! das erste in unserm jungen Gemeinwesen. Unter der prangenden Frühlingssonne, die schöpferisch belebend auf uns herniederstrahlt, mitten in dem Frühlingswehen einer jungen schöpferischen Zeit ein Bild des Todes, der Verwesung, der Vernichtung! Wir selbst sind nur eine Knospe, vom Frühling dieser Zeit hervorgerufen, die erst in der Zukunft ihre Entfaltung, Entwickelung und Vollendung, ihre Blüthe und Frucht erreichen soll, und schon sinkt ein abgefallenes Blatt dahin, welk und verdorrt.

Ist es im Allgemeinen schmerzlich, einen theuern Angehörigen zu verlieren im blühenden Mannesalter, in lebendiger und ungeschwächter Thatkraft, so fühlen wir diesen Schmerz doppelt, weil das Verschwinden eines so rüstigen Mannes eine wesentliche Lücke öffnet in unserm kleinen Kreise, weil ein tüchtiges Glied fehlt in unserer kaum geschlossenen Kette. Ein Kind erst hat uns der Schöpfer bescheert als Pfand der Fortpflanzung und Erweiterung unserer jungen Gemeinschaft; klein und hilflos, allen Wechselfällen des Lebens preisgegeben ruht es noch an der Mutterbrust — und einen Mann, thätig und kräftig, hingebend und begeistert für unsere Sache nimmt er uns. Muß uns dieser Tausch nicht entmuthigen und erschüttern? Und auch noch in anderer Beziehung ist gerade dieser Todesfall ein bedeutungsvoller für uns. Der Verstorbene war der einzige Italiener, welcher sich der neuen Kirche anschloß; ein Verwandter desselben lebt zu Rom in den höchsten kirchlichen Würden als Kardinal, und fester als jeder Andere schien er an die römische Kirche geknüpft, wichtiger als jede andere erschien gerade seine Lossagung von derselben, die am **ersten** Tage unserer Begründung erfolgte. Und gerade Er ist es auch, welchen der Tod zuerst aus unserer Mitte nimmt. Ja, verehrte Glaubensgenossen, schämen wir uns der Thränen nicht an

diesem Grabe! Er verschlingt nicht allein ein rüstiges, kräftiges Glied unserer noch schwachen Kette, es verschlingt auch einen edlen, achtungswerthen Mann mit einem vollen warmen Herzen für alles Gute, einem edeln Sinne und einem männlich offnen, biederen Wesen.

Zwar gehörte er uns nur so kurze Zeit an, daß keine Bande der Freundschaft sich geschlungen zwischen ihm und uns, daß die wechselnden Beziehungen des Lebens, die süßen Bande der Gewohnheit uns nicht aneinander fesselten und wir nur die allgemeine Bruderliebe, die wir nach dem Willen und Gebote des Gründers des Christenthums allen Menschen widmen, ihm weihen können; wir wissen nicht, welche Schicksale er erduldet auf dem Lebenswege, ob die Sonne des Glücks ihm gelächelt, oder die Wolke des Kummers und Unglücks seinen Pfad umnachtet hat; aber Alle, die ihn kannten, geben ihm das ehrenvolle Zeugniß, daß er ein braver, edler Mann war; an seinem Grabe zerfließt eine Famile in Jammer, deren Stütze und Ernährer er war, und die ihm die treueste Liebe weiht. Sind das alles nicht Zeichen, daß unsere Thränen einem Edeln gelten. Und gibt uns nicht auch seine Angehörigkeit und Anhänglichkeit an unsere Sache dafür Bürgschaft? Denn wahrlich nur ein edles Gemüth — das dürfen wir uns mit Stolz und Selbstbewußtsein sagen — versteht die ernsten Mahnungen der Geschichte und folgt denselben mit kühnem Entschlusse und kräftiger That. Das Alles aber zeigt uns mehr und mehr die Größe unseres Verlustes, die Gerechtigkeit unseres Schmerzes.

Aber nicht dem Schmerze nur soll der Blick auf das Grab gewidmet sein, auch eine ernste und freudige Erhebung soll derselbe in uns erwecken. Die Zeit ist wieder da, wo wir mit frommer Zuversicht das Samenkorn der Erde vertrauen, daß es wachse und gedeihe, Blüthe und Frucht bringe zu unserer Freude. Ist doch das Grab auch nur eine Furche, in welche wir das Samenkorn einlegen, das emporsprießen soll zur schönen Blüthe, zur herrlichen Frucht für ein ewiges Leben, für einen ewigen Frühling. Ist doch eine der Grundlehren des beseligenden Christenthums der Glaube an ein besseres edleres Sein, an ein schöneres ewiges Leben des von der sterblichen Hülle entlasteten Geistes. Und am Grabe beim ernsten und tiefen Blicke unseres Geistes in das unbekannte Jenseits, erhebt sich dieser beseligende Glaube lebhafter als je in unserer Seele; wir überspringen die ungeheure Kluft zwischen Zeit und Ewigkeit, und die Zuversicht auf

ein besseres Sein, auf die Unvergänglichkeit des Edlen und Geistigen in uns erfüllt die Seele mit freudiger Erhebung und mildert den Schmerz um den Verlornen, denn weckte das Grab nicht diesen Trost im Augenblicke des größten Erdenschmerzes, mit welcher dumpfen Verzweiflung oder starren Gefühllosigkeit müßten wir hineinblicken in seinen schwarzen Schlund? Was könnte unsern Schmerz besänftigen, wenn wir den theuern Geschiedenen der Vernichtung dahingegeben, den Kreis seines Daseins und seines Wirkens für geschlossen, das kümmerliche und unvollkommene Erdenleben für die ganze Aufgabe seines Daseins halten müßten? Lebt aber das Bewußtsein in uns, daß der Geschiedene hinübergegangen zu einem schönern Leben, zu einer Stufe größerer Vollkommenheit, zu einem reinern, edlern Dasein, dann erträgt unsre Seele leichter den schweren Verlust. So ist uns das Grab denn der Prüfstein unseres Glaubens und unserer Ueberzeugung; unsere Stimmung an demselben ist uns eine Bürgschaft für die Wahrhaftigkeit und Lebendigkeit unseres Christenglaubens und Christenthums.

Und nun fühlt an Eure Herzen, verehrte Glaubensgenossen, ob sie ruhig schlagen in diesem Augenblick, ob die Erhebung des Grabes oder seine Schrecken darin leben, ob die Ueberspringung der Kluft zwischen Zeit und Ewigkeit, der Blick in das unbekannte Jenseits Euch mit Zagen oder mit freudiger, gläubiger Zuversicht erfüllt! Wohnt aber Ruhe und Erhebung in Euren Herzen, lächelt der Sonnenblick der Freude durch die Thränen Eures Auges, dann ruft sie alle her unsere Gegner und Feinde, zeigt ihnen, daß wir am Grabe, im Angesichte des Todes stehen in dem ruhigen Bewußtsein unseres Rechtes und unseres wahren, reinen Christenglaubens. Ja, daß die Zuversicht des Sieges hier in uns lebt, uns kräftigt und begeistert, und daß wir inniger, zuversichtlicher als je es empfinden, es müsse zum Gedeihen des wahrhaften Christenthums, zum Lebendigwerden seines göttlichen Geistes auf Erden eben so Alles in Staub zerfallen, was daran menschlich, irdisch und unrein ist, wie der Körper in Staub zerfallen muß, damit die Seele eingehe zum ewig reinen Geistesleben.

Und so senken wir Deine Hülle denn in die mütterliche Erde, geliebter Geschiedener, während Dein Geist weilt in jenen Räumen, wo der Sieg unserer Sache entschieden, die Reinheit und Nothwendigkeit unseres Strebens anerkannt ist. Dein Loos ist beklagenswerth, weil Du schiedst von

allen Freuden der Erde im blühendsten Mannesalter, im ungeschmälertsten Anspruche auf ihren Genuß; aber es ist auch neidenswerth, weil Du das erste schöne Morgenroth einer jungen Zeit ungetrübt gesehen, Dich erfreut an den Knospen, die ihr erster schöpferischer Frühlingshauch hervorgelockt, aber die Stürme nicht erlebtest, die möglicherweise die junge Pflanze bedrohen können. Nach jahrelanger Entbehrung hat Dich der Genuß des heiligen Liebesmales erquickt und gestärkt, der Gottesdienst in der Sprache des Landes, das Dir zur zweiten Heimath geworden, Dich erhoben und erbaut, und mit Entzücken hast Du auf dem harten Krankenlager, auf dem Bette des Todes Dich erinnert an diese christliche Tröstung und damit ein sprechendes Zeugniß abgelegt für unsern Glauben und unsere Gottesverehrung. Schlicht und prunklos, wie Du gelebt, ist Dein Grab, aber doch schmückt dasselbe der schönste Kranz: ein Kranz von Männerherzen, voll von christlicher Liebe und brüderlicher Theilnahme. Und an Deinem Grabe flammt in unsern Herzen auf's Neue der Entschluß, der Sache, der Du Deine letzten Lebenstage geweiht, treu zu sein bis zum Grabe, ihr alle Kraft der Seele und des Leibes zu widmen, und sie durch alle Stürme, Anfechtungen und Gefahren, die ihr drohen können, hindurch zu führen zum Siege. Das walte Gott! Amen.

Mit der materialistischen Weltanschauung der Gegenwart stimmt diese Rede, wie die übrigen in diesem Heft veröffentlichten Aussprachen Blum's, freilich nicht. Aber wer so engherzig sein wollte, Alles zu verwerfen, was nicht auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft steht, müßte ja Alles verwerfen, was uns auf die gegenwärtige Höhe der Zeit und der Wissenschaft gebracht hat. Man nehme nur einen Kraftmenschen, wie Cromwell unter die Lupe der materialistischen Weltanschauung! Er würde zum näselnden Pietisten, zu einem widerlichen Gemisch von Heuchelei und Fanatismus.

Aus dieser Grabrede klingt aber schon recht deutlich ein politischer Ton heraus. Die deutschkatholische Bewegung, gleich den anderen damaligen Regungen des Volksgeistes, ist Blum „das Morgenroth einer jungen Zeit", schon ahnt er „die Stürme", welche der anbrechende Tag bringen wird. Der Hutten ist ihm Ideal, und daß der Deutschkatholik Blum für sein Vaterland nicht blos Licht, sondern auch

Freiheit wollte, das kündigt uns das kräftige Lied, welches er am 24. Mai 1846 den freisinnigen Mitgliedern der sächsischen Ständekammer widmete. Es ist zwar ein „politisch Lied“, dürfte aber doch hierher gehören und mag drum folgen:

Dem Vaterland.

Wie heißt das Land, so grün und reich
An Eichen hoch und stark,
An Männern, denen Keiner gleich,
Voll Ehre, Kraft und Mark;
Wo an der Ströme Silberfluth
Die gold'ne Traube thront,
Und in dem Volke, fromm und gut
Die reinste Treue wohnt?
Das Land — o fühlt's in stolzer Brust,
In heiliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das schöne Vaterland!

Wie heißt das Land, an dessen Kraft
Die Weltmacht Roms zerschellt,
Das oft besiegt — sich aufgerafft
Und Zwingherrntrotz gefällt?
Das Land, das stets im Schooße trug
Den tiefsten Forschergeist,
Das dem Gedanken gab den Flug,
Der alle Welt umkreist?
Das Land — o fühlt's in stolzer Brust
In seliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wo war das Recht, das licht und klar,
Das größte Heiligthum,
Wo war der Rechtsspruch, schlicht und wahr,
Des Volkes Eigenthum;
Wo trieb man mit dem Nachtgesang
Die schwarzen Käuze aus,
Und fegte den Gewissenszwang
Aus dem befreiten Haus?
Das Land — o fühlt's in stolzer Brust
In seliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wie heißt das Land, an Thränen reich —
Doch ach! an Freiheit leer,
Wo zwar noch Land und Ströme gleich,
Die Zeiten nimmermehr;
Wo zwar der Geist die Schwingen regt,
Und muthig aufwärts strebt,
Doch ach, durch Fesseln, die er trägt,
Gedrückt am Boden klebt?

Es ist — in schmerzerfüllter Brust
Seid dieses Wechsels Euch bewußt —
In Deutschland, in Deutschland,
Dem theuren Vaterland!

Wo lebt, statt in dem Volkesspruch
Und lichter Offenheit,
Das Recht im fremden, düstern Buch
Und scheuer Heimlichkeit;
Wo nistet sich das Nachtgezücht
Der Dohlen wieder ein,
Das boshaft Zweig auf Zweig abbricht
Im grünen Eichenhain?
Es ist — in schmerzerfüllter Brust
Seid dieses Wechsels Euch bewußt —
In Deutschland, in Deutschland,
Dem theuren Vaterland!

Doch ziemt's dem Mann nicht, daß er klagt,
Ihm ziemt Erhebung, Muth.
Der Hutten sprach: Ich hab's gewagt!
So wagt und es wird gut.
Eilt für die Freiheit Hand in Hand
Zur Geisterschlacht herbei,
Dann wieder wird das Vaterland
Auch stark und licht und frei!
Dann jauchzt das Volk aus voller Brust:
Das Land in blühender Freiheitslust
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wir theilen nun noch 3 Briefe Robert Blum's mit, sämmtlich an Ronge gerichtet. — Der erste schon Ende 1842 geschrieben — ein Beweis, daß Blum nicht erst des Ronge'schen Rockbriefes bedurfte, um in die Bahnen kirchlicher Reform einzulenken:

I.

Leipzig, den 27. Dezember 1842.

Sehr geehrter Herr!

Wenn es des Geistlichen erste Pflicht ist, das Gute zu befördern und das Schlechte zu bekämpfen, wo es sich nur immer zeigt, so werden Sie der fürstbischöflichen General-Vikariats-Niederträchtigkeit gewiß gebührend entgegentreten. Sie haben mit der Redaktion der „Sächsischen Vaterlands-blätter" nie in der geringsten Verbindung gestanden; denn ich bin und war der Redakteur. Die Redaktion wird den

hochwürdigen Bisthumsverweser gebührend ablaufen lassen. Ihr Name wird dabei nicht genannt werden.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie die nöthige Zeit für Ihre Vertheidigung gewinnen und daß Ihnen keine Unannehmlichkeiten aus dieser Sache erwachsen mögen, bitte ich, mir gefälligst zu melden, wann ich mir den kostbaren Brief aus Breslau senden lassen darf, denn dieser Adler ist ihnen (dem Domkapitel) nicht geschenkt.

Genehmigen Sie den achtungsvollsten Gruß

Ihres ergebenen
Robert Blum.

Zur Erklärung des vorstehenden Briefes sei kurz erwähnt, daß Ronge damals schon mit seinen kirchlichen Vorgesetzten gebrochen hatte, und daß Seitens des Bisthumsverwesers an die Redaktion der „Vaterlandsblätter" das Ansinnen gestellt worden war, den Verfasser eines Artikels, der von den geistlichen Behörden Ronge zugeschrieben war, namhaft zu machen.

II.

Leipzig, im Dezember 1844.

Mein verehrter Freund!

Sie haben mir zuvorkommend diesen Ehrentitel gewährt, den ich mit Stolz und Freude erwidere. Knüpfen doch die Bande gleichen Strebens die Menschen schneller, inniger und dauernder zusammen als es das persönliche Wohlgefallen kann. Und wie ungleich auch die Mittel, Kräfte und Erfolge sein mögen, die gleiche gute Absicht, der gleiche redliche Wille lassen leicht über die Verschiedenheit des Werthes und der Bedeutung hingleiten.

So darf ich mich auch neben Sie stellen mit Bescheidenheit zwar, aber auch mit dem Bewußtsein eines redlichen Willens und mit der aufrichtigen Anwendung der ganzen Kraft, die mir verliehen wurde. Auf dem Theater des Lebens, wie auf dem wirklichen, können ja nicht Alle erste Rollen spielen, und auch die Kleineren, die nach Kräften das Ihre thun, sind gut an ihrem Platz.

Den freundlichen Brief beantwortend, welchen Sie mir zu schreiben die Güte hatten, sage ich Ihnen zunächst, daß es keinen Buchdrucker für Ihre Sache in der jetzigen Zeit

gibt. Es fehlt ihnen an Muth und an Entschlossenheit und damit bleiben die Sachen sitzen!

Lange ehe ich Ihren Brief erhielt, hatte ich mich im Ministerium nach Wind und Wetter umgethan. Ich habe aus ziemlich guter Quelle erfahren, daß die Flugschrift muthmaßlich frei gegeben wird. Der Minister ist fest entschlossen, es durchzusetzen. Die Pfaffen verweigern das Imprimatur und es handelt sich also blos um die persönliche Entscheidung des Königs, der gegen Neigung und Lust sie frei geben wird, damit man das Ministerium nicht wieder der Schwäche zeihe, wie in der Annaberger Jesuiten-Sache. Also diese Hoffnung ist da.

In der Einlage erhalten Sie ein Anerbieten, welches ich Ihrer Beherzigung empfehle. Das Grundstück liegt höchst angenehm, 20 Minuten von Leipzig und an einer lebhaften Straße; Mittel, um ein kleines Häuschen darauf zu bauen, werden wir bald haben, und alles Andere findet sich dann. Wohl weiß ich, daß Sie in Breslau bei lieben Freunden sind und weder Angst noch Noth leiden: aber wer ist in unserm Polizeistaate sicher, daß er eine Woche ungeschoren bleibt? Und sollten die Pfaffen nicht Mittel finden, Ihnen das Leben mannigfach zu verbittern? Jetzt allerdings wagen sie's nicht, aber die Aufmerksamkeit, die sie fürchten, wird nachlassen, die große Theilnahme geschwächt werden durch den Strudel der Ereignisse, der andern Dinge, welche an die Oberfläche treiben, und leicht könnten Sie genöthigt sein — moralisch oder physisch — später Preußen zu verlassen, ohne augenblicklich ein solches Asyl zu finden. Hier werden Sie sogleich dem unantastbarsten Staate angehörig; und dem Mittelpunkt der Bewegung näher zu sein, ist doch auch ein Vortheil. Allerdings ist die Wirkung größer unter den Katholiken, aber wenn es in Preußen so fortgeht, daß ein strenger hoher Herr über der Staatszensur steht, so wird die direkte Wirksamkeit nicht lange mehr dauern. Nochmals: überlegen Sie die Sache und geben Sie mir Antwort. Herzlichen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der Sie mein kleines Anliegen berücksichtigt haben, ich sehe der Sendung stündlich entgegen. — Ihre Gedichte habe ich allerdings; wie ich dies Diefenbach gemeldet habe, ist es meine Ansicht, daß es besser sei, dieselben jetzt nicht zu drucken, weil Sie unser katholisches Dogma darin angreifen, also thatsächlich Nichtkatholik werden, und Sie für die große Sache, für die Sie Gott berufen zu haben scheint, vorerst

Katholik bleiben müssen. Deshalb habe ich mir auch drei ausgesucht, welche kein Dogma angreifen.

Bewahre Ihnen der Himmel Ihren Muth, Ihre Kraft, gebe all Ihrem Thun den Erfolg, wie Ihrem Briefe an Arnoldi! Dies mein Wunsch zum neuen Jahre. Dann werden Sie wahrscheinlich Rom's Tyrannei brechen und das Triumphgeschrei, welches die freche Hierarchie nach ihrem neuen Bündniß mit dem Despotismus erhebt, wird vielleicht ihr Todesröcheln werden.

Verzeihen Sie das Entsetzliche dieser Schrift, aber der Jahreswechsel in einem großen Geschäft ist in der That entsetzlich.

Mit Verehrung und Gottes Gruß

Ihr

Robert Blum.

Die „Flugschrift“, von der in diesem Briefe die Rede, ist der Brief Ronge's an Arnoldi, welcher, nachdem er in den „Vaterlandsblättern“ erschienen, sofort als Flugblatt in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde. — Die „Annaberger Jesuitensache“, d. h. ein — mißglückter — Versuch des Jesuitenordens, sich in Annaberg unter harmloser Firma festzusetzen, verursachte um jene Zeit viel Spektakel.

Das freundschaftliche und gastliche Anerbieten Blum's an den damals in bedrängten Verhältnissen lebenden Ronge braucht keinen Kommentar.

III.

Leipzig, den 1. März 1845.

Mein verehrter Freund!

Wie schmerzlich es mir auch ist, daß Sie so wichtige Ereignisse, wie das zu Annaberg, erst durch die Zeitungen erfahren, ehe ich es Ihnen melde, so konnte ich doch wahrlich nicht anders. Die Arbeit erdrückt mich fast, denn es scheint, daß man Leipzig ziemlich als Mittelpunkt betrachtet und von allen Seiten von hier aus Rath und Hülfe haben will. Das ist nun allerdings gut, insofern man dadurch Manches im weitern Kreise wirken kann; aber es ist auch schlimm, insofern ich allein arbeiten muß und doch außer meiner Pfuscherei in der Literatur noch ein schweres und umfassendes Geschäft auf dem Halse habe, welches auch von

sonst Niemand ordentlich fortgeschoben wird. Dazu paßt dieses Geschäft — die „Komödie" — gar nicht zu meiner jetzigen kirchenväterlichen Wirksamkeit; unsere Pfaffen sagen: das Ganze ist eine „politische, demagogische Komödie", und das Alles macht mich oft recht verdrüßlich. Ich habe niemals so innig gewünscht, reich zu sein, als jetzt, um meine ganze Zeit der Sache widmen zu können. Aber was hilft's Wünschen? Nun es muß ja auch so gehen. Also von Annaberg nichts mehr. Es ist gut, sehr gut, daß wir diesen Jesuitenposten gesprengt haben. Wenn die Leute bald einen Geistlichen bekommen, so wird dort Alles fortgerissen und in Böhmen wird es mächtig anregen. Daher empfehle ich Ihnen die Beilage auf das Dringendste und bitte Sie, Alles aufzubieten, derselben zu entsprechen. Kommen Sie her, so müssen Sie auch nach Annaberg, und sollte ich Sie gebunden und in eine Kiste gepackt hinbringen. Einen Brief schreiben Sie den Leuten gewiß.

Wie steht es denn mit den Geistlichen? Noch gar nichts? Das ist sehr schlimm, obgleich ich begreife, daß dieselben erst dann kommen, wenn wir vom Staate anerkannt sind. Aber jedenfalls hätte N. N. nicht öffentlich welche ausbieten sollen, wenn er — wie wahrscheinlich — keine hat; man hätte dann einen anderen Gang genommen und sich Geistliche gesucht, ehe man öffentlich auftrat. Ich predige zwar hier wie ein terminirender Mönch alle Sonntage, aber das hält doch auf die Dauer nicht an. Kurz, Geistliche, Geistliche!

An dem Glaubensbekenntnisse habe ich noch nichts gethan und nichts thun wollen. Ich halte es — aufrichtig gesagt — für ein Unglück, daß man nicht ein rein biblisches Bekenntniß behalten hat, und wäre es nur das aus fünf Sätzen bestehende gewesen, welches die Apostel zu — ja, wo war's denn? — aufstellten, als sie die Frage über die Heidenbeschneidung erörterten. Die Menschen hängen zu sehr an der Autorität, und ein selbst gemachtes Bekenntniß hat keine. Das mag traurig sein, aber es ist wahr. Dann erschwert uns die Formulirung des Bekenntnisses jedenfalls die Anerkennung des sogenannten christlichen Staates, dem wir in seinen jetzigen Vertretern ein Greuel sein müssen. Endlich ist es gerade diese Aufstellung, die uns spaltet; denn jede Gemeinde macht sich jetzt ein anderes Bekenntniß und damit ist den Römlingen eine ungemein wirksame Waffe gegeben. Ebenso kann ich es nicht billigen, wenn man das Wort „katholisch" bei Seite schiebt, oder höchstens in Pa-

renthese als Ballast mitschleppt. Unsere nächste Aufgabe ist, nach meiner Ansicht, Rom zu vernichten und die Massen zu gewinnen. Für Rom sind wir aber nicht mehr vorhanden, sobald wir nicht mehr katholisch sind, und eine Kirche, deren Namen und Formen **uns** entsprechen, ist durchaus nicht für die Massen. Meine Ansicht ist: in den Prinzipien so weit als möglich, im Namen und in den Formen katholisch, rein katholisch, natürlich ohne Unsinn. Wir wollen das weiter besprechen, denn wir müssen nun eine Berathung (Concil) halten, und wenn nur 10 Gemeinden vertreten sind. Einigen diese sich über Namen und Bekenntniß, so denke ich, sind sie maßgebend für die noch werdenden. Diese Abweichungen aber machen uns todt, und machen dem Staate eine allgemeine Anerkennung ganz unmöglich. Wir lassen uns morgen von der Gemeinde ermächtigen, ein Concil für die nächsten Ostertage nach Leipzig zu berufen; thun Sie ja mit dazu, was Sie können.

Ein hiesiger Buchhändler hat mir den Antrag gemacht, ein Gebet- und Gesangbuch bei ihm herauszugeben. Was meinen Sie dazu? Haben Sie den Gegenstand schon bedacht? Bedürfniß wird ein solches in der nächsten Zeit und wir müssen daran denken. Welche Uebersetzung des Missale ist brauchbar, d. h. im Einzelnen? Haben Sie Zeit und Lust mitzuarbeiten? Oder haben Sie einen ähnlichen Plan, dann wollen wir zurückstehen.

Und nun noch eine Frage an Ihre Gelehrsamkeit: Ich habe vor längerer Zeit gelesen, daß die Reliquien von Ign. Loyola und Fr. Xaver ausschließliches Eigenthum des Jesuiten-Ordens sind und ohne besondere Einwilligung des Generals nicht vergeben werden dürfen. Aber ich weiß jetzt weder, wo ich's gelesen, noch kann ich in verwandten Büchern das Faktum finden. Wissen Sie etwas davon? Wenn Sie mir diese Thatsachen mit Quellen belegen können, so stürze ich wahrscheinlich unseren Cultusminister damit, und das ist für uns sehr wichtig, ich meine für uns Sachsen.

Schließlich nur noch: nehmen Sie mir meinen Ton — diesmal wie allemal — nicht übel; Stein wird Ihnen von meiner Grobheit erzählt haben und ich glaube, ich habe den Ruf nicht umsonst. Leben Sie wohl, halten Sie Wort, daß Sie vor Ostern kommen und behalten Sie etwas lieb

Ihren

Sie herzlich grüßenden

Blum.

PS. Sonntags. Die Dresdener haben sich entschieden für den Namen „katholisch“ ausgesprochen und uns aufgefordert, dasselbe zu thun, was mich sehr freut. Die Dresdener haben ebenfalls ein Concil gewünscht und die Gemeinde hat uns heute ermächtigt, ein solches zu berufen. Also werden Sie bald eine Einladung erhalten, d. h. der Vorstand in Breslau. Sie wirken hoffentlich dafür. Die Elberfelder nehmen das Schneidemühler Bekenntniß an! Dem muß man ernstlich steuern.

„Dieses Geschäft — die Komödie“, welche Blum so wenig paßt, war die wirkliche „Komödie“, welche Blum als „Geschäft“ treiben mußte. Allerdings nicht direkt. Denn er brauchte im Theater nicht als Komödiant mitzuspielen, aber er lebte doch von der „Komödie“, in seiner Eigenschaft als Theaterkassirer.

Das Concil, dessen Nothwendigkeit Blum in dem vorstehenden Briefe betont, kam, wie schon erwähnt, Ostern 1845 wirklich zu Stande.

Die Erregung auf religiösem Gebiet sollte bald durch die Bluttaufe auf das politische Gebiet hinübergespielt werden. Am 12. August 1845 kam es — wie im ersten Theile der biographischen Skizze des Näheren geschildert ist — in Leipzig, anläßlich eines Besuches des damaligen Thronfolgers, späteren Königs Johann, welcher im Ruf stand, auf die ultramontane Seite hin zu neigen, zu lebhaften Volksdemonstrationen, die schließlich zu Blutvergießen führten. In den Leipziger Augusttagen bewährte sich Robert Blum als zügelnder und ordnender Geist. Alle Behörden hatten den Kopf verloren, die Leidenschaften der Masse waren auf's Furchtbarste entflammt, und nur dem außerordentlichen Einfluß Robert Blum's, der durch den Zauber seiner Rede und durch die Ruhe seiner Erscheinung die entfesselten Elemente beschwichtigte, ist es zu verdanken, daß unabsehbares Unheil abgewandt wurde.

Die Leipziger Augusttage machten Blum zum Politiker. Nicht als ob er sich nicht schon früher mit Politik beschäftigt hätte. Seit seiner frühesten Jugend folgte er den Tagesereignissen mit größter Aufmerksamkeit und begrüßte enthusiastisch jeden freiheitlichen Hauch, der die schwüle Atmosphäre patriarchalischen Regiments und knechtseliger Phi-

listerhaftigkeit in Bewegung setzte. Man lese nur nachstehende drei Gedichte, von denen das älteste bis in's Jahr 1837 zurückreicht:

Meinem Freunde E. K.,

als er mir eine Blume von Sand's Grab geschenkt.

Die Blume pflückte Deine Hand mir liebend
Vom Grab des Jünglings, der den Feind erschlagen,
Der blut'gen Lohn für blut'ge That getragen. —
Daß Blut uns Blumen bringt — es ist betrübend.

Doch wenn der Sturm, die Tyrannei zerstiebend,
Das Vaterland durchbraust, wenn alle Plagen
Der Willkürherrschaft muß der Bürger tragen,
Die furchtbar waltet, ihre Frevel übend;

Dann greift der Mann zum Schwert mit frohem Muthe,
Daß aus der Frevler — aus dem eignen Blute
Der Freiheit Blume stolz sich neu belebe!

Dank für die Blume Dir, dem Blut entsprossen!
O, daß doch aus dem Blute, das so reich geflossen,
Für Deutschland bald die Freiheit sich erhebe!

Leipzig, 17. Mai 1837. R. B.

Dem Vaterlande.

Was ist's, das uns'res Schiller's Brust
Als Heiligthum erwählt,
Am tiefsten ihn mit Schmerz und Lust
Und heißer Lieb' beseelt?
Was ist es, dem er Kraft und Muth
Mit Treue hat geweiht,
Uns mahnend, daran Gut und Blut
Zu setzen jederzeit?
Es ist, o Deutsche, was er sang
Mit Donnerwort, mit Liebesklang
Das Eine, das freie,
Das deutsche Vaterland!

„Kein Oesterreich, kein Preußen mehr!"*)
— Sprach jüngst ein Fürstensohn —
Der Wallenstein vor seinem Heer
Sprach es vor Jahren schon;
Und mit Prophetenstimme ruft
In einer schweren Zeit
Der Attinghaus**) am Rand der Gruft
Uns auf zur Einigkeit.

---

*) Bezieht sich auf den bekannten Toast, den Erzherzog Johann von Oesterreich im Jahre 1843 auf dem Schlosse Brühl ausgebracht haben soll.
**) In Schiller's Wilhelm Tell.

So lehrt der Dichter im Gesang
Mit Donnerwort, mit Liebesklang
Das Eine, das freie,
Das deutsche Vaterland!

O, laßt des Dichters heilig Wort,
Das er begeistert rief,
Im Herzen wachsen fort und fort
Und wurzeln stark und tief.
Die Liebe für das Vaterland
Sei unser Stolz und Ruhm,
Ein unzertrennlich Bruderband,
Der Deutschen Heiligthum.
Beim ernsten Werk, beim Becherklang
Erfüll' das Herz wie Hochgesang
Das Eine, das freie,
Das deutsche Vaterland!

1843. R. B.

Den deutschen Frauen.

Singt in Jubeltönen
Und aus Herzensdrang,
Singt den Preis der Schönen
Hier beim Becherklang;
„Die in's Erdenleben
Mit geweihter Hand
Himmelsrosen weben,
Ein entzückend Band."

Preist die holde Jugend
In der Jungfrau Bild,
Preist die fromme Tugend,
Die ihr Herz erfüllt;
Wie von Himmelshöhen
Gold'nen Lichtes Schein,
Ist sie anzusehen
Engelsmild und rein.

Preist der Gattin Walten
Um den Hausaltar,
Die der Stirne Falten
Glättet, lieblich klar;
„Die der heil'gen Sitte
Sanftes Szepter führt,
Und mit süßer Bitte
Wilde Kraft regiert."

Und die Mutter ehret,
Die voll reinster Lust
Uns gehegt, genähret
An der treuen Brust,
In der Zukunft Träume
Leicht uns eingeweiht,
Und des Guten Keime
Uns ins Herz gestreut.

Heil Euch, deutsche Frauen,
Unsers Glückes Pfand!
Helft, o helft uns bauen
Auch am Vaterland:
Zieht aus Euren Söhnen
Bürger, frei und kühn,
Und der Sieg wird krönen
Bald der Besten Müh'n.

1844. R. B.

Welch' glühende Freiheitsliebe, welche Begeisterung für den Gedanken des freien und einigen Deutschland!

Aber wer die Freiheit liebt und sich für politische Ziele begeistert, ist darum noch kein Politiker.

Bis zum August 1845 war Robert Blum ein politischer Schwärmer. Die sieben Augusttage jenes Jahres reiften ihn zum Politiker.

Die religiöse Bewegung tritt für ihn mehr und mehr in den Hintergrund. Er blickt nicht mehr in den Himmel; die Erde, das Vaterland bieten ihm sein Kampffeld, das er nicht mehr verläßt, — auf dem er stirbt.

Ein scharfer, kritischer Kopf, entdeckte er auch bei genauerer Prüfung, daß seine religiöse Weltanschauung mit der Wissenschaft nicht in vollem Einklang war. Und 1848 bekannte er in einem Artikel über die deutschkatolische Bewegung (in seinem „Staatslexikon"), es sei ein Fehler der Deutschkatholiken gewesen, daß sie „überhaupt ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, eine Kirche begründet haben.

Darum können wir aber nicht dem Sohne Blum's — Herrn Dr. Hans Blum — Recht geben, wenn dieser, von der Höhe des „Kulturkampfes" herabblickend, mit der ihm eigenen Schnellfertigkeit über die deutschkatholische Bewegung unbarmherzig den Stab bricht und seinen Vater in die nicht beneidenswerthe Lage versetzt: entweder sich kläglich getäuscht, oder jesuitischen Grundsätzen gehuldigt zu haben — oder beides zugleich.

Den betreffenden Passus in Hans Blum's „Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk"*) müssen wir etwas genauer beleuchten. Des Sohnes wegen, und des Vaters wegen.

„Die Beschlüsse des Leipziger Konzils", schreibt Herr Hans Blum (S. 180 seines „Zeit- und Charakterbildes"), „namentlich des dort beschlossenen Glaubensbekenntnisses eingehender darzulegen und sodann die Gründe zu untersuchen, warum trotz dieser Resultate die deutschkatholische Bewegung so rasch im Sande verlief, liegt außerhalb der Grenzen dieser Darstellung. Robert Blum hat sehr bald erkannt, daß er sich über die Kraft und Tiefe der Bewegung getäuscht. Aber über die Gründe dieser Täuschung ist er sich nie klar geworden. Noch im Jahre 1848 in seinem „Staatslexikon" sprach er sich in dem von ihm selbst unterzeichneten Artikel

---

*) Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk von Hans Blum. Leipzig, Verlag von Ernst Keil 1879.

„Deutsch-Katholiken" dahin aus, daß der Fehler der Deutschkatholiken, den er „selbstanklagend bekenne mitverschuldet zu haben", darin bestanden habe, überhaupt ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, überhaupt eine Kirche begründet zu haben! Klarer konnte Robert Blum, wenigstens für seine Person, die reine Weltlichkeit seiner Strebungen bei dieser Gründung, das Bekenntniß rein politischer Agitationszwecke, die Freiheit von jeder religiösen Begeisterung, die ihn*) geleitet hätte, der Führer des Deutsch-Katholizismus zu werden, nicht aussprechen. Aber es war charakteristisch für die trotz alledem völlig weltliche, völlig politische Zeitrichtung, daß Niemand ihm diesen inneren Widerspruch verargte, daß seine Betheiligung an der deutsch-katholischen Bewegung ihn bekannt und populär machte in ganz Deutschland und verhaßt in allen Zwingburgen Roms bis in die heiligen Säle des Vatikans."

Prüfen wir:

Herr Hans Blum findet, daß Robert Blum sich über die Kraft und Tiefe der deutschkatholischen Bewegung getäuscht habe.

Herr Hans Blum sagt, daß Robert Blum über die Gründe dieser Täuschung sich nie klar geworden.

Und 6 — wohlgezählt sechs! — Zeilen weiter sagt derselbe Hans Blum, daß Robert Blum „klarer (als er es wirklich gethan), wenigstens für seine Person, die reine Weltlichkeit seiner Strebungen bei dieser Gründung (des Deutsch-Katholizismus) — — nicht aussprechen" konnte!

In Einem Athem läßt Hans Blum seinen Vater völlig unklar über die deutschkatholische Bewegung sein, und sich so klar über sie aussprechen, daß er die Klarheit nicht klarer aussprechen konnte!

Wer ist da klar, und wer ist unklar?

Robert Blum.

Oder

Hans Blum?

Daß Hans Blum darauf verzichtet, „die Gründe zu untersuchen, warum die deutschkatholische Bewegung so rasch im Sande verlief," wird bei der „Klarheit", die er so glänzend an den Tag gelegt, wohl nicht als Nationalunglück aufzufassen sein.

---

*) Hans Blum'scher Stil. Das „die" bezieht sich nicht auf die „Begeisterung".

Das Komische ist, daß Hans Blum, der S. 180 seines „Zeit- und Charakterbildes" die religiös-reformatische Thätigkeit des Vaters zu einem Irrthum, einer Selbsttäuschung oder Schlimmerem stempelt, acht Seiten vorher (S. 172) pathetisch geschrieben hatte:

„Eine so kühne und entschlossene Mannesseele (wie Robert Blum sie besaß) gehörte dazu, um mit der unscheinbaren Kraft eines schlichten deutschen Bürgers den Kampf aufzunehmen, den in unseren Tagen das ganze deutsche Reich mit seiner gewaltigen Staatsmacht seit seinem Bestehen kämpft: den Kampf mit Rom!"

Kann man Robert Blum eine klägliche**re** Rolle spielen lassen, als Seite 180 des „Zeit- und Charakterbildes"?

Kann man Robert Blum eine großartigere Rolle spielen lassen, als Seite 172 des „Zeit- und Charakterbildes"?

Und das, wohlgemerkt, in der gleichen Sache. In einer und derselben Thätigkeit.

Hut ab vor der „Klarheit" des Herrn Hans Blum!

Obgleich man nun eigentlich denken sollte, mit Einem seiner beiden entgegengesetzten Urtheile müsse Herr Hans Blum das Richtige getroffen haben, so ist dies doch eigenthümlicher Weise nicht der Fall. Mit seinen beiden Urtheilen hat Herr Hans Blum gleich weit an der Wahrheit vorbeigeschossen.

Robert Blum war sich über die deutschkatholische Bewegung gerade so klar, wie irgend einer seiner Strebensgenossen, und hundertmal klarer, als viele Tausende es heut sind, u. A. auch Herr Hans Blum.

Und Robert Blum war kein Kulturkämpfer, zu dem ihn der „Zeit- und Lebensbild"-schreibende Sohn verzwergen möchte.

Herr Hans Blum, der über die deutschkatholische Bewegung so vornehm die Nase rümpft, sollte bedenken, daß Alles, was er zur Verunglimpfung dieser Bewegung sagt, nicht entfernt so verunglimpfend ist, als der Vergleich mit dem „Kulturkampf".

Fürwahr, wer, wie Hans Blum mitten in dem „Kulturkampf" steht, hat kein Recht, die deutschkatholische Bewegung de haut en bas (von oben herab) zu betrachten. Wir standen und stehen derselben fern, und sind ihr sogar gelegentlich — vom radikal-philosophisch-politischen Standpunkte aus — entgegengetreten, allein den „Kulturkampf" des Fürsten Bismarck

überragt sie denn doch unendlich an geistigem Inhalt und sittlichem Ernst. Welche Zwecke einzelne beschränkte und vordringliche Personen — darunter sogar „Führer" — verfolgt haben mögen, die Thatsache kann nicht weggeleugnet werden, ohne der Wahrheit in's Gesicht zu schlagen: daß die Bewegung eine ideale, auf die höchsten und edelsten Ziele gerichtet war.

Unsere Klugpolitiker von heute lächeln allerdings über das Wort „ideal", lächeln über das vorachtundvierziger Geschlecht, das mit seinem Idealismus nichts erreicht habe, und es den großen Männern der Gegenwart habe überlassen müssen, die Nüsse, für welche das ideale Gebiß zu schwach, realpolitisch zu knacken.

Wir sind keine „Ideologen", von denen wir eine nicht viel bessere Meinung haben als weiland der erste Napoleon; aber wer Großes leisten will, muß auch ein Ideal haben, das heißt ein großes, von kleinlichen Rücksichten und Berechnungen unabhängiges festes Ziel, das dem Vorwärtsstrebenden den Weg weist, wie der Polarstern dem Seefahrer. Und ein solches Ziel hatten jene vorachtundvierziger Bewegungsmänner. Daß da viel Unreifes und Kindisches mit unterlief, wer wollte es bestreiten?

Doch unsere modernen Politikaster, welche die „staatsmännische" Weisheit mit Löffeln gegessen, haben wahrhaftig keine Ursache, darob hochmüthig zu lächeln. Ein Blick auf das kläglich zusammengestürzte Kartenhaus des Hans Blum'schen „Liberalismus" sollte sie Bescheidenheit lehren. Während die „Idealisten" der vierziger Jahre nicht blos Großes erstrebten, sondern auch praktisch Großes leisteten, indem sie die Vorbedingungen eines gesunden politischen Lebens schufen, haben die modernen Realpolitiker nur den praktischen Beweis vollständiger Impotenz geliefert. Der ächte Idealist ist immer zugleich Praktiker, wohingegen diese traurigen Realpolitiker weder Idealisten noch Praktiker sind, und ihren ganzen realpolitischen Scharfsinn auf Selbstprellerei und Selbstdemüthigung verwandt haben — und mit phänomenalem Erfolg. Neben diesen verbutteten Epignonen erscheinen jene Vorachtundvierziger als Titanen.

Dort Robert Blum.

Hier Hans Blum.

Das zeigt typisch den Unterschied der beiden Generationen.

Look on this picture and on that. Schaut dieses Bild und jenes. —

Doch noch einmal von der Klarheit und Logik des Herrn Hans Blum.

Wir kehren zu der abgedruckten Stelle von S. 180 seines „Zeit- und Charakterbildes“ zurück.

Wiederholen wir:

„Noch im Jahr 1848 in seinem „Staatslexikon“ sprach er (Robert Blum) sich — — — dahin aus, daß der Fehler der Deutschkatholiken — — — darin bestanden habe, überhaupt ein Glaubensbekenntniß aufgestellt, überhaupt eine Kirche begründet zu haben. Klarer konnte Robert Blum — — — nicht aussprechen.“

Das heißt doch, daß das, was Robert Blum nicht klarer aussprechen konnte, in jener Aeußerung des „Staatslexikons“ ausgesprochen war.

Und was war nun in den zitirten Worten ausgesprochen, und zwar so deutlich, wie Worte etwas aussprechen können?

Daß Robert Blum zur Erkenntniß der Halbheit des Deutschkatholizismus gelangt war, und die Aufstellung eines Glaubensbekenntnisses und die Einbannung der Bewegung in eine Kirche als einen Fehler bedauerte.

Was ist aber nach Hans Blum in diesen Worten ausgesprochen?

„Die reine Weltlichkeit seiner (Robert Blum's) Bestrebungen, das Bekenntniß rein politischer Agitationszwecke, die Freiheit von jeder religiösen Begeisterung, die (sic!) ihn geleitet hätte, der Führer des Deutschkatholizismus zu werden.“

Es wird uns schwindlich bei diesem geradezu haarsträubenden Gallimathias.

Ex uno discimus omnia (aus dem einen Beispiel lernen wir alles Andere).

Aus dieser einen Probe ersehen wir zur Genüge, wie es mit dem ganzen Geschichtsschreiber Hans Blum beschlagen ist.

Und Hans Blum hat sich unterfangen, die Geschichte Robert Blum's zu schreiben!

Das dickleibige „Zeit- und Charakterbild“ — es enthält 590 Seiten — ist ein Versuch des Sohnes, nicht: den Vater zu begreifen, und sich zu dessen Höhe emporzuschwingen, sondern ihn zu sich, in seine, des Sohnes, Tiefe herabzuziehen.

Ist das zu hart geurtheilt?

Man prüfe nur — die Logik bei Seite lassend — den

Inhalt dessen, was Hans Blum, resumirend und abschließend, über die Stellung Robert Blum's zur deutschkatholischen Bewegung sagt:

Seine — Robert Blum's — Strebungen waren von „reiner Weltlichkeit"; er verfolgte „rein politische Agitationszwecke" und er war frei „von jeder religiösen Begeisterung".

Und nun lese man die in diesem Heft abgedruckten Aufsätze, Reden und Briefe des Deutschkatholiken Robert Blum!

Diesem Mann jede religiöse Begeisterung absprechen, heißt ihn für den vollendetsten Heuchler erklären.

Von diesem Mann behaupten, er habe seine „religiöse Begeisterung" blos zu „rein politischen Agitationszwecken" erheuchelt, heißt ihm das Brandmal des abgefeimtesten Jesuitismus aufdrücken.

Dieser Mann ist Robert Blum.

Und der ihn für den vollendetsten Heuchler erklärt und ihm das Brandmal des abgefeimtesten Jesuitismus aufdrückt, ist Hans Blum.

„Wir haben heute erreicht," so schließt Hans Blum sein „Zeit- und Charakterbild", „was Robert Blum erstrebte und bei seinem Tode unerfüllt sah; wir haben es erreicht, in anderer Weise, als er dachte; anders, als auch unter uns viele erwarteten. Einem Manne danken wir vornehmlich die Verwirklichung unserer nationalen Einheit. So mag denn dieses Mannes Urtheil über Robert Blum diese Lebensgeschichte beschließen.

„Am 23. Mai 1870, nach einer Sitzung des Reichstages, in der mich die Herren Sozialisten beschimpft hatten, weil durch meine Stimme das Strafgesetzbuch mit zu Stande gekommen war, ersuchte mich der Bundeskanzler, Graf Bismarck, in sein Kabinet zu kommen.

„Er reichte mir seine Rechte und sagte: ‚Lassen Sie uns in dieser Stunde, von der ich hoffe, daß sie für ganz Deutschland segensreich sein wird, ein Bündniß schließen' — ich stutzte — ‚ein Bündniß', sagte er mit feinem Lächeln, — ‚nicht zu Gunsten eines von uns oder eines Lebenden — sondern zu Gunsten eines Todten. Sie werden erkennen, wen ich meine. Wenn es den Herren Sozialisten wieder einfallen sollte, Ihren Vater herabzuwürdigen dadurch, daß sie ihn für einen der ihrigen ausgeben, so verfügen Sie

über die Macht die ich besitze, namentlich etwa in der Presse, um dies Bild rein zu halten. Ihr Vater war sehr liberal — er würde auch heute, wenn er noch lebte, sehr liberal sein. Aber er war auch gut national.'"

So Hans Blum.

Die Frucht des in jener Weihestunde zwischen Hans Blum und Fürst Bismarck feierlich abgeschlossenen „Bündnisses" ist das „Zeit- und Charakterbild".

Fürst Bismarck hat recht gehabt:

Robert Blum war „sehr liberal — er würde auch heute, wenn er noch lebte, sehr liberal sein. Aber er war auch gut national".

Und deshalb war er nicht „nationalliberal" und würde, wenn er noch lebte, auch heute nicht nationalliberal sein.

Vor Allem würde er sehr energisch dagegen protestiren, daß das, was heute erreicht ist, je von ihm erstrebt wurde.

Die 590 Seiten des Herrn Hans Blum sind eine tödtlichere Salve als die 3 Kugeln der österreichischen Jäger auf der Brigittenau.

Aber sie haben Robert Blum nicht zu tödten vermocht.

Weidig's Tod

von

Robert Blum.

Vorwort des Herausgebers.

Die nachstehend veröffentlichte Abhandlung aus der Feder Robert Blum's (für die „Vaterlandsblätter“ geschrieben) versetzt uns in eine der düstersten Episoden der vormärzlichen Geschichte unseres Vaterlandes.

In Paris ist die Bourbonendynastie gestürzt, der Thron des Bürgerkönigs Louis Philippe errichtet worden. Der Wellenschlag der Julirevolution macht sich auch in Deutschland fühlbar; die Gemüther sind erregt, die Schmach der traurigen Bundestagswirthschaft kommt den politisch Denkenden zum Bewußtsein, — namentlich in den Köpfen der Jugend gährt es wild.

In keinem Theil Deutschlands hat die Bewegung breitere und tiefere Wurzeln gefaßt, als im Hessischen, in Kurhessen sowohl als im Großherzogthum Hessen. Die Universitäten Gießen und Marburg, besonders die erstere, stellten stattliche Contingente von „Malkontenten“ und „Weltverbesserern“. Natürlich richteten die Behörden, voran der hohe Bundestag, gegen den die Bewegung ihre Hauptspitze kehrte, ihr Augenmerk auf dieses Treiben. Die famose „Zentral-Untersuchungs-Kommission“, die weiland zur Ausmärzung der „demagogischen“ Burschenschaften gegründet worden war, funktionirte noch — das Schwert war geschliffen, es brauchte blos benutzt zu werden.

Und benutzt wurde es.

Mit jenen Prozessen haben wir uns hier nicht zu beschäftigen. Nur mit einer blutigen Gestalt, die aus ihnen hervorsteigt, um einen Fluch zu schleudern gegen die Greuel des geheimen Justizverfahrens, wie es damals im Schwang war.

Pfarrer Weidig, über dessen Leben und Schicksale die Abhandlung Robert Blum's nähere Aufschlüsse giebt, war unzweifelhaft der bedeutendste Kopf, die Seele der Bewegung im Hessischen. Die amtlichen Akten der Mainzer „Zentral-Untersuchungs-Kommission" aus dem Jahre 1838 sagen von ihm*):

„Die erste Stelle gebührt dem Pfarrer Friedrich Ludwig Weidig, welcher im Februar vorigen Jahres im Gefängnisse zu Darmstadt seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht hat. Er war bei seinem Tode 46 Jahre alt. In Gießen hat er das Gymnasium und in den Jahren 1808 bis 1810 die Universität besucht, wurde etwa 1812 in Butzbach als Lehrer angestellt, zum dortigen Konrektor und später zum Rektor befördert und im Jahre 1834, in Folge eines gegen ihn geführten Verfahrens wegen des politischen Einflusses, den er in der dortigen Gegend ausübte, als Pfarrer nach Obergleen (im Kreise Alsfeld) versetzt. Er hat sich etwa zehn Jahre vor seinem Tode verheirathet und hat eine Wittwe und zwei Kinder hinterlassen. Er ist von früh an, mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit, politischen Richtungen gefolgt, die, wenn sie auch, was dahingestellt bleiben muß, anfangs einer aufrichtigen Vaterlandsliebe entsprachen, doch, sobald der äußere Feind Deutschlands den Angriffspunkt nicht mehr bot, sich nach Innen warfen und von Jahr zu Jahr mehr, namentlich aber nach der Julirevolution, jakobinisch-revolutionärer Natur wurden. Ungewöhnliche geistige Mittel standen ihm zu Gebote und ihre Bedeutung wuchs durch eiserne Festigkeit des Charakters und nicht zu ermüdende Thätigkeit in Verfolgung seiner Zwecke. Alle, die ihm nahe kamen, wußte er rasch, vorzugsweise aber die Jugend, bis zu leidenschaftlicher Verehrung für sich einzunehmen. Mit seinen Schülern unterhielt er noch nach der Konfirmation täglichen Verkehr: er brachte sie theilweise zu einem, in Rücksicht auf ihre Verhältnisse, hohen Grade äußerer Bildung. Der Spritzenmachergesell Zeuner, sein Schüler, hat ein politisches

---

*) Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Kommissionen, der Zentral-Untersuchungs-Kommission zu Mainz und der Bundes-Zentral-Behörde zu Frankfurt, in den Jahren 1819—1827 und 1833—1842 geführt sind. Von Dr. L. Fr. Ilse. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. S. 313 ff.

Glaubensbekenntniß zu Protokoll diktirt, das nach Form und Inhalt den Ergießungen vieler liberalen Journalisten völlig an die Seite gestellt werden kann. Weidig wußte seine Anhänger mit demselben Fanatismus, von dem er voll war, zu begeistern. Noch in der Untersuchung, nach längerer Haft, erklärte der Handlungsdiener Flach, sein Schüler: „er sei jederzeit entschlossen, Hand an sich zu legen, es sei kein Verbrechen, sich für eine gute Sache aufzuopfern.“ Fast alle verhafteten Butzbacher nennen bei dem Geständniß ihrer politischen Verbrechen Weidig als ihren Verführer. Sein ganzes Bestreben ging, wie sein Schüler Kalbfleisch in Uebereinstimmung mit Anderen sagt, dahin, direkt und indirekt die jungen Leute zu der Ueberzeugung zu bringen, Vereinigung in ein Reich und zwar in eine Republik thue Deutschland noth. Von vielen Seiten wird ihm das Zeugniß der Rechtschaffenheit gegeben; wie diese aber an der politischen Leidenschaft ihre Grenze findet, dafür ist Weidig ein abschreckendes Beispiel. Bansa sagt von ihm: „er sei, bis auf die Politik, ein streng rechtlicher Mann gewesen; er habe aber in dem Grundsatz gelebt, im Interesse des Vaterlandes sei Alles erlaubt.“ So hat er sich denn auch zu gemeinen (?!) Verbrechen und zur Verführung zu solchen bereit gefunden. Unten wird näher beleuchtet (?) werden, mit welchem Erfolge er seinen Schülern den Meineid in politischen Dingen nicht nur als erlaubt, sondern als eine Pflicht dargestellt hat. Der Student Clemm*) behauptet, daß er ihn und den Studenten August Becker einen Vormittag hindurch zur Ermordung des Geheimen Raths Diez, dessen Einwirkung auf die politischen Untersuchungen er fürchtete, zu bewegen sich bemüht habe. August Becker selbst giebt an, daß Weidig zu verschiedenen Zeiten behauptet habe, der Geheime Rath Diez, v. Helmolt und Klingelhöfer hätten nach göttlichem und menschlichem Rechte den Tod verdient, und daß von Weidig dann immer hinzugesetzt worden sei: wenn nur einmal einer von diesen meineidigen Richtern den verdienten Tod fände, dann würden auch die anderen sich erinnern, daß sie Rechenschaft von ihren richterlichen Handlungen zu geben hätten. Daß er aber ihm, dem Becker, selber und Clemm den direkten Antrag gemacht habe, einen solchen Mord zu vollziehen, sei nicht wahr. Sie hätten ihm auf das Heftigste seinen übertriebenen Haß als grundlos und unmoralisch darzustellen

*) Der Denunziant in diesem Prozeß.

gesucht. Aus beiden Aussagen, die sich nicht widersprechen, geht soviel hervor, daß er in Ausdrücken sprach, die zwar nicht auf beide Deponenten, wohl aber auf den einen von ihnen den Eindruck direkter Anreizung zum Mord machten. Erwiesen aber ist, daß Weidig, um den Geheimen Rath Diez und den Assessor Buff von den Untersuchungen zu entfernen, als er sich noch auf freiem Fuße befand, im August 1833 fälschlich Briefe unter dem Namen des Flüchtlings Scriba anfertigen und dem Untersuchungsrichter in die Hände spielen ließ, in welchen Scriba's Dank für die Hülfe ausgesprochen ist, die Diez und Buff ihm zu seiner Flucht gewährt hätten. So sollte das Perhorrescenzgesuch gegen diese begründet werden. In der Untersuchung spiegelte er, nachdem er alle Mittel des Hohnes und Trotzes erschöpft hatte, Monate lang Krankheit und sogar Geistesstörung vor, und erklärte selbst, als er im August 1836 einigen Geständnissen nicht länger ausweichen konnte, er stelle die Pflicht, im Interesse seiner Familie zu leugnen, so lange dies von Erfolg sein könne, über die, die Wahrheit zu sagen. Auch der Umgang und die Art der Bekanntschaft eines solchen Mannes sind nicht ohne Interesse. Er nennt sich selbst einen Jugendfreund des Hofraths Welcker in Freiburg. Er hat die Bekanntschaft v. Rotteck's nnd des pensionirten Hofgerichtsraths v. Itzstein gemacht und sprach diesen im Jahre 1834 in Darmstadt.

Zu seinen Bekannten gehören unter Anderen ferner: der pensionirte Vizepräsident Mohr in Mainz, Professor Jordan, Apotheker Döring, Dr. Eichelberg und Dr. Hundeshagen in Marburg, Dr. Gärth und Dr. Jucho in Frankfurt, der Salineninspektor Wilhelmi in Nauheim, Dr. Schmall in Rödelheim, Apotheker Trapp in Friedberg, Dr. Neuhoff in Bonames, die beiden Brüder Breidenstein, Dr. v. Rauschenblatt."

Beredter als diese Schilderung und Charakteristik aus Feindesmund es thut, könnte kein Freund die Bedeutung Weidig's, das Imponirende seiner Persönlichkeit, die Tüchtigkeit seines Wesens uns schildern.

Und dieser Mann, geliebt von Allen, die ihn kannten, hochangesehen auch von den erbittertsten Gegnern, wurde im Frühling des Jahres 1835 in's Gefängniß geworfen wie ein gemeiner Verbrecher, einer Behandlung unterworfen, wie sie gemeinen Verbrechern damals nur selten widerfuhr,

seinem persönlichen Todfeinde, einem verthierten Trunkenbolde, der notorisch am Säuferwahnsinn litt, dem Untersuchungsrichter Georgi, auf Gnade und Ungnade überliefert, und fast zwei Jahre lang so raffinirt gefoltert, daß der Unglückliche, trotz seiner außerordentlichen Elastizität und Zähigkeit, zuletzt jede Hoffnung verlor und einen Selbstmordversuch machte. Der Selbstmordversuch ist festgestellt. Was weiter folgt, ist noch heute in unheimliches Dunkel gehüllt.

Der Selbstmordversuch führte nicht zum Ziel; er wurde entdeckt.

Aber der in seinem Blut Schwimmende, jedoch erwiesenermaßen nicht tödtlich Verwundete wurde stundenlang allein gelassen — und als dann die Aerzte in seine Zelle kamen, fanden sie einen Leichnam.

Aber der Leichnam hatte neue Wunden und gerade die einzige unbedingt tödtliche Wunde kann, wie zahlreiche medizinische Autoritäten erklärt haben, nur von fremder Hand beigebracht worden sein.

Ein grauenhafter Justizmord liegt auf alle Fälle vor.

Ob auch ein Mord? — ein gemeiner Menschenmord?

Das Räthsel wird vielleicht nie gelöst werden. Weidig ist todt, und der Mann, welchen der Finger des Volkes als den Mörder bezeichnete, ist, in Wahnsinn versunken, in lichten Momenten von den Furien des Gewissens gepeitscht, seinem Opfer längst in das Grab gefolgt.

Robert Blum, der zu Anfang der vierziger Jahre in die Redaktion der „Sächsischen Vaterlandsblätter“ eintrat, — er war zwar nicht formell Redakteur, aber wirkte bestimmend auf die Haltung des Blattes und war einer der fleißigsten Mitarbeiter —, wurde mit dem Prozeß und tragischen Ende Weidig's durch das, jetzt leider vergriffene, in seiner Art wahrhaft klassische Buch von Schulz „Aktenmäßige Geschichte des Weidig'schen Prozesses“ u. s. w.) bekannt. Der Kampf gegen das geheime Gerichtsverfahren war damals auf's Heftigste entbrannt, und für diesen Kampf lieferte

der Prozeß Weidig ein wahres Waffenarsenal. Wie Robert Blum es zu verwerthen gewußt hat, das zeigt die nachfolgende Abhandlung.

Dem jetzt gerade 9 Jahre alten Vorwort habe ich nur hinzuzufügen, daß die nachstehende Arbeit Blum's für mich auch ein persönliches Interesse hat. Weidig war mir nahe verwandt — seine Mutter war eine geborene Liebknecht — und hat durch sein tragisches Schicksal wesentlich die Richtung meines Lebensganges bestimmt. So erfüllte ich durch diese Ausgrabung zugleich auch eine Pflicht der Pietät.

Die Beantwortung der Frage, ob solche Vernichtung politischer Gegner heute noch möglich ist oder nicht, überlasse ich dem Leser.

Borsdorf, den 30. September 1888.

W. Liebknecht.

Der Tod
des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig.

Wenn die Erde verdorrt ist von der Gluth des Sonnenbrandes, so sendet der Himmel seinen befruchtenden Regen sie zu laben und zu kühlen; wenn der Wanderer verirrt ist in der Wildniß in Sturm und Ungewitter, so sendet der Himmel das leuchtende Wetter selbst, um den verlornen Pfad zu zeigen, und wenn die Völker versunken sind in die Nacht finstrer Einrichtungen und nur das peinliche unheimliche Gefühl der Finsterniß, nicht aber den rettenden Pfad erkennen, so sendet der Himmel die Blitze der Ereignisse, die grell und fürchterlich die Zustände, aber auch den Rettungsweg beleuchten. Oder ist es nicht ein Strahl von oben, ein Licht des Himmels, welches hineinleuchtet in das Dunkel, in die Nacht des heimlichen Gerichtsverfahrens, in welchem über unser Hab und Gut, über unsere Ehre und Leben geschaltet wird, ohne daß wir sehen und wissen wie; welches uns neben dem Gefühle der Unheimlichkeit und Bangigkeit auch das Bewußtsein verschafft, daß die Gefahr und das Verderben wohnen im Dunkeln? Als wir den Kampf begannen gegen dieses Verfahren in unserm engern Vaterlande, da kam nicht nur in der unmittelbarsten Nähe der Lugauer Einbruch uns zu Statten, sondern auch die Einsperrung des armen Handwerksburschen in Duderstadt, der unverschuldet und unverhört Monate lang im Kerker saß, bis sich Fürst Metternich durch einen glücklichen Zufall seiner annahm; die Verhaftung des armen Bauern bei Göttingen, der 27 Monate unverhört saß, und der mit seiner ganzen Familie aus Kummer und Verzweiflung starb, und so manches Andere. Jetzt, wo es gilt den endgültig siegreichen aber einstweilen erfolglosen Kampf fortzusetzen und zu erneuern mit Muth und Ausdauer, kommt der

Bericht über den Tod des Pfarrers Dr. Weidig*), als eines der gräßlichsten und entsetzlichsten Beispiele, die das geheime Verfahren jemals geliefert hat. Indem wir denselben zu besprechen beginnen, enthalten wir uns möglichst aller Anwendungen und verknüpfen nur leicht die einzelnen Abtheilungen unserer Arbeit; der Fall ist so furchtbar schlagend, daß er keiner Erläuterungen bedarf. Bemerken müssen wir, daß jede hier ausgesprochene Behauptung, ja fast jedes Wort aus den Prozeßakten selbst entnommen ist, es sich also durchaus nicht um Behauptungen, Vorwürfe und Redensarten handelt, sondern lediglich um erwiesene Thatsachen. Nach dieser Einleitung sprechen wir vorerst von

Weidig's Charakter.

Nach einer — wie aus den unwidersprechlichsten Zeugnissen hervorgeht — tadellos und rein verlebten Jugend, nach den fleißigsten und fruchtbringendsten Studien, die nur oft von körperlichen Leiden getrübt und gehemmt wurden, ward Weidig 1813 (21 Jahr alt) Konrektor der lateinischen Schule zu Butzbach in Hessen. Ueber seine dortige Wirksamkeit sind nur lobende Zeugnisse vorhanden; er arbeitete gleich rüstig für die geistige und körperliche Ausbildung der Jugend, beförderte nach Kräften das später verbotene Turnen, war mannigfach schriftstellerisch thätig und schrieb besonders Gedichte und Zeitungsaufsätze voll edlen Sinnes und reiner Vaterlandsliebe. Im Jahr 1822 erwarb er sich die Würde eines Doktors der Philosophie und Philologie, nachdem er sich durch seine Arbeiten längst allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte. Aber auch Angeberei und Verdächtigung schwiegen nicht; 1819 zuerst, und 1820 wiederholt, erschien eine Regierungskommisssion, um die öffentliche Schule zu Butzbach sowohl, als eine von Weidig begründete Privatlehranstalt zu prüfen, die von den „revolutionären Grundsätzen angesteckt" sein sollten. Die Untersuchung ergab nichts, Weidig wurde vom verstorbenen Großherzog später persönlich empfangen und ausgezeichnet, auch 1826 zum Rektoramte befördert. Im Jahre 1827 vermählte sich Weidig und wurde ein Muster als Gatte und Vater, wie seine Gattin das

*) Ein aktenmäßig und urkundlich belegter Beitrag zur Beurtheilung des geheimen Strafprozesses und der politischen Zustände in Deutschland.

Musterbild einer Hausfrau und Mutter, ja die Wohlthäterin des ganzen Ortes; auch erreichte, nach amtlichen Zeugnissen, die Schule eine Stufe der Blüthe, wie nie zuvor, und Weidig errang sich die Liebe seiner Mitbürger, wie keiner seiner Vorgänger. —

So kam das Jahr 1830, und Weidig nahm lebhaft Theil an den politischen Bewegungen, die es hervorrief. Wir schreiben hier nicht für unsere politische Parteiansicht und meiden also nicht allein jedes Urtheil, sondern selbst jede nähere Angabe seiner politischen Wirksamkeit, lassen seine Schuld oder Unschuld ganz unberührt. Weidig wurde im Sommer 1833, weil „er in einer Gesellschaft von Republikanern gewesen sei", verhaftet, nach sechs Wochen aber wieder freigegeben, und die zweite Kammer in Hessen beschloß mit entschiedener Mehrheit eine Beschwerde gegen das Ministerium „wegen der in der Sache des Dr. Weidig begangeuen Verfassungsverletzungen". Im Sommer 1834 wurde Weidig gegen seinen Willen nach Obergleen als Pfarrer versetzt, erwarb sich auch dort allgemeine Liebe und Verehrung und wurde in solchem Grade Wohlthäter seiner Gemeinde, daß die amtliche Anfrage erfolgte, „wie Weidig als mittelloser Mann so viel Geld an die Bauern geben könne?", worauf die ebenfalls amtliche Erwiderung gegeben wurde: „daß durch die musterhafte Einfachheit und Ordnung im Weidig'schen Hause die Disposition über solche Mittel wohl erklärlich sei". Im April 1835 wurde Weidig, zunächst wegen „Verbreitung revolutionärer Schriften", verhaftet, Anfangs nach Friedberg, im Juli aber nach Darmstadt abgeliefert, wo er der Untersuchungskommission, an deren Spitze der Hofgerichtsrath G e o r g i stand, übergeben wurde. Hier, im Gefängniß, entleibte er sich am 23. Februar 1837.

Außer den einzelnen Charakterzügen, die in Vorstehendem enthalten sind, mögen hier noch einige aus den Akten und anderen öffentlichen Schriften entlehnte Zeugnisse stehen, die nicht seine F r e u n d e schrieben. „Nicht gewöhnliche geistige Mittel", sagt die Frankfurter Zentral-Untersuchungskommission, „erhielten bei ihm durch eiserne Festigkeit des Charakters und unermüdliche Thätigkeit in Verfolgung seines Zweckes höhere Bedeutung. Auch hatte er den Ruf eines durchaus ehrlichen Mannes." Gleichmäßig spricht sich die „aktenmäßige Darstellung rc." derselben Kommission dahin aus: „Er war mit einem nicht gewöhnlichen Verstande begabt, gründlich wissenschaftlich gebildet, hatte ein vorzügliches Lehrtalent und in

hohem Grade die Gabe, die Gemüther sich zu gewinnen und unwiderstehlich an sich zu fesseln. Daneben wird sein Privatleben als tadellos geschildert und seine Willenskraft, Entschlossenheit und Ausdauer gerühmt." Daneben wirft ihm jedoch die „Darstellung" auch „fanatische Leidenschaft" vor, die den Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel" so weit ausdehnte, daß sie den Meineid für erlaubt hielt. Gegen die letztere Beschuldigung erklärt aktenmäßig einer seiner Mitgefangenen — die „Darstellung" übersah solche Dinge — daß Weidig hinsichtlich des Eides so feinfühlend gewesen sei, daß er in Obergleen eine Schuld aus eigenen Mitteln bezahlte, welche die Schuldnerin abschwören wollte, aber, nach Weidig's Meinung, nicht konnte. Der Untersuchungsrichter Georgi sagt: „Rubrikat (was, aus dem Juristischen ins Deutsche übersetzt, Weidig heißt) besaß ohne Widerrede ausgezeichnete Fähigkeiten, die gesammten Akten bestätigen dies, sie zeugen von seiner tiefen Berechnung und seinem Scharfsinne, freilich mit Eigenschaften gepaart, denen Keiner, der die Akten kennt, das Wort reden wird." Welche Eigenschaften dies waren, sagt Georgi nicht. Weidig's Schriften, namentlich die theils im Kerker entstandenen „Reliquien" (Mannheim, H. Hoff, 1838) zeigen ihn als ein wahrhaft frommes, sanftes, auf's Innigste gottergebenes Gemüth, als einen Priester im edelsten Sinne. „Ich versichere Dich," schrieb er seiner Gattin aus dem Kerker, „so gewiß ich jedesmal bei Deinem Wiedersehen die größte Freude empfunden, so gewiß ich zu Gott mit gutem Gewissen emporblickte, so gewiß ich das hochheilige Abendmahl würdig glaube verwaltet zu haben, so gewiß mir die Liebe guter Menschen ein theurer Besitz stets gewesen: ich bin jetzt so ruhig wie zuvor. Ich bin dem Schiffer auf offener See gleich, der, Gott im Herzen und nur das Meer vor Augen, seinem Ziele sich nähert in glücklicher Unbefangenheit, und an den Wellen, die um ihn emporschlagen, sich freut, weil der Kampf mit denselben dem Manne eine Lust ist." Ein anderes Mal schrieb er: „Verbanne alle trüben Gedanken um mich und erhalte Dich und Deine Kraft unsern Kindern und mir, der ich nur Deinethalb besorgt bin, der ich eigene Gefahr ja nie geachtet, und zumal eine so geringe Gefahr, als diese Untersuchung mit sich führt. — — Du weißt, Recht und Vaterland habe ich stets geliebt, Gott habe ich vertraut, und er nimmt seinen Geist und seine Kraft nicht von mir, davon zeugt mir mein Herz, davon zeugen äußerlich meine Briefe, meine Lieder, meine Reden,

meine ganze Haltung." Ob das die Sprache „fanatischer Leidenschaft" sei, kann jeder Leser beurtheilen, und so schließen wir diese flüchtige Zeichnung mit einem ebenfalls im Kerker geschriebenen Liede:

Freiheit und Liebe.

Wie der gold'ne Sonnenstrahl
Freundlich durch die Gitter blinket!
Wo er spielt im Wiesenthal,
Wo er dem Gefang'nen winket,
Thut er Liebe kund und Freiheit.

Könnt' ich, gold'ner Strahl, durch dich
Einen Blick von ihr erlangen,
Die sich einsam härmt um mich
Und mich Fernen möcht' umfangen,
Mit dem Gruß der Lieb' und Freiheit.

Könnt' ich, gold'ner Strahl, durch dich
Friedensgruß der Theuren bieten!
Ja, sei du mein Bote! sprich:
„Dir im Herzen wohnt Dein Frieden
„Durch den Gott der Lieb' und Freiheit."

Sprich zu ihr, o gold'ner Strahl:
„Laß vom Weltglanz Dich nicht blenden!
„Das besonnte Alpenthal
„Sinkt in Nacht, sobald sich wenden
„Herz und Aug' von Lieb' und Freiheit."

„Freiheit wird dem nicht entrückt,
„Der vom Wahne sich entkettet,
„Auf zum Stern der Liebe blickt.
„Wer zum Glauben sich gerettet,
„Der in Jesus Christus siegte!"

Einer der schwierigsten und gefährlichsten Punkte des geheimen Gerichtsverfahrens ist der Umstand, daß der Untersuchungsrichter gezwungen ist, eine Doppelrolle zu spielen, die sich selten oder nie mit einander vereinen läßt; er muß nämlich sowohl der Ankläger als der Vertheidiger des Beschuldigten sein und mit gleicher Sorgfalt alle Umstände, die für denselben sprechen, wie diejenigen, die gegen ihn sprechen, auffassen und festhalten. Aber was ihm amtlichen Ruf, Anerkennung und Beförderung bringt, das ist nicht die Entdeckung von Schuldlosen, sondern die Entdeckung der Schuldigen, sein Augenmerk ist besonders auf die Erlangung von Geständnissen gerichtet, und je mehr Geistesthätigkeit

und Aufmerksamkeit er nach dieser Seite hin aufwendet, je weniger kann er der Vertheidigung widmen. Ist der Angeklagte harmlos und unbekannt mit diesem Stande der Dinge, so verfängt er sich in dem Netze schlauer Fragen und ist verloren; ist er damit bekannt, so weicht er dem Geständnisse in demselben Grade aus, als es gesucht wird. So wird das ganze Rechtsverfahren in seiner Grundlage ein Spiel des Geistes und des Scharfsinnes, welches derjenige gewinnt, der am gewandtesten und schlauesten ist. Liegt diese entschieden abweichende Richtung Beider schon in der Stellung des Untersuchungsrichters zum Angeklagten, so darf man auch nicht außer Acht lassen, wie die Annäherung oder Abstoßung der beiden Persönlichkeiten auf den Gang des Prozesses von dem größten Einflusse sein müssen; der Angeklagte mit einem abstoßenden, widerlichen Aeußeren, mit einem aufbrausenden, mürrischen, störrischen Wesen, mit einem rohen oder rauhen, unfreundlichen und schroffen Benehmen — Dinge, die sammt und sonders mehr oder weniger nicht seine Schuld sind — steht in dieser Beziehung wesentlich im Nachtheile gegen den lebensklugen, schmiegsamen, feinen, äußerlich liebenswürdigen Angeklagten mit gefälligen und freundlichen Manieren. Endlich ist der Charakter des Untersuchungsrichters selbst, seine moralische Tüchtigkeit, seine Lebensweise und seine bürgerliche Stellung noch von wesentlichem Einflusse auf das Schicksal des Angeklagten. — Der Verlauf der begonnenen Besprechung wird uns dies klar machen, und wir wenden uns, an das Letzte anknüpfend, zu

Weidig's Untersuchungsrichter.

Die amtliche Laufbahn des Untersuchungsrichters brauchen wir nur flüchtig zu erwähnen. Er war früher Landrichter in Oberhessen, und zwar — wie in dem später erwähnten Vernehmungsprotokoll behauptet wird — trotz dem, daß das Hofgericht zu Gießen in einem amtlichen Berichte ausgesprochen haben soll, „es traue ihm den moralischen Halt zur Verwaltung dieser Stelle nicht zu". Später wurde er Hofgerichtsrath in Gießen (wie an erwähnter Stelle angedeutet ist), abermals unter lebhaftem Widerspruche des Gerichts; dann ward er Universitätsrichter in Gießen und veranlaßte — nach derselben Quelle — den dortigen Gemeinderath zu einer Beschwerde über sein Betragen, weil „er in trunkenem Zustande und mit lallender Zunge vor dem Hause eines Wein-

wirths zu großer Belustigung und allgemeinem Spott den aufgeregten Studenten eine Anrede zu halten versuchte". Endlich vertraute man ihm die Leitung der politischen Untersuchungen, nachdem der Veranlasser derselben, der ehemalige Student Clemm (der Denunziant), fast ein Jahr lang bei ihm im Hause gewesen war. Nach Weidig's Tode erhielt der Untersuchungsrichter von der Bundes-Zentral-Untersuchungs-Kommission ein veröffentlichtes Schreiben voll Lob und Anerkennung, 1838 vom Großherzoge von Hessen das Ritterkreuz 1. Klasse des Ludwigsordens, auch wurde er 1841 vom Wahlbezirk Vilbel mit 12 gegen 10 Stimmen zum Landtagsabgeordneten gewählt. Die Beschuldigungen, die gegen diesen Mann erhoben werden, sind so ungeheuer schwerer Art, daß die Gerechtigkeit erheischt, hier darauf aufmerksam zu machen, wie dieselben zum großen Theil von den Brüdern und Verwandten des verstorbenen Dr. Weidig erhoben wurden, die im tiefen Schmerz über den gräßlichen Tod des geliebten und verehrten Angehörigen wohl das Aeußerste gethan haben. Da aber die Beschuldigungen alle in einer Art aufgestellt sind, daß die Ankläger sie für juristisch durchführbar hielten, da bei den meisten eine ganze Reihe von Zeugen genannt ist, um deren Vernehmung gebeten wurde; da endlich der jetzige Herausgeber des Berichtes offen jeden sich für beleidigt Haltenden und den Untersuchungsrichter insbesondere auffordert, ihn zur Verantwortung zu ziehen, so müssen wir sie hier wenigstens erwähnen.

Dahin gehört zuerst die — nach des Untersuchungsrichters Ausdruck — „sonderbare Bezüchtigung" des Revierförsters Weidig auf Koberstadt bei Darmstadt: der Untersuchungsrichter habe Weidig ermordet. Eine Untersuchung gegen den Urheber dieser Beschuldigung wurde zwar eingeleitet, blieb aber ganz auf sich beruhen und ohne allen Erfolg. Dahin gehört ferner die gemeinschaftliche Klage des Landgerichtsassessors Weidig zu Homburg und des Revierförsters Weidig zu Schotten. In einem nun veröffentlichten Vernehmungsprotokoll vom 24. März 1838 beschuldigen diese Beiden den Untersuchungsrichter einer gänzlich unmoralisch verlebten Jugend, der Völlerei, der Trunksucht, der Veruntreuung anvertrauter Gelder, des falschen Zeugnisses, der Aktenverfälschung, des Mißbrauches der Amtsgewalt und des Mordes oder mindestens der culpösen Tödtung ihres Bruders. Auch die Untersuchung dieser Klagen, die ebenfalls gegen die Urheber gewendet wurde, schwebt noch unentschieden und erfolglos.

Gewichtiger als diese Beschuldigungen — nicht ihrer Schwere, sondern ihres Ursprunges wegen — sind jedenfalls die aktenmäßig erwiesenen der ungerechten und harten Behandlung der politischen Gefangenen und eines so hohen Grades der Trunksucht, daß das delirium tremens (der Säuferwahnsinn) beim Untersuchungsrichter ausbrach. Diese fürchterliche und entehrende Krankheit hatte nach dem Zeugnisse des Hausarztes Dr. Weber in Gießen den Untersuchungsrichter bereits früher ergriffen, sie kehrte, nach den amtlichen Zeugnissen der Aerzte Dr. Graff und Med.-Rath Dr. Stegmayer zu Darmstadt, am 30. Januar 1837 zurück, und zwar in einem Grade, daß am 31. Januar wirkliche Lebensgefahr vorhanden war, am 2. Februar aber förmliche Raserei ausbrach. Das Vorhandensein des Säuferwahnsinns ist auch in einem Ausspruche des Hofgerichts zu Gießen vom 9. März 1837 anerkannt, welches aber behauptet, das „Uebel sei nicht ausschließend dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke, sondern einem fast ununterbrochenen Sitzleben zuzuschreiben".

Nach den unverwerflichsten Zeugnissen medizinischer Gelehrten ist nun aber der Säuferwahnsinn eine Krankheit, die weder plötzlich hereinbricht noch plötzlich verschwindet, die vielmehr vor und nach ihrem Ausbruche geistige Störungen, die sich langsam mehr und mehr dem Wahnsinne nähern (oder bei der Heilung sich davon entfernen), verursacht. Nun denke man sich, welche Stimmungen tagtäglich wechselnd in einem Menschen vorhanden sein müssen, der an den übermäßigen Genuß geistiger Getränke gewöhnt ist, wie unendlich verschieden sein körperlicher Zustand vor und nach dem Genusse dieser Getränke sein muß, und wie das nothwendig auf seine ganze Handlungsweise einwirken muß. Man stelle sich einen Mann wie Weidig vor, einem Untersuchungsrichter gegenüber, der an einzelnen — mehr oder minder heftigen — Wahnsinnsausbrüchen litt; man vergesse nicht, daß Weidig sich am 23. Februar 1837 entleibte, daß er also allen den Krankheitsanfällen, die dem Ausbruche der Raserei am 2. Februar vorangingen und nachfolgten, ausgesetzt war; man rechne dazu, daß Weidig — wie die genaue ärztliche Untersuchung nach seinem Tode ergab — an einer schleichenden Gehirn-Entzündung litt, die, durch das „Gefängnißleben, durch Aerger, Verdruß und Kränkung" veranlaßt, ihn in eine „höchst reizbare Stimmung" versetzte, deren Aeußerungen von dem Untersuchungsrichter nicht als Krankheit, sondern als Widersetzlichkeit und Bös-

willigkeit betrachtet und behandelt wurden: man sage sich schließlich, daß diese beiden Menschen Todfeinde waren, daß Weidig den Untersuchungsrichter als „einen Menschen betrachtete, von dem er das Schlimmste zu befürchten hatte" („Reliquien"), daß der Untersuchungsrichter selbst gesteht (Schreiben an den Kriminalrichter Hofmann, vom 13. März 1837), „Weidig habe geglaubt, er werde ihn in der Stille hinrichten lassen", und daß es aktenmäßig bewiesen ist, daß Weidig bei einem Verhöre dahin gebracht wurde, ein Messer zu ergreifen, um seinen Untersuchungsrichter zu durchstoßen — man fasse dieses Alles zusammen, so hat man in dem Einen Bilde eine solche Ueberfülle von Schrecken des geheimen Verfahrens, daß die Sprache erlahmt an der Schilderung, die Seele aber wahrhaft in sich zusammensinkt vor dem überwältigenden Eindrucke so furchtbarer Thatsachen. Man wird zwar mit Recht einwenden: ein solches Uebermaß widerstrebender und trauriger Verhältnisse sei eine seltene, fast unerhörte Ausnahme; aber es ist auch nicht zu verkennen, daß eine einzige der hier wirkenden Ursachen hinreicht, die Auffindung des Rechtes unmöglich, dem Angeklagten das Leben zur Hölle zu machen und ihn zur Verzweiflung, zu Wahnsinn und Selbstmord zu treiben. Und daß es oft keine, keine Rettung gibt vor all diesen Martern und Schrecken, das lehrt uns der folgende Abschnitt.

Die Behandlung der Angeklagten in den Gefängnissen, die Möglichkeit, gegen Willkür und Härte Recht und Schutz zu finden, gegenüber der Möglichkeit, durch Qualen und Martern Geständnisse erpressen zu wollen, ist bei allen Verhandlungen über das geheime oder öffentliche Verfahren Gegenstand der lebhaftesten Erörterung gewesen. Die Gegner des geheimen Verfahrens behaupteten, daß der Angeklagte jeder Willkür, jeder Mißhandlung, jeder moralischen und körperlichen Tortur schutzlos preisgegeben sei, wenn überhaupt der Untersuchungsrichter zur Anwendung solcher Mittel fähig ist; die Vertheidiger wiesen zuversichtlich auf das unverkümmerte Recht der Beschwerde und die strenge Vorschrift des Gesetzes hin. Prüfen wir, welche von beiden Parteien Recht habe in ihren Behauptungen, durch die Betrachtung der

Behandlung Weidig's und der politischen Gefangenen im Kerker zu Darmstadt.

Weidig selbst hat darüber wenig oder nichts hinterlassen; in seinen „Reliquien" sind nur einzelne Andeutungen ent-

halten, die sich meist auf den Untersuchungsrichter beziehen. Aus den vorliegenden Akten geht nur hervor, daß das Hofgericht zu Gießen die „Repressivmaßregeln genehmigte", welche der Untersuchungsrichter wegen Disziplinarvergehen ergriffen hatte; dem „Inculpaten auf 8 Tage die warme Kost zu entziehen" anordnete, jedoch mit Rücksicht auf seine Gesundheitsverhältnisse in „angemessenen Zwischenräumen"; ihm die „feindselige Stimmung gegen den Inquirenten" als ein Vergehen anrechnete und ihn mit „noch schärferen Korrektivmaßregeln, nach Befund mit körperlicher Züchtigung" — die sich jedoch das Gericht zu erkennen vorbehielt — bedrohen ließ (Bescheid vom 16. April 1836). Aus verschiedenen Zeitungen (Zeitgenossen a. a. O. S. 30; Lit. u. krit. Bl. der Börsenhalle, 1837. S. 510, u. s. w.) erfahren wir — und es ist dagegen bis jetzt nicht der geringste Widerspruch erhoben worden — daß die Gefängnißärzte zu Darmstadt aufgefordert wurden, ein Gutachten darüber abzugeben: ob Weidig Schläge ertragen könne. Ja, man begnügte sich nicht mit dem unbedingt verneinenden Gutachten dieser Aerzte, sondern verlangte ein Gutachten über das Gutachten von anderen Aerzten, die jedoch ebenfalls Nein sagten. — Ferner ist bekannt, daß Weidig längere Zeit Ketten tragen mußte, weil er in verzweifelnder Hülflosigkeit die Mißhandlungen, die er angeblich erduldete, laut zum Fenster hinausgeschrieen hatte. Eben so allgemein kundig ist es, daß jeder Verkehr mit den Seinen dem Gefangenen abgeschnitten war; ja, als ihm einst gestattet wurde, sein Kind zu sehen, und seine Gattin vor der Gefängnißpforte stand, trieb man es so weit, daß man ihm nicht allein nicht gestattete, sie zu sehen, ihr ein Wort zu sagen, einen Liebesgruß zu bringen, sondern man versagte ihm sogar an's Fenster zu treten, um sich aus der Ferne an ihrem Anblicke zu erfreuen. Hierher gehören endlich noch die aktenmäßigen Beschwerden der Gefängnißärzte, auf welche wir später zurückkommen. Uebrigens müssen wir zusammentragen, was andere politische Gefangene über diesen Gegenstand ausgesagt, und finden in der That in den Vorlagen keinen Mangel an solchen Aussagen.

Zuerst erzählt uns ein solcher Gefangener, daß „sein Gefängniß 8 Schritte lang, 5 Schritte breit und mit einem kleinen, über 11 Fuß vom Boden entfernten Fensterchen versehen gewesen sei; die Wände, nur aus behauenen Steinen bestehend, verbreiteten eine eisige Kälte, das Ganze war mit einer feuch-

ten, dicken Moderluft angefüllt, in welche noch der sehr schlecht bedeckte Abtritt einen pestilenzialischen Gestank mischte. Das Bett und die Pantoffeln erregten durch Geruch und Aussehen Ekel. Zum Essen wurden Messer und Gabel, zum Lichte eine Lichtscheere nicht gegeben. Schreibzeug, Feuerzeug, Pfeife und Tabak u. s. w. wurden verweigert. Das Lesen war zwar gestattet, aber nur 2—3 Stunden täglich möglich, da die übrige Zeit tiefe Dämmerung in der Zelle herrschte. Durch den grellen Wechsel von Licht und Dunkel, indem nämlich das kleine Fensterchen nur an einem Punkte der gegenüberliegenden Wand wirkliche Helle verbreitete, sonst die Zelle dunkel blieb, litten die Augen, wurden blöde und krankhaft, durch die naßkalte Luft aber entstanden Brustschmerzen u. s. w."

An diese Schilderung des Aufenthaltes im Gefängnisse überhaupt schließen sich mehrere Angaben über die Handhabung der Disziplinargesetze. Ein anderer Gefangener erzählt, daß er den Gefangenwärter (Preuninger) um Herstellung seiner zerbrochenen Bettstelle gebeten habe. Dieser machte die Bettstelle, aber so in der Hast und so schlecht, daß das Holz zersplitterte, und die Bettstelle auf's Neue und ärger als früher zerbrach. Obgleich nun zwei Aktuarien die Sache in Augenschein nahmen und die Richtigkeit der Sachlage erkannten, behauptete der Gefangenwärter doch, der Angeklagte habe die neuen Schäden verschuldet; und als dieser ihn darob „einen Lügner" nannte, verurtheilte der Untersuchungsrichter den Angeklagten, „14 Tage lang eine schwere Kette zu tragen". Diese Kette wurde angelegt, und zwar falsch, d. h. auf eine Weise, daß der Gefangene die furchtbarsten Schmerzen an den Gelenken hatte. Er beklagte sich darüber beim Untersuchungsrichter und bat darum, daß ihm die Kette auf eine minder schmerzliche Art angelegt werden möge; dieser gab den kurzen Bescheid: „Wie's ist, so bleibt's!" Erst als der Gefangene hierauf den Arzt verlangte, ward ihm Hülfe, denn dieser verordnete, daß die Kette anders gelegt werden müsse. Derselbe Gefangene wollte später eine Klage gegen den Untersuchungsrichter an das Hofgericht richten, weil dieser ihm eine Anfrage über einen einzelnen Fall bei einem Advokaten verweigerte; der Untersuchungsrichter erklärte aber, „man könne nicht alle Skrupel zu Protokoll nehmen", drohte mit Strafen aller Art, und als der Gefangene auf seiner Klage beharrte, wurde dieselbe zwar nicht in die Akten genommen, aber der Untersuchungsrichter ließ ihm den Tisch,

den Stuhl und die Bettstelle nehmen, weil er Mißbrauch damit getrieben habe.

Wie es in den Verhören zuging, das lernen wir sowohl aus den Perhorrescenzgesuchen (Verwerfung des Untersuchungsrichters und Gesuch um einen andern) aller politischen Gefangenen, wie aus den Verhandlungen kennen, die diesen Gesuchen vorausgegangen sein sollen. „Ich lasse Sie schlagen, daß Sie an Gott verzweifeln.“ „Ich lasse Sie schlagen, daß Ihnen das Blut die Beine herunterläuft.“ „Ich lasse Sie schlagen, daß Sie sich vierzehn Tage nicht regen können.“ „Schlechter Mensch, unverschämter Bursche, Giftmischer, infamer Kerl, schändlicher Kerl, der durch Mord und Blutvergießen sein Glück machen wollte.“ — Das wird als Entgegnung erzählt auf das Verlangen der Angeklagten, diese oder jene Beschwerde gegen den Untersuchungsrichter zu Protokoll diktiren zu wollen. Und das Bewußtsein, daß dies keine bloßen Drohungen seien, sondern daß vielmehr die wirkliche Verhängung solcher Strafe dem Worte auf dem Fuße folgen könne — wie oft mag es Ursache gewesen sein, daß die gerechtesten, begründetsten Klagen verstummten! Wer Gefühl hat für Ehre und Manneswürde, der nur kann ermessen, welche Qual schon darin liegt, solche Drohungen schweigend und demüthig, hülf- und wehrlos annehmen zu müssen.

Wie mächtig das Band der Gewohnheit fesselt, wie unauflöslich es an die sonst gleichgültigsten Dinge schmieden kann, das ist fast Jedem bekannt, denn fast jeder Mensch hat eine sogenannte Leidenschaft. So fühlen wir denn auch, welche Qual es dem Gefangenen bereitet, wenn ihm das Rauchen, das Schnupfen u. dergl. verboten und entzogen wird. Und dies geschah oft so lange, bis Krankheit aus der Entbehrung hervorging und der Arzt einschritt und gewährte, was der Untersuchungsrichter versagte. Daß die geistige Nahrung, Bücher und selbst die heilige Schrift oft Monate lang verweigert wurden — finden wir in den Klagen aller Gefangenen ausgesprochen.

Die Sorgfalt für den Gesundheitszustand der politischen Gefangenen geht aus mehreren Aktenstücken hervor. Am 28. Mai 1836 z. B. fordert das Hofgericht auf erhobene Beschwerde Bericht über die Gesundheit des gefangenen Apothekers Trapp aus Friedberg; am 29. erklärt der Gefängnißarzt Dr. Stegmayer schriftlich zu den Akten: daß sich das Leiden verschlimmert habe und Spuren der Wassersucht sich zeigten. Aber erst am 14. Juli, also nach elf Wochen,

berichtet der Untersuchungsrichter zurück. Und was berichtet er? „Auch hat der Arzt in neuerer Zeit nicht das geringste Desiderium gestellt, nicht entfernt angezeigt, daß Trapp's Zustand leidender geworden sei." Am 20. Oktober bittet der Gefängnißarzt für den immer mehr Erkrankten um ein heizbares Krankenzimmer; der Untersuchungsrichter aber entscheidet: „Da kein solches Zimmer disponibel ist, kann man dem Antrage nicht entsprechen." Trapp hatte (so berichtet sein Vertheidiger, der Hofgerichtsadvokat Briel zu Darmstadt) keinen Geruchs- und Geschmackssinn mehr, hörte nur noch auf lautes Anrufen, sah auf dem einen Auge nichts mehr und hatte auf dem andern nur noch einen geringen Schein, trank täglich eine ganz außerordentliche Menge Wasser, sprach unzusammenhängend und verwirrt, weinte beständig, wenn er von seiner Familie sprach, ohne daß sein Auge noch Thränen hatte — da glaubte der Untersuchungsrichter noch an eine „simulirte Krankheit" und behandelte ihn als gesund.

Der Gefängnißarzt Medizinalrath Dr. Stegmayer sagt selbst in seinem Schreiben vom 15. März 1837 an den Kriminalrichter Hoffmann, „daß es bei seinen regelmäßigen Besuchen im Arresthause ihm nur dann vergönnt war, einen der politischen Gefangenen zu sehen, wenn derselbe einen solchen Besuch verlangte, oder der Kommissär ihn anordnete. Der Umstand, daß es selbst der Administrativ-Untersuchungskommission nur nach langen Kämpfen gelang, sich einen Weg in die Zellen der Gefangenen zu eröffnen, mußte es mir unrathsam machen, die Befugniß zu einem Handeln (nämlich zu öfterem und ungehemmterem Besuche) erzwingen zu wollen, dessen Unterlassen, soll man nicht ein verbrecherisches Heimlichhalten vorhandener Krankheiten — wie doch hier unstatthaft und unmöglich — supponiren, keinerlei wesentliche Interessen hätte gefährden dürfen." Ferner beschwert sich der Arzt darüber, daß er — ein vereideter Angestellter — die Gefangenen nie ohne Begleitung eines Aktuars habe besuchen dürfen, ja daß er Insulten von Seiten des Aktuars, wie selbst des Gefangenwärters, ausgesetzt gewesen sei, wenn er einen Gefangenen besuchen wollte. Er führt dies zur Erklärung der Thatsache an, „daß ich den Pfarrer Weidig in den letzten Wochen seines Lebens (also gerade, während er an der Gehirnentzündung litt) nicht gesehen und ihn nur ein Mal, etwa 5—6 Wochen vor seinem Hinscheiden, gesprochen habe." Damals litt Weidig an Brustbeschwerden. „Zu Ende des Besuches wollte er sich über seinen gedrückten Gemüths-

zustand, als muthmaßliche Ursache des Uebelbefindens, aussprechen, und sich darüber äußern, daß verschiedene Beschwerden gegen seinen Inquirenten unberücksichtigt geblieben seien, wurde aber vom Aktuar unterbrochen und darauf hingewiesen, daß solche Aeußerungen gegen mich nicht stattfinden dürften." Ueberhaupt will der Arzt bemerkt haben, daß der Gefangene „sich mit schwer unterdrückter Indignation oder Unwillen gegen die Verfügungen und das Verfahren seines Inquirenten zu äußern hätte wünschen mögen".

Vollenden wir die Darstellung der Behandlung der politischen Gefangenen durch die Erwähnung des aktenmäßigen Befundes der Weidig'schen Leiche. Man fand an der „äußern Seite des rechten Oberschenkels in der Nähe der Hüfte kleine oberflächliche, bereits vertrocknete Hautwunden; zwei dieser Wunden durchschnitten zeigten in der Tiefe namhafte Sugillationen." Diese Wunden rühren nach der Meinung der Gerichtsärzte her „von einem grellen und heftigen Zusammentreffen mit stumpfkantigen Körpern. Heftig mußte das Zusammentreffen sein, weil sonst keine so ausgeprägten Sugillationen sich gebildet haben könnten, welche nach dem Verheilen der äußern Wunde noch immer sichtbar blieben. Stumpfkantig mußten die verletzenden Körper gewesen sein, weil sonst nicht blos oberflächliche Hautwunden, sondern durchschneidende Verletzungen hervorgebracht worden sein mußten." Klarer über die Natur dieser Wunden ist die Meinung eines anderen hessischen Arztes und der medizinischen Fakultät zu Zürich in ihren abgedruckten Gutachten, welche beide vermuthen, diese Wunden „rührten von Stockschlägen her."

Und solcher Behandlung gegenüber will man behaupten, die Folter sei abgeschafft?! Nein, sie ist nur grausamer und unerträglicher geworden. Was aber sind die Ergebnisse dieser Behandlung? Die Untersuchungen in Hessen liefern deren drei: Trapp starb eines langsamen und elenden Todes im Kerker; der Student C. Minnigrode wurde wahnsinnig im Kerker; Weidig entleibte sich im Kerker. Wozu noch ein weiteres Wort neben solchen Thatsachen? Aber wir wollen nicht blos beschuldigen, sondern auch die rechtfertigenden Thatsachen aufnehmen, die vorliegen; und so schließen wir diesen Abschnitt mit einem Aufsatz der Großherz. Hess. Zeitung vom 4. März 1837. Er lautet: „Wenn dieser (nämlich der Advokat Reh zu Darmstadt, Weidig's Schwager) aber den Glauben ausspricht, sein Schwager habe den Selbstmord begangen „„in Folge eines Wahnsinns, der als Krankheit

vernachlässigt oder durch unerträgliche Qualen plötzlich hervorgerufen worden sei"", so müssen wir es den Gerichten überlassen, hierauf zu antworten, wenn sie es für angemessen halten. Wir wissen nur, daß wir uns vortrefflicher, durch ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Rechtskenntnisse gleich ausgezeichneter Gerichtshöfe erfreuen; daß jeder Gefangene unter ihrem Schutze steht, daß ihm nicht das mindeste Unrecht geschehe; daß er jeden Augenblick an die Gerichte reklamiren kann; daß aber Niemand Jahre lang ohne Ursache im Verhaft bleibt; daß eine ganz unparteiische Kommission von Gerichts- und Verwaltungsbeamten jeden Monat das Arresthaus besucht und jeden einzelnen Gefangenen fragt, ob er nichts zu klagen habe; daß namentlich die politischen Gefangenen sich der humansten Behandlung erfreuen; daß sie in gesunden, trockenen Zimmern mit anständigen Ameublement und guten Betten wohnen; daß man ihnen vortreffliche Kost (täglich Suppe, Gemüse und Fleisch, Abends Braten und Salat) verabreicht; daß man ihnen sogar Wein, Kaffee, Kuchen u. s. w. gestattet, wenn sie's kaufen oder ihre Freunde es ihnen senden; daß sie Lektüre (wissenschaftliche und unterhaltende), Licht u. s. w. erhalten, wenn sie sich dessen nicht durch unziemliches Betragen u. s. w. verlustig machen. Dies ist durch die glaubwürdigsten und ehrenhaftesten Männer, z. B. die die Gefangenen besuchenden Aerzte, verbürgt.

Wir kommen nun zum Ende des blutigen und ergreifenden Trauerspiels, welches vor uns abrollte. Das Ende ist des Verlaufes ganz würdig, es überbietet denselben sogar noch an Entsetzen. Aber die Forderungen, die Schönheits- und Sittlichkeitslehre an ein Trauerspiel machen, werden nicht befriedigt. Das Opfer verblutet auf die gräßlichste Weise vor unseren Augen und erregt in zweifacher Beziehung unsere schmerzlichste Theilnahme: wegen seines harten und unverdienten Geschickes und wegen der gänzlichen Ohnmacht, in welcher das von tausend moralischen Ketten gefesselte Opfer dasselbe erdulden muß. Aber der Anblick dieser Ketten gesellt auch Entrüstung zu der Theilnahme; wir sehen einen edlen, sittlich starken und ebenso kampffähigen als kampfbegierigen Menschen auf die unwürdigste Weise untergehen, den gemeinsten Kräften wehrlos unterthan und erliegend, und lauschen vergeblich nach dem Flügelschlag der ewigen Gerechtigkeit, der uns erhebt und versöhnt an der Stätte einer Blutthat. Ueber der Leiche, deren klaffende Wunden in zermalmendem Donnertone nach Gerechtigkeit rufen, fällt der Vorhang, und

Alles ist in tiefe, undurchdringliche Nacht gehüllt. Das geheime Gerichtsverfahren, überrascht von dem an's Tageslicht tretenden Ende dieses Schauerstückes, entzieht wenigstens schnell die Fäden und Triebfedern unserem Blicke, die jenes Ende herbeigeführt. Aber der Lenker unserer Schicksale dort oben ist kein schlechter Trauerspieldichter, wie wir sie unter den Menschen finden; ihn beleidigt die mangelnde Vollendung seines Werkes, und Menschenhand vermag es nicht, ihn zu hindern, daß er die Gerechtigkeit mahnt, ihre versöhnende und erhebende Pflicht zu erfüllen. Andachtsvoll und mit freudiger Zuversicht blicken wir zu ihm hinauf, wenn wir erkennen, wie er mit allmächtiger Hand den Schleier der Heimlichkeit zerreißt und seinen Blitz schleudert in die greuelvolle Nacht eines Verfahrens, das den Namen „Recht!" verhöhnt. Mit dem Kundwerden dessen, was geschehen, ist der Gerechtigkeit die Bahn geöffnet; ihr endlich genug zu thun, ist nothwendig, ist unvermeidlich geworden. Denn sollte man nun nicht die ganze volle Wahrheit aufdecken und die zu lange versäumte Strafe wälzen auf das Haupt der Schuldigen, so verwaltet die öffentliche Meinung schonungslos ihr Amt, und sie verdammt dann mehr als das geheime Verfahren. So besprechen wir denn

Weidig's Tod.

Am 23. Februar 1837, Morgens 7½ Uhr, kam der Gefangenwärter Preuninger in Weidig's Zelle und fand dieselbe voll Blutspuren, den Gefangenen mit gefalteten Händen im Bette ausgestreckt und im Blute schwimmend. Preuninger holte den Untersuchungsrichter, der mit dem Hofgerichtsassessor Weber und dem Aktuar Scharrmann sofort den Thatbestand in Augenschein nahm. Schlag 8 Uhr betraten sie die Zelle, fanden, was Preuninger gemeldet, entdeckten aber auch „Blutspuren" am Halse, der mit einer Binde umwunden war. Weidig lebte noch, denn sein „Bauch hob und senkte sich bei den Athemzügen." Alle verließen hierauf die Zelle und ließen — es ist unglaublich — den schwer Verwundeten volle 2 Stunden ohne Aufsicht, ohne Hülfe, ohne irgend einen Rettungsversuch liegen. Um 10 Uhr kamen die Aerzte Dr. Graff und Dr. Stegmayer, nebst dem Wundarzte Frenniard und dem Gerichtspersonal, in die Zelle zurück, nur der Untersuchungsrichter war nicht dabei, da er es „für alle Fälle geeignet hielt, die Aufnahme des Thatbestandes dem

Assessor Weber zu übertragen. Man fand den Gefangenen nun auf der rechten Seite liegend, seine früher entblößten Beine waren mit dem Bette bedeckt, statt der früheren „Blutspuren“ am Halse fand man eine „vier Zoll große, weit von einander klaffende Wunde, so tief, daß die Luftröhre oberhalb des Kehlkopfes bis auf die hintere Wand des Schlundes gänzlich durchschnitten war“. Die weißleinene Halsbinde, in der Mitte noch mit frischem Blute befleckt, lag am Kopfende des Bettes am Boden. Ferner fand sich am linken Arm, nahe am Handgelenk, ein Schnitt von 1 1/2 Zoll Länge, an derselben Stelle der rechten Hand ein Schnitt von 2 Zoll Länge, aus welchem sich noch schwarzes Blut ergoß; eine weit von einander klaffende Wunde an dem linken Fuße unterhalb des Knöchels; ein 2 Zoll langer Schnitt am rechten Fuße unterhalb des innern Knöchels. Endlich zeigten sich jene kleinen im vorigen Abschnitte bereits erwähnten Wunden am rechten Oberschenkel. — „Der Puls war nirgends mehr zu fühlen, und der Verwundete verschied, während das Protokoll niedergeschrieben wurde. Neben dem Gefangenen im Bette fand man eine große Glasscherbe, von der zerbrochenen Wasserflasche herrührend, deren übrige Scherben sich ebenfalls im Gefängnisse vorfanden; ebenso fanden sich die Scherben einer zerbrochenen Medizinflasche. Das ganze Gefängniß war voller Blutspuren, in welchem die Fußtapfen des Verschiedenen abgedrückt waren und zeigten, daß derselbe mit seinen Wunden noch hin- und hergegangen sein mußte, und zwar theils mit nackten Füßen, theils mit den Socken bekleidet. Rings an den Wänden waren ebenfalls Blutspuren, die einen unbestimmetn Ausdruck blutiger Finger erkennen zu lassen schienen.“ An der östlichen Gefängnißwand endlich fand sich die schwer zu entziffernde, wahrscheinlich mit dem in Blut getauchten Finger geschriebene Schrift:

Da mir der — —
Feind jede Vertheidigung — —
versagt, so wähle ich einen — —
schimpfln. Tod — —
von — —
freien Stücken.

F. L. W.

Diese Schrift wurde — und das ist sehr wichtig — schon um 8 Uhr vom Aktuar entdeckt und theilweise entziffert.

Aus dem so befundenen Thatbestande nun schließen die Gerichtsärzte wie folgt: „Was die Entstehung der sämmtlichen Verletzungen anlangt, so konnten dieselben insgesammt nur durch ein scharfes, schneidendes Instrument hervorgebracht worden sein. Erwägt man, daß eine große Glasscherbe im Bette neben dem Verwundeten gefunden wurde, nimmt man ferner an, daß eine an der Wand vorgefundene, mit Blut geschriebene Bemerkung, welche den Vorsatz des Selbstmordes aussprach von der Hand des Inquisiten herrührte, und setzt man alles dies in Verbindung mit der Lage desselben und seinen trüben Aussichten in die Zukunft, so wird es kaum zweifelhaft erscheinen können — zumal bei Abwesenheit eines jeden anderweitigen gewaltsamen Angriffs von Außen — daß lediglich der Inquisit selbst aus eigenem Antriebe vermittelst der vorgefundenen Glasscherbe die Wunden sich selbst beigebracht habe."

Später erklären die beiden Gerichtsärzte in zwei verschiedenen, zum Zwecke der eingeleiteten Untersuchung über den Tod Weidig's eingeforderten Gutachten, „daß die Hand- und Fußwunden nicht lebensgefährlich gewesen seien und bei rechtzeitiger Hülfe durch geschickte Behandlung deren Folgen hätten beseitigt werden können"; daß die „große Halswunde nicht das Werk eines einzigen Schnittes gewesen sei, sondern einer langsamen, wiederholten, unsicher und in verschiedener Richtung ausgeführten Metzelei," daß endlich „mit einem Grade von Gewißheit, der durchaus keinen Widerspruch zuläßt", angenommen werden müsse, daß die Halswunde aus einer ganzen Reihe von Gründen zur Zeit der ersten Besichtigung „noch lange nicht vollendet war", woraus folgt, daß — selbst wenn die Halswunde begonnen hatte — „die Wunden sämmtlich und vielleicht gegen den Willen des Vulneraten (Verwundeten) wieder völlig geheilt werden konnten." Nach diesen Gutachten beurtheile man nun, welche entsetzliche Verantwortlichkeit die Vernachlässigung des Verwundeten während voller 2 Stunden auf das Gewissen Derer wälzt, die sie verschuldeten.

Die Untersuchung über den Tod Weidig's selbst und dessen Ursachen ist — soweit sie hier aktenmäßig vorliegt — so lückenhaft und mangelhaft, daß man nicht allein die berühmte „Gründlichkeit" des geheimen Verfahrens darin vermißt, sondern sogar die Sorgfalt, die das Gericht sich am Ende selbst schuldig war. Zunächst liefert des Untersuchungsrichters Vertheidigung — oder Erklärung seiner Handlungsweise — ein so verworrenes Gemisch sich wild durchkreuzender Gedanken,

ein so entschieden ungenügendes Eingehen auf die Sache selbst, und dagegen eine so unzulässige Einmischung anderer Dinge, daß man in der That nicht begreift, wie dieses Aktenstück dem Gerichte genügen konnte. — Ferner wird zwar klar, daß Weidig 2 Stunden ohne Aufsicht und Hülfe blieb, aber ob seine Zelle und der dazu gehörige Vorsaal in dieser Zeit verschlossen und von Niemand betreten ward, darüber fehlt jede Auskunft. Diese war aber um so wichtiger und dringender, als der Gefangenwärter Wolf bei seiner Vernehmung aussagt: „Preuninger habe etwa gegen 10 Uhr auf dem Gange Blutflecken beim Auftreten mit seinen Sohlen zurückgelassen.“ Woher kamen diese? War er in Weidig's Zelle gewesen? Weshalb? Daß er bei der Aufnahme des Thatbestandes gegenwärtig war, davon sagen die Akten kein Wort. — Die Blutschrift selbst ist ein dunkles Räthsel; man hat gar nicht untersucht, ob dieselbe von Weidig's Hand war, und zwei Umstände lassen dies bezweifeln: Um halb 8 Uhr ist es am 23. Februar noch nicht hell, am wenigsten in einer Zelle, wo es um 10 Uhr noch zu dunkel war, um die ärztliche Besichtigung vollständig vorzunehmen; Weidig mußte also die Schrift in tiefster Finsterniß schreiben. Hätte man das ihr nicht anmerken und in's Protokall eintragen müssen? Dann konnte die Schrift auch erst nach Oeffnung der Arterien begonnen sein und erforderte lange Zeit; an der Stelle, wo sie stand, mußte also eine sehr große Blutlache liegen — das Protokoll beschreibt uns alle Blutspuren einzeln, von dieser sagt es nichts. Die Blutspuren zeigen den Abdruck der nackten, wie der mit Socken bekleideten Füße des Gefangenen, sowie rings an den Wänden den Abdruck blutiger Finger: die Verblutung aber erfolgt am sichersten und leichtesten in einem hohen Wärmegrad, am leichtesten im warmen Bade; das konnte Weidig nicht fremd sein. Warum hätte er das warme Bett verlassen, die Verblutung hemmen, seine Schmerzen vergrößern sollen? Warum in dem ihm so bekannten Gefängnisse mit den Fingern an allen Wänden herumtappen sollen? Denkt man dabei nicht unwillkürlich an eine äußere Gewalt, die ihn zu diesen Bewegungen zwang, und mit der er gerungen?

Diese und eine ganze Reihe anderer Fragen stellen sich zwei andere ärztliche Gutachten. Das erste, von einem hessischen Arzte, fragt: „Ist die große Halswunde Weidig von fremder Hand beigebracht worden?“ Es antwortet: „die Gerichtsärzte haben ganz Recht, wenn sie be-

haupten, die Wunden an Händen und Füßen mußten geraume Zeit vor der Halswunde vorhanden sein. Die Verblutung mußte also erfolgen und eine starre Ohnmacht herbeiführen. War diese aber (um 8 Uhr) eingetreten, so war es unmöglich, daß Weidig sich wieder so weit erholte, um seine Halsbinde abzunehmen, sie hinter das Bett zu werfen und mit der Glasscheibe selbst die Metzelei zu vollführen, die man am Halse fand. Denn kehrte auch das Leben — gegen alle Erfahrung — bis zu einem gewissen Grade wieder, so wurde in dem Augenblick die Verblutung stärker und die Ohnmacht mußte wieder eintreten. Hinsichtlich der Glasscherbe kann man nur annehmen, daß dieselbe von fremder Hand an die Stelle im Bette gelegt wurde, wo man sie fand. Denn es ist eine bekannte Thatsache, daß demjenigen, der sich den Hals so tief durchschneidet, wie es bei Weidig der Fall war, das Instrument entfällt, weil Bewußtlosigkeit auf der Stelle eintritt. — — Nach diesen, auf Grundsätzen der Wissenschaft und Erfahrung beruhenden Prämissen ist nicht zu widerlegen, daß die bei Pfarrer Dr. Weidig vorgefundene große Schnittwunde am Halse demselben von fremder Hand beigebracht worden sei." Soweit dieser Auszug.

Die medizinische Fakultät zu Zürich stellt sich die Fragen: „Hat Weidig sich alle Wunden und jede einzelne in ihrer ganzen Ausdehnung selbst beigebracht? In welchem Verhältnisse steht die gänzliche Vernachlässigung und Hülflosigkeit des Verwundeten zu seinem Tode? In welchem Verhältnisse steht seine Behandlung im Kerker zu dem scheinbaren oder wirklichen Selbstmorde?" Sie antwortet darauf einstimmig, nachdem sie — wie das vorige Gutachten — die Unmöglichkeit des Wiedererwachens aus der Ohnmacht erörtert, „man habe zu wenig Rücksicht auf das von Weidig gebrauchte Instrument und sein Verhältniß zur Halswunde selbst genommen. So unwahrscheinlich es ist, daß der sehr Geschwächte sich die Halswunde mit einer Glasscherbe selbst beigebracht, eben so unwahrscheinlich ist es, daß die Muskeln und der Kehldeckel mit einer Glasscherbe überhaupt durchschnitten wurden, daß sie aber, wie das gerichtsärztliche Gutachten sagt: rein abgeschnitten waren, ist unmöglich." (Die Fakultätsmitglieder versuchten mit gewählten Scherben, sorgsamster Vorbereitung und ruhigster Ueberlegung an zwei Leichen einen ähnlichen Schnitt und konnten ihn nicht ermöglichen, obgleich sie solche Kraft darauf verwandten, daß beim Ausfahren die Scherbe in die Schulter bis auf den Knochen hineinfuhr).

„Es ist — so lautet der Schluß der wissenschaftlichen Erörterung — weder gewiß noch wahrscheinlich, daß Weidig die Halswunde in ihrer ganzen Ausdehnung sich selbst beigebracht habe." Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erörtert die Fakultät die beiden anderen Fragen und antwortet auf die zweite: „es ist höchst wahrscheinlich, daß die gänzliche Vernachlässigung und Hülflosigkeit des Verwundeten seinen Tod wenn nicht herbeigeführt, doch wesentlich befördert habe;" und auf die dritte: „aus der aktenmäßigen Darstellung geht hervor, daß der scheinbar oder wirklich beabsichtigte Selbstmord Weidig's hauptsächlich veranlaßt worden ist durch die ihm zu Theil gewordene Behandlung, insbesondere durch Verhinderung der regelmäßigen Besuche des Arztes, mittelst welcher allein die Möglichkeit gegeben war, die gefährliche Gehirnkrankheit rechtzeitig zu erkennen und zu heilen."

Hiermit schließen wir den Bericht über ein Ereigniß, das in seinem ganzen Verlaufe mehr an die finsteren Zeiten roher Barbarei als an unser Jahrhundert erinnert. Die deutsche Presse wird ihre Pflicht erkennen, zu thun, was sie kann, damit das Ausland, welches diese fürchterliche Geschichte gewiß in den krassesten Entstellungen betrachten wird, gewahre, daß wir jede Kraft setzen an die Erforschung der Wahrheit. Dank sei es dem Geiste unserer Zeit! die öffentliche Meinung ist stark genug, von den Betheiligten, den schwer Beschuldigten sich jetzt eine offene gerade Darlegung des Sachverhaltes zu erzwingen; mit Redensarten von „Skandal, verwerflichster Tendenz und Schmähschriften" ist es hier nicht gethan. Möchte diese Darstellung zur Ehre des deutschen Namens, zur Ehre der Menschlichkeit, zur Ehre des Rechtes und der Gerechtigkeit bald und vollständig erfolgen. Widerlegt sie die vorstehenden Angaben, wir wollen sie auf's Freudigste begrüßen und jubelnd zu ihrer Verbreitung beitragen.*)

---

*) Eine Wiederlegung ist niemals erfolgt.

W. L.

Robert Blum.

Eine biographische Skizze.

Zweiter Theil: 1848.

Stand bisher für uns die Person Robert Blum's im Vordergrund, so treten jetzt die Ereignisse in den Vordergrund.

Wir stehen vor „1848", dem „tollen Jahr".

„Toll" oder nicht „toll", es war ein epochemachendes Jahr, ein Jahr der „Weltwende", wenn auch nicht einer so gründlichen wie 1789, — und auch die „Tollheit" will studirt sein, bietet sogar der Wissenschaft bekanntlich tiefere Einblicke als der normale Geisteszustand. Und es gibt eine Tollheit, die nur hochgesteigerte Geistesthätigkeit ist.

Das Jahr 1848 ist nicht vom Monde heruntergefallen, es schließt sich naturgemäß und in aller Ordnung den Jahren 1847, 1846 und so weiter an, und die Ereignisse des Jahres 1848 sind ebenfalls nicht vom Monde gefallen, wie man nach den Aeußerungen gewisser Leute vermeinen sollte, sondern ganz naturgemäß und in aller Ordnung organisch aus den Verhältnissen herausgewachsen, und schließen sich fest und organisch an die Ereignisse der vorhergehenden Jahre an.

Daß es „nicht mehr lang so fortgehen könne", war in der vorachtundvierziger Zeit allgemeiner Glaube und allgemeine Rede. Das alte Europa der Wiener Kongreßakte war recht alt und gichtbrüchig geworden. Man brauchte keinen außerordentlichen Scharfblick zu besitzen, um auf dem Antlitz die facies Hippocratica, das Hippokratische Todesgesicht zu erkennen.

Es wackelte und knackte in allen Fugen.

Louis Philippe, der „große Bürgerkönig" in Frankreich, welcher der Welt viele Jahre lang als ein unvergleichlicher und unfehlbarer Staatsmann gegolten hatte, verrieth durch

gar manche Unterlassungs- und Begehungssünde, daß entweder das Bewußtsein der Sicherheit oder die Sicherheit des Bewußtseins ihm abhanden gekommen war: sein Prestige nahm zusehends ab, und die schamlose Korruption, welche er, theils aus Neigung, theils aus Berechnung, systematisch gepflegt hatte, wurde in skandalösen Prozessen enthüllt, welche das moralische Prestige der Julimonarchie vollständig zerstörten. Die Oppositionselemente, — in Frankreich stets mit der Revolution im Hintergrunde — wurden von Tag zu Tag stärker und kühner, und Jedem, der die Bewegung genauer verfolgte und mit der französischen Geschichte und dem Nationalcharakter des heißblütigen, in der europäischen Staatenuhr die „ewige Unruhe" darstellenden Volks irgend vertraut war, mußte die Ueberzeugung sich aufdrängen, daß eine Katastrophe herannahte.

Es gährte überall. Und krachte an verschiedenen Orten „von unten auf".

In der Schweiz die „Freischaarenzüge" — bewaffnete Proteste der Demokratie gegen die Jesuitenwirthschaft — erfolglos, wenigstens ohne unmittelbaren Erfolg, jedoch Größeres andeutend und vorbereitend. Ein vielversprechendes Vorspiel.

Und aus Polen kam aufregende Kunde im Winter 1845/6. Der „nationale Paria Europa's", die „blutige Völkerleiche", sie bewegte sich in ihrem Grab, zerbrach den Sarg und rief in die Welt hinaus ihren Protest gegen das Unrecht, das nie verjährt.

Das heutige Geschlecht hat keine Ahnung davon, mit welcher begeisterungsvollen Sympathie Polen und das polnische Volk in den 30er und 40er Jahren von der gesammten deutschen Nation, die erklärten Reaktionäre natürlich abgerechnet, betrachtet wurde. Der Sinn für Recht und Unrecht war damals noch nicht so abgestumpft, wie in unserer „realpolitischen" Zeit; die Versuche der Polen, wieder zu nationaler Selbstständigkeit zu gelangen, wurden jubelnd begrüßt, und wo Gerechtigkeitssinn und Mitgefühl nicht sprachen, da lehrte der Instinkt, daß die Wiederherstellung Polens, als einer Vormauer gegen das halbbarbarische, despotische, eroberungslustige Rußland, das seinen kalten Schatten ertödtend über Deutschland warf, in unserem nationalen Interesse lag, und darum von jedem patriotischen Deutschen erstrebt werden mußte. Der Trauerzug der polnischen Flüchtlinge nach Niederwerfung der Revolution von 1830/1 ge-

staltete sich in Deutschland zu einem wahren Triumphzug, zu der großartigsten nationalen Demonstration, zu der — wir schreiben es mit vollem Bedacht — unser Volk sich vielleicht jemals im Laufe der neueren Zeit erhoben hat. — —

Und nun erschallte von Neuem das Jeszce Polska nie zgienela: Noch ist Polen nicht verloren, von polnischem Mund gesungen aus dem Herzen Polens heraus nach Deutschland.

Die neue Schilderhebung hatte das halb unabhängig gebliebene Krakau zu ihrem Mittelpunkt, aber das ganze altpolnische Gebiet war von den „Verschwörern" unterwühlt, und die drei bedrohten Regierungen: die preußische, österreichische und russische vergaßen alle Differenzen und schritten gemeinsam ein. Krakau, wo der kühne Tyssowsky auf kurze Zeit die Fahne Polens, den „weißen Adler im rothen Feld", siegreich aufgepflanzt hatte, wurde rasch bezwungen und in Uebereinstimmung mit den beiden nordischen Mächten von Oesterreich annektirt, trotz der — nicht sehr ernstlichen — Einwendungen Frankreichs und Englands. In Russisch-Polen wurde das in Permanenz erklärte Schreckensregiment noch etwas verschärft. Die preußischen Gefängnisse füllten sich mit Hochverräthern, deren Prozeß — Mieroslawski und Genossen — einen so mächtigen Widerhall in dem Herzen des Volks fand, daß zu Berlin in der Siegesfreude des 18. März der erste Gedanke war: die wegen jener Schilderhebung vom preußischen Staatsgerichtshof verurtheilten Polen zu befreien. Und Oesterreich ging noch gründlicher zu Werke als seine zwei Mitbetheiligten und Verbündeten: gegen die nationale Revolution spielte es die soziale Revolution aus. Die polnische Bewegung — und das war von jeher ihre Achillesferse — war wesentlich eine Bewegung der herrschenden Klasse: des polnischen Adels. Der Bauer, von den adligen Grundbesitzern in Leibeigenschaft und überhaupt in der elendesten Lage gehalten, konnte sich nicht für eine Sache enthusiasmiren die ihm schon deshalb verdächtig sein mußte, weil sein Peiniger und Unterdrücker sie befürwortete. Zwar hatten die Rebellen von 1845/6 durch ein Dekret, welches die Aufhebung der Leibeigenschaft und die bürgerliche Gleichstellung aller Klassen und Stände bestimmte, die Unterstützung der Bauern zu gewinnen gesucht, sie hatten jedoch, infolge der raschen Unterdrückung des Aufstandes, keine Zeit, die Aufrichtigkeit ihrer Versprechungen zu beweisen, und so fanden denn die Agenten der österreichischen Regierung, welche die galizischen Bauern zu einem Bauernkrieg

im schlimmsten Sinne des Worts aufforderten, nur zu gutes Gehör, und es begann eine Metzelei, deren furchtbare Einzelheiten Europa mit Schauder erfüllten. Die Schlösser wurden verwüstet und niedergebrannt, die adligen Gutsbesitzer gejagt wie wilde Thiere und unter den grausigsten Martern erschlagen, verbrannt, gespießt. Und die Anführer bezogen aus der Wiener Staatskanzlei einen regelmäßigen Sold für diese Blutthat. Die amtlichen Rechnungen und Quittungen sind seiner Zeit veröffentlicht worden. Der Mann aber, welcher dieses sozialistisch-revolutionäre Bauernspiel in Szene setzte, war Niemand anders als Fürst Metternich, der Grundpfeiler des Ordnungsprinzips, der diplomatische Sankt Georg, dessen angebliche Hauptmission seit 30 Jahren der Kampf gegen den Drachen der Revolution war.

Robert Blum nahm lebhaften Antheil an jenen Vorgängen. Sein Sohn schreibt darüber*):

„Eine letzte Heldenthat der Reaktion, welche die Gemüther damals (1846) lebhaft bewegte, wurde von Blum besonders tief empfunden: die Ausweisung sämmtlicher Polen aus Sachsen. Von dem ersten Augenblick an, wo Robert Blum sich um öffentliche Dinge kümmerte, trug er eine schwärmerische Sympathie für Polen, dessen tragisches Geschick und exilirte Bewohner im Busen. Kein Wunder, da die wirklich heldenmüthige Erhebung Polens um (!) 1830 mit dem ersten Erwachen der politischen Naturtriebe (sic!) Blums zusammenfiel. Er hat die Niederlage dieser Revolution poetisch gefeiert und betrauert wie einen Weltuntergang. Auch zu der traurigsten und undramatischsten seiner Tragödien hatte ein polnischer Stoff, Koszíusko, herhalten müssen. Seit dieser Zeit war Blum den Polen so kritiklos treu geblieben, wie einer ersten Liebe. Von der heillosen polnischen Wirthschaft der letzten Jahrzehnte des Polenreichs, welche uns Heutigen die Theilung des Landes nicht blos als eine reich verdiente Strafe des Weltgerichts, sondern als eine einfache politische Nothwendigkeit für den Frieden Europas (!) erscheinen läßt, hatte Blum, wie die meisten seiner Zeitgenossen, kaum eine Ahnung; ebensowenig dachte er daran, was die Forderung einer Wiederherstellung des Polenreichs für unsere deutschen Ostmarken bedeute! Daß Professor Wuttke, ein trefflicher Polenfeind, Blum über diese Dinge nachdrücklich

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 234 f.

und immer wieder zu belehren suchte, war der Hauptgrund, weshalb Blum diesen Professor immer mit tiefstem Mißtrauen betrachtete, so oft und so lang auch ihre politische Bahn zusammenging. Längst hatte Blums polnische Liebe übrigens aufgehört, sich mit der platonischen Form lyrischer und dramatischer Makulaturpoesie zu begnügen. Schon in der Mitte der 30er Jahre wußten die flüchtigen Polen, die durch Leipzig kamen, wohl, daß sie nirgends ihr gesuchtes und steckbrieflich prämiirtes (!) Haupt sicherer bargen, als in dem schmalen Bett, unter dem einfachen Dach des Leipziger Theatersekretairs. Wiederholt schreibt Blum im Jahre 1839 triumphirend an die Braut, daß er wieder einem edlen, arg gehetzten polnischen Wild durchgeholfen habe, auf dessen Kopf ein Blutlohn gesetzt sei, der einen Verräther reich machen könne. Dasselbe sichere Asyl stand allen Polen unter Blums eigenem Dache in den 40er Jahren offen. Seit 1845 hatte er sich aber in noch tiefere Geheimnisse eingelassen. Er wußte darum, daß in Posen und Galizien 1846 polnische Aufstände ausbrechen sollten. Durch seine Hand gingen in Gestalt von Klavieren u. s. w. nicht unerhebliche Waffensendungen an die Zentren der künftigen Erhebung ab. Er selbst schmiedete und feilte in stillen Nächten den Schlüssel, mit dem die Citadelle von Krakau in polnische Hände gespielt werden sollte. Deshalb war er vor allen Anderen betroffen und tief gebeugt, als diese Aufstände mißlangen, Sachsen alle Polen auswies und im Februar 1846 den flüchtigen Diktator von Krakau, Tyssowsky, in Dresden verhaftete und an Oesterreich auslieferte. Hier ist dieser polnischen Schwächen Blums nur deshalb eingehend Erwähnung geschehen, weil sie ihm später noch im Frankfurter Parlament besonders verhängnißvoll werden sollten."

Wir haben diese Stelle ganz mitgetheilt, weil sie die bemitleidenswerthe Unfähigkeit des Sohnes, den Vater zu verstehen, so recht drastisch enthüllt. Herr Hans Blum, der sein dickes, 580 Seiten langes Buch, in dem nur das von Werth ist, was er nicht geschrieben, einzig und allein zu dem Zwecke verfaßt hat, der Welt zu zeigen, daß Robert Blum im Grunde genommen eigentlich nur ein Hans Blum gewesen sei, wirft hier, ohne es zu wollen, mit wahrhaft genialem Ungeschick seine ganze Theorie über den Haufen und zeigt uns, daß Robert Blum in Wirklichkeit der Mann der That war, den das Volk in ihm verehrt hat und noch ver-

ehrt — das absolute Gegentheil von einem „Heutigen“ à la Hans Blum, der in Worten die Freiheit feiert, in seinen Handlungen sie verräth. „Die polnischen Schwächen“ Robert Blums! Das Mitgefühl für ein schmachvoll behandeltes Volk, der Haß gegen die Unterdrücker, die werkthätige Hilfe, den Unterdrückten geleistet — das sind „polnische Schwächen“! Und im Frankfurter Parlament sollen sie Robert Blum verhängnißvoll geworden sein! Unvergänglichen Ruhm haben sie ihm gebracht! Das Eintreten Blums für die Polen im Frankfurter Parlament war vielleicht seine bedeutsamste, jedenfalls seine ehrenvollste parlamentarische That. Und obendrein — mit Erlaubniß des Herrn Hans Blum — eine ächt patriotische That!

Freilich, die „Heutigen“ sind so klug und weise, sie wissen, was der naive Robert Blum mit seinem einfältigen „politischen Naturtrieb“ — der Sohn scheint seinen Vater in einem „besonders verhängnißvollen“ Anfall von kindlicher Liebe zu einem politischen Naturburschen machen zu wollen — sie wissen, was Robert Blum und die übrigen „kritiklosen“ Schwärmer für Polen allerdings nicht gewußt haben, daß die Theilung Polens „eine wohlverdiente Strafe des Weltgerichts“ und „für Deutschland ein Segen“ war. Daß die politische Zerrüttung, für welche das „Weltgericht“ die Theilung verhängt haben soll, in Polen um kein Haar breit schlimmer war als in Deutschland, das genirt die braven „Heutigen“ nicht, ebensowenig wie die Thatsache sie genirt, daß der unheilvolle Einfluß Rußlands auf Westeuropa und speziell auf Deutschland erst mit der Theilung Polens beginnt, und daß gerade „unsere deutschen Ostmarken“, von denen Herr Hans Blum spricht, durch Rußland, das infolge der Theilung Polens unser Grenznachbar ward, zu Grunde gerichtet worden sind und sich, so lange das heutige Rußland besteht, auch nicht erholen werden.

Ja, Robert Blum war so einfältig, statt an die Nothwendigkeit der Theilung, an die Nothwendigkeit der Wiederherstellung Polens zu glauben, und ist „den Polen so kritiklos treu geblieben, wie einer ersten Liebe“. In der That ein entsetzliches Verbrechen, „einer ersten Liebe treu zu bleiben“ und mit politischen Anschauungen und Grundsätzen einen lächerlichen Kultus zu treiben, statt sie zu wechseln, wie man das Hemd und die Strümpfe wechselt! Herr Hans Blum, weiland Studiosus der Menschenrechte und später Studiosus

der Bauchrutscherei und des Bismarckkultus ist über derartige „Schwächen" allerdings thurmhoch erhaben.

Im Jahre 1846 trat noch ein anderes Ereigniß ein, welches elektrisirend wirkte, den oppositionellen Bestrebungen Nahrung verlieh und die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge kräftigte. Es war dies die Staatsumwälzung im Canton Genf. Die Schweiz war schon seit Langem durch den Klosterstreit und die Jesuitenfrage beunruhigt worden. Die konservative Regierung des Cantons Genf, obgleich aus eingefleischten Protestanten (Calvinisten) zusammengesetzt, stellte sich, der entschieden liberalen Volksströmung Trotz bietend, auf Seiten der Jesuiten. Es kam zu tumultarischen Kundgebungen, die indeß ohne praktisches Resultat blieben. Plötzlich wird Europa durch eine Nachricht überrascht, in Genf habe eine Revolution stattgefunden: in kleinerem Maßstabe eine ganz richtige Pariser Revolution. Am 5. Oktober 1846 hatten die Radikalen eine große Volksversammlung gehalten, welche der Regierung feindliche Beschlüsse faßte. Die Regierung kümmerte sich nicht darum: diesmal war es aber ernst — die Vorstadt Saint Gervais, welche in Genf ungefähr dieselbe Rolle spielt wie weiland das Faubourg Saint-Antoine in Paris, erhob sich in Waffen, es kam zum Kampf, die Demokraten, geführt von James Fazy, bekamen die Oberhand und am 9. Oktober 1846 wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, die auf Grund des allgemeinen und direkten Stimmrechts Wahlen für eine konstituirende Versammlung anordnete.

James Fazy's Name war damals in aller Munde — er wurde als idealer Volksmann und Freiheitsheld gefeiert — von seinen zweideutigen Beziehungen zu der Familie der Bonaparte's wußte man noch nichts. Sie wurden meist auch erst später angeknüpft. Genug hier, daß sie nach Ende des Jahres 1848, wo der Neffe des Onkels in Frankreich ans Ruder gelangte, die politische Laufbahn Fazy's wesentlich zu bestimmen anfingen, und leider nicht in einer Weise, die seinem Charakter zur Ehre gereicht. —

Inzwischen waren die Dinge auch an einem Punkte in Fluß gekommen, der seiner Unbeweglichkeit wegen sonst sprichwörtlich ist: in Rom, am Sitze des Papstthums. Anfangs Juni 1846 war Papst Gregor der Sechzehnte gestorben, und am 16. Juni des genannten Jahres hatte das heilige Conclave der Cardinäle den Grafen Giovanni Maria Mastai-Feretti, unter dem Namen Pius der Neunte — italienisch

Pio Nono — gewählt. Graf Mastai-Feretti stand im Rufe der Freisinnigkeit. Und der Papst strafte den Ruf des Grafen nicht Lügen. Das Unglaubliche war Wirklichkeit geworden: ein freisinniger Papst! Die grellste contradictio in adjecto*) Wunder über Wunder. Der Fels Petri hatte sich in Bewegung gesetzt, wie der Wald von Dunsinane.**) Wirklich? Für den Augenblick ja — wenigstens war an der Bewegung nicht zu zweifeln.

Das italienische Volk schwamm in einem Meer von Wonne: gewiß eine neue Aera brach an. Die nationalen Hoffnungen fanden endlich sicheren Ankergrund.

Der junge Papst fühlte sich wohl in der Popularitätsluft, die für die meisten Leute ebenso angenehm zu athmen, als sie berauschend und vergänglich ist.

War es ihm ernst mit dem Liberalismus? War er Illusionär, oder Betrüger? Letzteres keinenfalls, wenigstens nicht in der scharfen Bedeutung des Worts. Ersteres aber auch nicht — ohne Einschränkungen. Mit dem Entweder Oder kommt man bei der Beurtheilung von Menschen nicht weit. Das: „Entweder Schurke oder Dummkopf," das von den jugendlichen Kraftgenies in allen Tonarten variirt wird, und oft von zwingender Logik scheint, paßt leider nicht auf das Leben, in welchem ungemischte Charaktere durch Abwesenheit glänzen, und die verschiedensten Eigenschaften und Motive bei denselben Personen sich miteinander vermengen, einander durchkreuzen. Wäre es nicht so und gäbe es auf Erden bloß Engel auf der einen und Teufel auf der anderen Seite, dann wäre es ja entsetzlich langweilig. So ist glücklicherweise in jedem Individuum eine Portion von Engelei und von Teufelei; die Zweiseelentheorie ist durchaus keine Albernheit, nur gilt sie nicht bloß von einigen bevorzugten Geistern, sondern auch von Krethi und Plethi; der Besitz zweier Seelen ist kein aristokratisches Privileg — es ist ein demokratisches Menschenrecht, und die meisten Menschen gestatten sich sogar den Luxus noch einer oder mehrerer Extraseelen. Es steckt eine tiefe Wahrheit und Lebensweisheit in dem prächtigen Volkslied:

A bissele Lieb und a bissele Treu
Und a bissele Falschheit ist allweil dabei.

Ein Bischen mehr oder weniger.

---

*) Widerspruch zwischen Haupt- und Eigenschaftswort.
**) In Shakespeare's Macbeth.

Das Verslein läßt sich mutatis mutandis (mit den nöthigen Abänderungen) auch für das öffentliche Leben als Motto gebrauchen — sogut wie für das heimliche Herzensleben.

Pio Nono war weder ein bewußter Betrüger, noch war er ein naiver Schwärmer. Genug — die Popularität behagte ihm und er suchte sie zu Gunsten des Papstthums auszunutzen.

War der Gedanke eines demokratischen Papstes, eines Volkspapstthums übrigens so ganz unsinnig? In dem Katholizismus ist ein gut Stück Demokratie enthalten: die Thatsache, daß der oberste Hirt der katholischen Christenheit gewählt wird, daß die Geburt dabei durchaus nicht in Betracht kommt, bloß das Verdienst — selbstverständlich vom katholischen Standpunkt aus betrachtet — ist in Harmonie mit dem demokratischen Grundprinzip; und was Volksthümlichkeit betrifft, hat das Papstthum nicht etwa bei mancher Gelegenheit im Namen des Volkes der weltlichen Macht Trotz geboten und sie durch Mittel revolutionärster Art zu Paaren getrieben? Haben wir nicht die katholische Geistlichkeit wiederholt an der Spitze revolutionärer Bewegungen gesehen? In Irland, in Polen? An sich wäre also der Gedanke eines demokratischen Papstes nicht so vollkommen sinnlos gewesen. Indeß — doch greifen wir dem Gang der Dinge nicht vor.

Vier Wochen nach Besteigung des päpstlichen Stuhls, am 16. Juli 1846, verkündete Pius IX. eine allgemeine Amnestie, was, da alle Gefängnisse mit politischen und kirchlichen Verbrechern gefüllt waren, einen namenlosen Jubel hervorrief. Und da auch etwas Positives geschehen mußte, um die enthusiastischen Erwartungen einer nationalen Wiedergeburt nicht in Enttäuschung und Mißvergnügen umschlagen zu lassen, so wurde eine Kommission niedergesetzt, welche politische Reformen vorbereiten sollte, Die Arbeiten der Kommission waren nicht fruchtlos: im April 1847 wurde eine Staatskonsulta eingeführt, mit anderen Worten das absolute Papstthum in ein konstitutionelles Papstthum verwandelt, und im Juli 1847 ein fast noch bedeutsamerer Schritt vorwärts gethan durch Errichtung einer Bürgerwehr.

Wenn man bedenkt, welche magische Gewalt die Worte: Verfassung und Bürgerbewaffnung um jene Zeit, und noch bis tief ins Jahr 1848 hinein, in dem nüchternen kühlen Deutschland auf die Meisten ausübten, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung von dem Entzücken machen, welches

in dem leidenschaftlichen, heißen und — politisch vielleicht noch unreiferen — Italien herrschte.

Es war im Delirium. Nie ist ein Monarch populärer gewesen.

Und das Delirium, welches ja ansteckend ist, hatte selbst geriebene, erfahrene Politiker erfaßt. Zum Beispiel einen Mazzini.

Joseph (Giuseppe) Mazzini, der seit Anfang der 30er Jahre nichts dichtet und trachtet als Italien von der Fremdherrschaft zu befreien und „einig" zu machen — der kühne Verschwörer und Agitator, der in zwanzigjährigem ununterbrochenem Ringen Freund und Feind kennen gelernt, die Stimmung des Volks, die Lage der Verhältnisse, die Faktoren für und wider: kurz das Parellelogramm der politischen Kräfte emsig studirt hatte, und der, wenn schon mit seinem Dio e Popolo (Gott und Volk) religiös politischer Fanatiker, doch unzweifelhaft kein Dummkopf war — Giuseppe Mazzini geht auf den päpstlichen Leim, und richtet im November 1847 an Pio Nono ein Rundschreiben, worin er ihn auffordert, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen — widrigenfalls das Volk sich von dem Kreuz abwenden und andere Pfade einschlagen werde.

Wer war wohl von beiden der größere Illusionär: Pio Nono oder Mazzini?

Der Papst mag schön gelächelt haben, als er den seltsamen Aufruf des Volkstribunen empfing.

Einstweilen stand er an der Spitze der nationalen Bewegung. Was daraus werden würde, das war freilich nicht abzusehen.

Das Steinchen war im Rollen. Der Pontifex an der Tiber liebt es ja mitunter, Steinchen ins Rollen zu bringen, die irgend Jemandes Füße zerschmettern sollen. — — —

Das Steinchen rollte und rollte, riß Steine mit sich, und Felsblöcke, und dem Unfehlbaren, der es ins Rollen gebracht, fing es bald an zu grauen beim Anblick der Lawine, die durch das Steinchen in Bewegung gesetzt worden war und die verderbenträchtig hinstürmte — Niemand wußte wohin. — —

Was immer die Absichten des Papstes gewesen sein mögen, er hat der italienischen Sache durch seine Reformen einen großen Dienst geleistet, und ihn einen Heuchler schelten, weil er in spätern Jahren dem Liberalismus, den er damals vor den Wagen des Papstthums spannte, den Krieg auf Leben

und Tod erklärte, das heißt die menschliche Natur schlecht kennen, und den Liberalismus gar sehr überschätzen. Er ist kein Prinzip, bloß eine Phrase, ein Stichwort — und Phrasen und Stichwörter nimmt man nicht ernst, man gebraucht sie nach Bedarf und je nach der Mode.

Das Ziel des Pio Nono von 1846 und 1847, der in Liberalismus und höherer Demagogie machte, war identisch mit dem Ziel des Pius des Neunten von 1870, der die Infallibilität zum Dogma erhob und die Wissenschaft in den Bann that — nur die Zeit war eine andere geworden. Andere Zeiten, andere Politik. Hätte er sich unter der Unfehlbarkeit auch die Unsterblichkeit zusprechen können, so würde ihn sein Syllabus und sein Infallibilitätsdogma nicht daran gehindert haben, noch einmal den Liberalismus und den Nationalismus zu cajoliren — angenommen, daß das je wieder politisch erscheinen sollte. Und unser Bürgerthum dürfte da nicht in sittliche Entrüstung gerathen: was einem preußischen Junker recht ist, ist einem römischen Papst billig.

Vorläufig hatte Pio Nono im Liberalismus und der Demagogie ein Haar gefunden. Er stand da wie der Zauberlehrling, der die Elemente entfesselt hat, sie aber nicht wieder zu bannen vermag.

Die Bewegung wurde von Tag zu Tag tiefer und verbreitete sich über ganz Italien. Am 12. Januar 1848 brach in Sizilien ein Aufstand los, der in Neapel selbst einen Nachhall fand und den Bourbonenkönig von Neapel, Ferdinand II., in der Weltgeschichte seitdem verzeichnet als König Bomba, dazu bestimmte, eine Constitution zu versprechen. Daß das Versprechen auch gehalten wurde, war nicht die Schuld des biederen Ferdinand.

Das Beispiel wirkte ansteckend. Am 8. Februar versprach Carl Albert, König von Piemont — das künftige „Schwert Italiens“ — Spada d' Italia — eine Verfassung; am 15. Februar that Leopold II., Großherzog von Toskana, desgleichen, und einige Tage später mußte auch Pio Nono der sich für den unglücklichen Urheber des ganzen Spektakels hielt, das Beispiel seiner fürstlichen Schicksalsgenossen nachahmen.

Alle diese Versprechungen wurden richtig gehalten — ein Wunder, welches durch die Februarrevolution bewirkt wurde, die nun hereinbrach, und, nach dem ziemlich harmlosen und oft heiteren Vorspiel, weltgeschichtlichen Ernst auf die Bühne brachte.

Doch vorher haben wir noch eine Episode zu verzeichnen, der es ebenfalls nicht an weltgeschichtlichem Ernst fehlte, wenn sie auch keine unmittelbar weltbewegende war.

„Im Hochland fiel der erste Schuß!"

Im Hochland — in der Schweiz.

Man hat die Schweiz den europäischen Mikrokosmus genannt. Nicht ganz unpassend. Wenn dies aber, wie bei Herrn Johannes Scherr, dem Geschichtsschreiber des welthistorischen Blödsinns — in der That, und seiner Auffassung nach — wenn der Mikrokosmus aber bedeuten soll, daß die Schweiz in verkleinertem Maßstab das Abbild des gesammten Europa sei, dann ist der Ausdruck so unpassend als möglich. Selbst in der schlimmsten Zeit hat es in der Schweiz kein Czarenthum, keine Despotie von Gottesgnaden, keinen Cäsarismus, keine Hausmeierei und andere schöne Dinge gegeben, ohne die wir uns den Europäischen Makrokosmus vor der Hand nicht denken können.

Hat man aber das Europa der Zukunft im Auge — dann könnte der Schweizer Mikrokosmus allenfalls zutreffen.

Wir sind vor 1848.

Die Schweiz ist noch eingeschnürt in die Verfassung, welche der Wiener Congreß ihr 1815 als Zwangsjacke anlegte.

Was man im monarchischen Europa von der Misère des zwischen lauter Monarchien eingekeilten kleinen Freistaates für Vorstellungen hatte, erhellt aus den Worten des europäischen Ober-Ordnungswächters und -Legitimitätshüters, des Czaren Nikolaus von Rußland, der sich also vernehmen ließ:

„Die Schweiz muß man gewähren lassen; sie ist der betrunkene Helot*) unter den Völkern, und gibt ihnen ein warnendes Beispiel der Anarchie."

Der „betrunkene Helot" hat Ordnung in seinem Hause gemacht, und die Krakehler vor die Thüre gesetzt. Und Rußland mit seinem Nihilismus, seinem Bankerut, seiner chaotischen Zerfahrenheit?

Wenn man heut von einem Staat in Europa reden

*) Man erzählt sich, die alten Spartaner hätten ihre furchtbar grausam behandelten Sklaven, die Heloten, zuweilen betrunken gemacht, um der heranwachsenden Jugend Abscheu vor dem Laster der Völlerei einzuflößen.

will, der die Rolle des betrunkenen Heloten spielt und als abschreckendes, warnendes Exempel dient — für Solche die Verstand genug haben, sich warnen zu lassen, — so ist es Rußland. Armer Nikolaus!

Wir hatten schon früher der religiös-politischen Wirren in der Schweiz zu erwähnen. Religiöse Fragen standen dort seit einem Jahrzehnt auf der Tagesordnung. Die Berufung des Junghegelianers Strauß, Verfassers des Leben Jesu, an die Universität Zürich, versetzte die Recht- und Frommgläubigen in große Aufregung; es kam zu verschiedenen Tumulten und im Jahr 1839 endlich zu dem famosen „Züriputsch", wo ein Geistlicher — der Pastor Hirzel — den Rebellen voranging mit den denkwürdigen Worten:

„Im Namen Gottes schießet!"

und wo auch geschossen wurde. Der Putsch war siegreich und die radikale Cantonsregierung mußte einer konservativen Platz machen.

In Verbindung mit diesen Regungen angeblich protestantischen Reaktionsgeistes stand der Versuch, die katholischen Kantone der Schweiz den Jesuiten in die Hände zu liefern, und durch Gründung von Klöstern und anderen derartigen Anstalten den Jesuiten auch in die protestantischen Kantone Eingang zu verschaffen.

Die konservativen Regierungen mehrerer protestantischer Kantone, namentlich die von Zürich, Basel und Genf, förderten mit aller Macht diese Bestrebungen, dadurch einen neuen Beweis für die Solidarität protestantischer und katholischer Rückwärtserei liefernd.

Auf die Einzelheiten dieser kirchlichen Wirren können wir uns hier nicht einlassen; wir müssen uns auf die Hauptpunkte beschränken.

In dem liberalen Kanton Aargau, welchen die katholischen Schwarzen sich zum Experimentirobjekt (Versuchsfeld oder Versuchsthier) gewählt und mit mehreren Klöstern beglückt hatten, kam es zuerst zum Zusammenstoß, jedoch ohne Blutvergießen. Die Regierung, unterstützt von der ungeheuren Mehrheit des Volkes, entschloß sich zu einem energischen Schritt, und, des ewigen Gehetzes und Skandalirens müde, hob sie die Klöster im Bereiche des Kantons auf. Die frommen Klosterpatrone mit ihrem Anhang begannen einen Mordsspektakel, die Regierung blieb aber fest und Aargau war für die Jesuitenpartei verloren. Das war 1841.

Wie sich erwarten ließ, nahmen die Schwarzen diese

Schlappe nicht geduldig hin: sie organisirten sich um so fester in ihrer Domäne, den katholischen Kantonen, namentlich den Urkantonen und Luzern; eine engere Verbindung derselben untereinander, die bald darauf zum berüchtigten Sonderbund sich entwickeln sollte, wurde hergestellt und im Jahr 1844 der freisinnigen Schweiz durch Berufung der Jesuiten nach Luzern der Fehdehandschuh hingeworfen.

Es ist wahr, im Grunde genommen war diese Berufung nur eine Form, denn unter anderen Namen und Verkleidungen waren sie längst in den katholischen Kantonen. Dies ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß die offizielle Berufung, wenn auch nur Form, doch in bester Form (in optima forma) eine Kriegserklärung war.

Und als solche wurde sie aufgefaßt.

Zunächst nicht von den Regierungen der liberalen Kantone, denen ja auch verfassungsmäßig kein Recht der Einmischung zustand. Ebenso wenig von der Bundesregierung, die zu jener Zeit ein sehr unbewegliches, unbehülfliches Ding war, eine würdige Schöpfung des Wiener Congresses, an Tüchtigkeit ungefähr auf gleicher Stufe stehend mit dem, aus derselben Fabrik stammenden Deutschen Bundestag.

Aber das Volk nahm den Handschuh auf. Es bildeten sich Abtheilungen von Freiwilligen, die nun mittelst ihrer trefflichen Stutzen dem „heimlichen Bürgerkrieg“ ein Ende bereiten wollten. Mehrere Freischaarenzüge — damals tauchte das Wort zum erstenmal auf — wurden organisirt, die indeß allesammt nicht zum Ziel führten, theilweise sogar ein recht klägliches Ende nahmen.

Die Aufregung wuchs auf beiden Seiten.

Lauter und lauter forderte das liberale Volk ein Einschreiten der Bundesbehörden. Die Jesuiten, welche auswärtiger Hülfe sicher zu sein glaubten — und ihre Hoffnungen nach dieser Seite hin waren keineswegs grundlos —, legten zuletzt jede Rücksicht bei Seite und errichteten den Sonderbund.

Die 7 katholischen Kantone der Schweiz: die drei Urkantone, Schwyz, Uri und Unterwalden, ferner Zug, Luzern, Freiburg und Wallis traten 1845 zu einem Schutz- und Trutzbündniß zusammen, welches den Worten nach bloß die Vertheidigung der kantonalen Selbstständigkeit bezweckte, in Wirklichkeit die Theilung der Schweiz bedeutete.

Das begriff die ungeheuere Majorität des Schweizervolks in den übrigen Kantonen. Die Abwendung der Gefahr

erheischte kräftiges Handeln. In Freischaarenzügen hatte man ein Haar gefunden: die gesetzmäßige Vertretung der Schweiz: die Tagsatzung und die Bundesbehörden mußten zum Einschreiten gedrängt werden.

Die Schweiz hatte damals ihre eidgenössische (allgemeine) Vertretung in der sogenannten Tagsatzung, auf der jeder Kanton, ohne Rücksicht auf die Einwohnerzahl, gleichberechtigt war, so daß also jeder der winzigen Urkantone ebenso viel Gewicht hatte wie die größeren Cantone — Bern, Zürich oder Waadt. Dazu kam die Abwesenheit einer festen Bundesregierung; die größeren Kantone wurden abwechselnd „Vorort" und der Präsident des Vorort-Kantons war dann Bundespräsident und versah mit seiner Kantonalregierung die Exekutive für den Bund.

Man kann sich denken, welche Mühe es kostete, diese schwerfällige Maschine in Bewegung zu setzen.

Die Sonderbündler wurden immer kecker und zuletzt schwoll ihnen der Kamm derart, daß sie sich einen eigenen Bundesgeneral in der Person des alten Graubündner Landsknecht-Generals Salis-Soglio erkoren und die Liberalen höhnend herausforderten.

Doch der Krug geht so lang zum Brunnen bis er bricht. Im Jahre 1847 wurde das liberale oder sagen wir lieber radikale Bern Bundes-Vorort und der Berner Regierungspräsident Ochsenbein wurde Bundespräsident — General Ochsenbein, der Führer des größten der verunglückten Freischaarenzüge.

Jetzt kam mit Einem Male Zug in die Sache. Im Juli sollte die Tagsatzung zusammentreten — einige Kantone (Basel, Genf) waren schwankend, von 12 Kantonen war aber sicher, daß sie für die Auflösung des Sonderbundes stimmen, und im Nothfall für Anwendung der Waffengewalt sein würden.

Die Jesuiten rechneten nicht umsonst auf die Unterstützung des monarchistischen Europa. Sobald es klar wurde, daß sich ein Gewitter über dem Sonderbund zusammenzog, wurde die kontinentale Diplomatie sehr lebendig. Metternich von Wien aus und Guizot, der reaktionär-doktrinäre Minister Louis Philippe's, von Paris aus eröffneten ein Notenbombardement gegen die Schweiz, wobei ihnen Preußen, das durch sein komisches Verhältniß zu Neuenburg selber halb zur Schweiz gehörte, nach Kräften sekundirte und der russische Nikolaus seinen legitimistischen Segen gab. Sogar an sehr deutlichen

Drohungen fehlte es nicht. Die Vertreter der europäischen Ordnung konnten sich unmöglich gefallen lassen, daß ihnen vor der Nase ihr eigen Fleisch und Blut von dem bösen Drachen des Radikalismus und der Revolution aufgefressen wurde — sie konnten nicht dulden, daß besagter Drache vor ihrer Nase mitten in der frommen Kinderstube Europa ein Nest des Radikalismus und der Revolution errichtete, aus welchem sich der Radikalismus und die Revolution wie eine giftige Seuche den umwohnenden Völkern mittheilen mußten, „die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachenblut verwandelnd."

Und mit diesen Kapuzinaden und Drohungen war es der Diplomatie sehr ernst. Es ging ihr in der That an das Leben. Obgleich die Schweiz materiell ja, im Vergleich mit den monarchischen Großmächten, nur ein winziges Gewicht in die Waagschale der Macht werfen konnte, so war die moralische Macht, über welche sie verfügte, dafür um so größer. Sie hatte kein stehendes Heer, aber sie hatte, was unter Umständen mehr ist und unter den damaligen Umständen mehr war: ein Prinzip, das Prinzip der Volkssouveränität und der Geistesbefreiung, das ihr die Sympathieen jedes für Freiheit und Volkswohl schlagenden Herzens im Bereich der gebildeten Menschheit sicherte.

„Volkssouveränität!" Aber fußten denn nicht gerade die Sonderbündler auf dem Boden der Volkssouveränität? War es nicht ein Eingriff in die Volkssouveränität, ein Angriff auf die Volkssouveränität, daß die Mehrheit die Minderheit vergewaltigen wollte?

Dieselbe sophistische Umkehrung der Thatsachen begegnete uns anderthalb Jahrzehnte später, als drüben in der amerikanischen Schwesterrepublik der Sonderbundskrieg mit anderem Inhalt, jedoch demselben Prinzip und in unendlich größerem Maßstab sich abspielte.

Gewiß erheischt das Prinzip der Volkssouveränität die Autonomie der Glieder des Staatsganzen. Wenn jedem einzelnen Staatsbürger das gleiche Recht der freien Bewegung gewährleistet wird, dann kann dieses Recht der freien Bewegung selbstverständlich auch den größeren oder kleineren Gruppen von Staatsbürgern (Gemeinden, Kantonen, Einzelstaaten u. s. w.) nicht vorenthalten werden.

Allein ist dieses Recht etwa unbedingt und unbeschränkt?

Ist es nicht beschränkt durch das gleiche Recht der An-

deren — Personen oder Gruppen — und das Interesse der Gesammtheit? Gewiß.

Ein einfaches Beispiel wird es uns zeigen.

Jeder Mensch hat unzweifelhaft das Recht seine Glieder zu strecken, mit seinen Armen und Beinen gymnastische Uebungen zu machen, spazieren zu gehen.

Ebenso unzweifelhaft hat er nicht das Recht, diese seine gymnastischen Arm- und Beinübungen auf und an dem Körper eines Anderen zu machen, und beim Spazierengehen einen anderen Spaziergänger, der desselben Wegs kommt, in den Rinnstein zu stoßen.

„O Freiheit, wie viele Verbrechen werden in Deinem Namen begangen!“ soll die Roland beim Besteigen des Schaffots nach der bekannten — natürlich nicht wahren — Legende ausgerufen haben.

Das größte Verbrechen, welches an der Freiheit begangen wird, ist daß man ihr systematisch ihren ehrlichen Namen stiehlt, um ihn als täuschende Etikette den abscheulichsten Mißbräuchen und Niederträchtigkeiten aufzukleben.

Man hat die Freiheit falschmünzerisch zu einem Trugwort für Herrschaft, für Ausbeutung, für Gewaltmißbrauch gemacht. Die moderne Fabrikgesetzgebung, der Stolz des neunzehnten Jahrhunderts, ein Triumph der Humanität und des richtigen Staatsgedankens, sie ist in England, in Frankreich, in Deutschland — überall bekämpft worden und wird fortwährend bekämpft im Namen der Freiheit. Indem der Staat sich in das Verhältniß der Arbeiter und Arbeitgeber einmischt, beeinträchtigte er die Freiheit beider — sagen die Wort-Falschmünzer.

Und das Interesse der Gesammtheit steht es nicht über dem Interesse und dem Recht des Einzelnen?

Man hat den Staat hunderttausend Mal mit einem Schiff verglichen. Gut — halten wir an dem Vergleich fest und nehmen wir ein Schiff, das auf dem Meere dahingleitet. Einem Passagier fällt es ein, ein Loch in den Kiel zu bohren. Er wird von den übrigen Passagieren und dem Kapitän daran verhindert. „Welcher Eingriff in meine persönliche Freiheit! Ich habe das Recht, mich frei zu bewegen und Löcher zu bohren wann und wo ich will“.

„Nein, guter Mann,“ werden die anderen Passagiere antworten, „Du vergißt, daß Du nicht der Einzige auf dem Schiff bist — das Schiff gehört uns Allen und wir haben keine Lust zu ertrinken, und Du hast kein Recht uns zu er-

tränken. Dein Recht Löcher zu bohren, wird beschränkt durch unser unveräußerliches Recht zu leben, das erste der Menschenrechte, das Urrecht alles Seins. Suche Dir ein harmloses Objekt für Deine Bohrlust, und wir werden Deine persönliche Freiheit nicht beschränken, aber, von unserem Schiff laß Deine Hände." Hands off! (Die Hände weg!)

Und so dachten die Schweizer 1847. „Wir wollen den Herren Sonderbündlern ihre persönliche Freiheit nicht beschränken, sie mögen dieselbe an allen möglichen harmlosen Objekten, durch alle mögliche nützliche, oder doch ihren Mitmenschen nicht schädliche Thätigkeit ausüben, aber wir erlauben ihnen nicht, daß sie die in ihrem Machtkreis befindlichen Individuen, namentlich die Jugend, durch das Jesuitenregiment und den Jesuitenunterricht moralisch und geistig vergiften, und gegen die höchste Pflicht eines civilisirten Staates verstoßen. Und was ihre Kantonalsouveränität betrifft, so wollen wir dieselbe nicht aufs Leiseste antasten, aber die Kantonalsouveränität ist der Staatssouveränität, der Souveränität der Eidgenossenschaft untergeordnet, weil der Kanton als Theil dem Staat als dem Ganzen untergeordnet ist, und durch den Sonderbund schädigen die sieben verbündeten Kantone nicht nur die Eidgenossenschaft, nein, sie vernichten sie geradezu. Ergo!" —

Die Sonderbündler polterten und rasselten mit dem Säbel, die Herren Metternich und Guizot drohten und rasselten mit dem Säbel — die freisinnige Schweiz ließ sich jedoch nicht ins Bockshorn jagen.

Unter den Sonderbündlern und Sonderbundsfreunden, die zu jener Zeit in der Schweiz am Lautesten polterten, war einer der Lautesten ein gewisser Herr Bluntschli in Zürich. Er trieb es so arg mit seiner Jesuiterei und Dunkelmännerei, daß ihm der Boden zuletzt unter den Füßen zu heiß wurde. Und er ging nach Deutschland. Hier ist er einer der hervorragendsten Führer der — Liberalen geworden.

„Ein Wunder! Daß ein Liberaler Jesuit wird, kommt sehr häufig vor, aber ein Jesuit, der Liberaler wird — das ist fürwahr noch kaum dagewesen."

Verwundre Dich nicht, naiver Leser. Wir wollen gar nicht davon reden, daß zwischen Liberal und Jesuit eigentlich kein Unterschied besteht — befassen wir uns bloß mit unserem Bluntschli. Herr Bluntschli, obgleich wirklich ein Liberaler, hat seine Ansichten durchaus nicht geändert. Und das ist eben das Wunder, und der Spaß an der Geschichte. Der

heutige*) deutsche Liberale Bluntschli ist genau der ehemalige schweizer Jesuit Bluntschli. Er hat seine Ansichten in keinem Titelchen geändert; was er geändert hat ist die Umgebung. Reaktionär und liberal sind relative Begriffe. Der Reaktionär, dem ein noch ärgerer Reaktionär an die Seite, oder gegenüber tritt, wird durch den Contrast und Gegensatz liberal, ohne daß er sich ändert. Der Reaktionär Bluntschli, der in der Schweiz ein gräulicher Dunkelmann war, wurde, als er nach Deutschland kam, plötzlich ein Mann des Lichts und der Aufklärung, ein Liberaler — dreimal in der Wolle gefärbt. Das spricht nicht für Bluntschli und seine Fortentwicklungfähigkeit. Es spricht gegen Deutschland, und zeigt recht deutlich, wie finster die Nacht sein muß, in welcher ein so dunkelmännischer Dunkelmann als Engel des Lichts erscheint.

Am 5. Juli 1847 trat die Tagsatzung zusammen. Am 20. Juli 1847 wurde die Auflösung des Sonderbundes beschlossen. Um den Sonderbundskantonen Zeit zu lassen, wurde die Tagsatzung dann bis zum 18. Oktober 1847 vertagt. Man sieht, wie schonend die Majorität vorging.

Den Sonderbündlern fiel es jedoch nicht ein, diese Großmuth anzuerkennen und nachzugeben. Sie legten, wie das in derartigen Fällen stets zu geschehen pflegt, die Großmuth als Schwäche aus, und wurden nur um so frecher. Sie verschrieben sich Offiziere von Außen — z. B. den famosen Abenteurer und Landsknecht, Fürst Friedrich von Schwarzenberg, und rüsteten mit äußerstem Aufgebot der Kräfte und Hintansetzung jeder Rücksicht zum Kampf.

Die Herren Metternich und Guizot drohten und drohten.

Doch die Schweizer wußten sehr wohl, daß es zwar nicht an dem guten Willen, aber an der Macht der Ausführung fehlte. Das alte Europa des Wiener Congresses war so morsch, daß ein Kanonenschuß es umwerfen konnte. In Deutschland, Frankreich, England, Italien, den Vereinigten Staaten — überall folgte das Volk mit wachsendem Antheil der Entwicklung der Dinge, und die Sympathien für die Schweiz kräftigten sich mehr und mehr. Der Fall eines monarchischen Interventionsversuches war beiläufig auf Seiten der Radikalen ins Auge gefaßt, und es waren Vorbereitungen getroffen, die wahrscheinlich einen früheren Ausbruch der Februarrevolution bewirkt hätten.

*) Inzwischen ist er gestorben.

Derartiges schwante den Herren Guizot und Metternich, und sie ließen es bei Worten sein Bewenden haben. Auch fanden sie auf dem Feld der Diplomatie selbst Gegnerschaft. Die englische Regierung, an deren Spitze der „Lord Feuerbrand" Palmerston stand, liebte es, durch auffälliges Kokettiren mit dem Radikalismus über ihren reaktionären Charakter zu täuschen, und da kam ihr denn die Sonderbundsgeschichte recht gelegen. Außerdem hatte Lord Palmerston von wegen der Spanischen Heirathen, wo es ihm nicht nach Wunsch gegangen war, ein Hühnchen mit Guizot zu pflücken, und so erhielt denn der englische Gesandte in der Schweiz, ein Sohn des bekannten Sir Robert Peel, den Auftrag, die Bundesregierung zum Handeln zu drängen, und den französischen Gesandten Bois le Comte (wörtlich Holz der Graf), den famosen „Holzgraf", zu ärgern und matt zu setzen. Was auch geschah.

Der entscheidende Moment nahte.

Die Sonderbündler verdoppelten ihre Anstrengungen: sie waren mit ihren Rüstungen so weit, daß der Waffentanz beginnen konnte. Und die bundestreuen Kantone hatten die Zeit ebenfalls benutzt.

Am 18. Oktober war die Frist abgelaufen. Die Tagsatzung versammelte sich. Ein letzter Friedensversuch ward gemacht: man schickte zwei Abgesandte in die Sonderbundskantone, um zur Nachgiebigkeit zu rathen.

Die Mission scheiterte, wie vorauszusehen war.

Am 21. Oktober wurde General Dufour, ein tüchtiger Militär, der bedeutende Kriegserfahrung hatte, zum Bundesgeneral ernannt.

Am 24. Oktober wurden 50,000 Mann zum eidgenössischen Dienst aufgeboten.

Am 28. Oktober stellte Basel, das mit den Sonderbündlern lang unter einer Decke gesteckt hatte, den Antrag, eine Vermittlungskonferenz abzuhalten. Und der Antrag ging durch. Die Vermittlungskonferenz blieb indeß fruchtlos, obgleich die Majorität die Nachgiebigkeit bis zur Prinziplosigkeit trieb und die Sonderbundsfrage der schiedsrichterlichen Entscheidung des — Papstes zu unterbreiten vorschlug.

Dem Schiedsspruch des Papstes!

Das heißt in der That zwar nicht den Tenfel bei seiner Großmutter verklagen, aber, was auf dasselbe hinausläuft, bei einer Differenz mit dem Teufel die Großmutter zur Schiedsrichterin machen.

Man muß bedenken, daß 1847 das Pio Nono-Fieber noch grassirte. Sonst wäre der Unsinn einfach unerklärlich.

Zum Glück hatten die Sonderbündler mehr Consequenz als ihre Gegner. Sie nahmen den Vorschlag nur unter der Bedingung an, daß auch die Aarauer Klosterfrage dem päpstlichen Schiedsspruch unterbreitet werde. Da diese Frage seit Jahren keine Frage mehr war und durch Confiskation der Klöster längst ihre Erledigung gefunden hatte, so war dies der reine Hohn, und selber den Baslern und Genfern zu arg! Die Vermittlungskonferenz trennte sich unverrichteter Sache.

Am 29. Oktober 1847 sollte das letzte Wort gesprochen werden. Zum letzten Mal tagte die Tagsatzung vollzählig. Die Vertreter der sieben Sonderbundskantone erlaubten sich noch den Spaß, folgendes Anerbieten zu machen.

> Der Sonderbund wird aufgelöst, wenn die Tagsatzung sich verpflichtet, 1) die Jesuitenfrage fallen zu lassen, 2) die Aarauer Klöster wieder herzustellen, und 3) die Bundesverfassung von 1815 zu garantiren.

Diese Unverschämtheit ging sogar dem Vertreter des preußisch-eidgenössischen Zwitterkantons Neuenburg (Neufchatel) über den Spaß. Die Annahme des Vorschlags hätte die Schweiz den Jesuiten überliefert und an eine Verfassung angekettet, deren Gemeinschädlichkeit jetzt so recht handgreiflich zu Tag getreten war.

Der Vorschlag wurde mit Entrüstung abgelehnt. Es blieb bei dem Gebot der Auflösung des Sonderbunds.

Der Gesandte Luzerns erklärte hierauf, daß die Gesandten der sieben Kantone „nun vor dem beschlossenen Bürgerkrieg weichen", das heißt die Tagsatzung verlassen, „und das Schwert zu gerechtem Widerstand ergreifen würden." Er schloß mit den Worten:

„Nun es dahin gekommen, mag zwischen uns und Euch Gott der Allmächtige richten, dem wir die Sache anheimstellen, und auf den die sieben Stände ihr festes Vertrauen setzen."

„Laßt Gott aus dem Spiele!" versetzte der Gesandte von Solothurn. „Es ist unangemessen, seinen Namen aufzurufen für eine Sache, die nicht von göttlicher, sondern von teuflischer Art ist."

Komischer Weise verlangte der Luzerner Gesandte, dem plötzlich ein parlamentarischer Raptus kam, für dieses wahre Wort einen Ordnungsruf, der jedoch verweigert ward.

Das parlamentarische Spiel war zu Ende.

Die Gesandten der Sonderbundskantone entfernten sich

unter lautloser Stille. Und das Volk, welches in dichten Massen den Ausgang des Tagsatzungs-Gebäudes umdrängte, ließ die Gesandten, deren Abreise den Bürgerkrieg bedeutete, ohne ein Zeichen des Mißfallens, im tiefsten, dem Ernst des Moments angemessenen Schweigen davonfahren.

Die Würfel waren gefallen.

Den 4. November wurde Dufour mit der Vollziehung des Bundesbeschlusses beauftragt.

Er hatte — der Einberufung von 50,000 Mann war eine weitere Einberufung gefolgt — 98,861 Mann unter seinem Befehl, eine Streitmacht, gegen welche die Sonderbündler, ihren eigenen amtlichen Berichten nach, 84,948 Mann, worunter 47,581 Mann des ersten Aufgebots, richtig ausgebildete Soldaten, in's Feld stellten.

General Dufour's Kriegsplan lief darauf hinaus, die militärischen Zwecke mit den Geboten der Humanität zu vereinigen, und den Krieg möglichst rasch mit möglichst geringem Blutvergießen zu beendigen.

Diese Rücksicht auf das Menschenleben, welche im obersten Kriegsrath der Eidgenossenschaft obwaltete, bildet für die Schweizer Republik einen unverwelklicheren Lorbeer, als Dutzende der blutigsten und ruhmvollsten Schlachten hätten gewähren können.

Der Plan gelang vollständig.

Die Herren Guizot und Metternich wollten zwar noch durch diplomatische Redensarten und Papierstückchen die zum Schlag niederfallende Faust aufhalten, allein es bedurfte nicht des ermunternden: Depêchez-vous! „Eilen Sie Sich!" des englischen Gesandten, um dieser letzten Intervention das Schicksal lächerlichen Fiaskos zu bereiten. Die Faust schlug nieder: fest und sicher.

Am 14. November ergab sich das vereinzelt liegende Freiburg, trotz vorheriger Rodomontaden, ohne Schwertstreich; den 21. November kapitulirte Zug, ebenfalls ohne Schwertstreich, und am 23. November wurde bei Gislikon in der Aarthal-Niederung das Sonderbundsheer, welches dort Stellung genommen hatte, durch die trefflich geführte eidgenössische Truppenmacht erdrückt oder zersprengt. Dieser Zusammenstoß, bei dem über 100,000 Mann auf beiden Seiten in Schlachtlinie waren, kostete den Eidgenossen nur 19 Tode und 76 Verwundete, und der sonderbündlerische Verlust war nicht viel größer.

Das Rückgrat des Sonderbundes war gebrochen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. November brannte die Sonderbunds-Regierung, sammt dem Sonderbunds-General und der Sonderbunds-Kriegskasse durch, und am 24. November, Vormittags 11 Uhr, zogen die siegreichen Eidgenossen in der Sonderbunds-Hauptstadt Luzern ein, die an keinen Widerstand mehr dachte.

Blieben außer dem entlegenen und militärisch nicht in's Gewicht fallenden Wallis noch die Urkantone, von denen ein jesuitisches Großmaul geschrieben hatte (am 11. November in die „Augsburger Allgemeine Zeitung"): „Gesetzt, Luzern würde eingenommen, so erfolgt nun erst der wahre Kampf. In den Rachen des Löwen (die Urkantone) wird man sich nicht hineinwagen".

Man brauchte sich nicht hineinzuwagen.

Am 24. November kapitulirte Unterwalden, am 26. Schwyz und am 27. der letzte der Urkantone: Uri.

Am 29. November folgte Wallis.

Der Sonderbundskrieg war zu Ende.

Er hat im Ganzen auf eidgenössischer Seite 74 Todte und 377 Verwundete gekostet; und auf sonderbündlerischer 24 Tode und 116 Verwundete.

Betrachte man diese Ziffern genau. Nicht blos die Höhe, sondern auch das Verhältniß.

Nie ist ein Krieg von solchen Dimensionen, und mit so bedeutsamen Kampfsobjekten geführt worden, der selbst nur annähernd so wenige Menschenleben gekostet hätte.

Und nie ist ein Krieg zwischen einer legitimen Regierung und Rebellen geführt, in dem die besiegten Rebellen, wie es hier der Fall war, weniger Verluste an Menschenleben aufzuweisen gehabt hätten, als die Sieger.

In diesen beiden Beziehungen steht der Sonderbundskrieg einzig da; und mögen Militärs mit „ächt militärischem Geist" über diese „bürgerliche Kriegführung" die Nase rümpfen, gerade die Unblutigkeit des Kriegs ist es, was bei dessen raschem und glänzendem Erfolg den politischen und militärischen Leitern zur unsterblichen Ehre gereicht.

Jedermann kennt das Sprüchwort: Ehrlichkeit ist die beste Politik. Statt Ehrlichkeit läßt sich auch sagen: Menschlichkeit.

Menschlichkeit ist die beste Politik.

Wäre die Eidgenossenschaft nicht so menschlich verfahren, hätte sie nicht mit jedem Blutstropfen gegeizt, einerlei ob er in bundestreuen oder in rebellischen Adern floß — der Sieg

wäre nicht so rasch erfochten worden, der Erfolg kein so durchschlagender gewesen.

Eine rücksichtslose, brutale Kriegführung hätte die Leidenschaften entflammt, Haß und Rachsucht hervorgerufen und dadurch den Widerstand verlängert, und die Versöhnung nach dem Siege erschwert.

Kein breiter Blutstrom floß zwischen den getrennten Brüdern, die sich ja doch wieder vereinigen mußten. —

Und sie vereinigten sich bald.

Die Sonderbundskantone enthielten eine starke liberale Minorität, welche durch den Terrorismus des Jesuitenregiments unterdrückt worden war. Diese Minorität konnte nun ihr Haupt wieder erheben, und da auch die bisherigen Anhänger des Sonderbundes durch die unwiderstehliche Logik der Thatsachen von der Unmöglichkeit des Sonderbunds überzeugt waren, und da von den Siegern geflissentlich alles vermieden wurde, was als Vergewaltigung hätte aufgefaßt werden können, so wurde die bundestreue Minorität in Luzern und den meisten anderen der 7 Exsonderbunds-Kantone bald zur Majorität.

So wurde der Boden geebnet für die Verfassungsreform, deren unbedingte Nothwendigkeit durch die Sonderbunds-Episode auf das Schlagendste bewiesen worden war.

Uebrigens ging es mit dieser Reform sehr langsam; die praktischen Schweizer lieben das Ueberstürzen nicht und huldigen dem guten Maxime des qui va sano va piano — wer langsam geht, geht sicher.

Wenn aber auch die Verfassungsreform, die trotz aller Mängel denn doch ein ungeheurer Fortschritt ist und u. A. auch dem absurden Zwitterverhältniß des Kantons Neufchatel ein Ende gemacht hat, erst später zur Aus- und Durchführung gelangte, so ist sie doch die direkte Frucht des Sonderbundskriegs. Der erste Schuß, der „im Hochland fiel", war ein Glücksschuß für die Schweiz — ein Schuß in's Schwarze in doppelter Hinsicht.

Um der Großmuth der Sieger den Besiegten gegenüber die Krone aufzusetzen, wurden den Sonderbunds-Kantonen schließlich sogar die Kriegskosten erlassen, die ihnen von Rechtswegen auferlegt worden waren.

Die Sieger wollten nicht, daß es nach dem Sieg Sieger und Besiegte gebe — blos versöhnte Brüder, Eidgenossen.

Der Eindruck der Vorgänge in der Schweiz auf das Ausland war ein ungeheurer. Namentlich in Deutschland folgte man der Entwickelung der Dinge mit einer Theilnahme, als handelte es sich um eine deutsche Sache. Und in gewisser Beziehung war das ja auch wahr. Man sammelte Geld für die Eidgenossen — auch in Leipzig — und Tausende von Freiwilligen waren bereit, unter dem weißen Kreuz im rothen Feld (der Fahne der Schweiz) gegen den Sonderbund zu kämpfen, erlangten jedoch nicht die Erfüllung ihres Wunsches, weil die eidgenössische Regierung prinzipiell jedes derartige Anerbieten zurückwies.

Besonders in Süddeutschland — in Baden und Würtemberg — fühlte man sich solidarisch mit den freien Schweizern, und es tauchte damals ganz ernsthaft das Projekt einer vergrößerten Eidgenossenschaft auf, welche außer der Schweiz im Norden noch Baden, Würtemberg, ein Stück von Bayern und im Süden Piemont, wo die national-italienische Bewegung um jene Zeit ihren Mittelpunkt fand, umfassen sollte.

Und die Regierungen? Je nun, sie mußten das fait accompli (die vollendete Thatsache) annehmen und das fait accompli imponirte ihnen. Effinger, der Schweizer Gesandte am Wiener Hof, also bei Metternich, schreibt in einer Depesche vom 20. Dezember 1847 an seine Regierung: „Die überraschende Schnelligkeit, mit der die eidgenössische Armee organisirt und innerhalb 14 Tagen zu der Zahl von 94,000 vollständig ausgerüsteten Streitern gebracht wurde, während ihr gegenüber ebenfalls nahezu 90,000 Mann unter den Waffen standen; ferner der Umstand, daß dies ohne Magazine und ohne Anleihen geschah, die Vorzüglichkeit der Spezialwaffen, namentlich einer Artillerie von mehr als 200 Feuerschlünden, die Tüchtigkeit der Leiter haben das Erstaunen von Europa erregt und die Achtung für die der Schweiz innewohnende militärische Kraft außerordentlich gesteigert." „Doch hat eben," fügt er hinzu, „diese unerwartete Kraftentwicklung die Besorgniß hervorgerufen, daß bei bedeutend vermehrter Centralität die Eidgenossenschaft zu dem Versuch verleitet werden könnte, ihre demokratischen Institutionen auf fremden Boden zu verpflanzen. Diese Befürchtung erklärt hinlänglich den Inhalt der Cirkularnote, welche der General von Kanitz, preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in den ersten Tagen dieses Monats an die deutschen Bundesregierungen richtete und worin er behauptet,

die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat sei für Deutschland gefährlich, weil sie einer Centralregierung vermehrte Mittel biete, die in der Schweiz vorhandenen irreligiösen und kommunistischen Grundsätze auch in den Nachbarländern zur Geltung zu bringen."

Was besagte „irreligiöse und kommunistische Grundsätze" betrifft, so hatten sie beiläufig mit der Frage der größeren oder geringeren Centralisation: ob Staatenbund oder Bundesstaat nicht das mindeste zu schaffen, wie schon aus dem Umstand zur Genüge erhellt, daß Deutschland gerade vor 1848, d. h. zu der Zeit, wo die Schweiz noch ein Staatenbund war, am meisten von diesen „irreligiösen und kommunistischen Grundsätzen" belästigt wurde.

Die Kanitz'sche Note hatte keine weiteren Folgen — es traten neue, gewaltigere Ereignisse ein, welche die Aufmerksamkeit der Diplomatie von der Schweiz ablenkten, und den jähen Sturz der beiden Staatsmänner herbeiführten, die den diplomatischen Feldzug gegen die Schweiz in Scene gesetzt hatten, und sehr gern einen militärischen Feldzug in Scene gesetzt hätten.

Doch, eine Folge hatte sie, die Kanitz'sche Note. Einen „Interventionsplan", der am 15. März ratifizirt werden sollte.

Am 15. März! Die Weltgeschichte liebt es, den Ernst ihrer Staatsaktionen und Tragödien durch kleine Scherze und komische Einlagen zu unterbrechen. Die großen Dramatiker pflegen das zu thun. Und die Weltgeschichte ist die größte Dramendichterin.

Am 15. März 1848 würde der Briefträger, der den „ratificirten" Interventionsplan nach Wien und Paris an die Herren Metternich und Guizot zu überbringen gehabt hätte, die Herren Adressaten vergeblich gesucht haben. Und auch mit der Berliner Adresse haperte es.

Statt zu ratificiren, waren die Herren Metternich und Guizot wegradirt.

Und da wir gerade an der weltgeschichtlichen Komik sind, so wollen wir noch einen Blick auf das wunderliche Satyrspiel werfen, das vor Aufgehen des Vorhanges der Hauptweltbühne in unserem lieben Vaterland aufgeführt ward. Es betitelt sich Lola Montez, und der Schauplatz ist Bayern.

In Bayern regierte damals König Ludwig, der „Teutsche", der für „Teutschthum", griechische Kunst und christlich germanische Muckerei katholischer Sorte begeistert war. Wie

diese verschiedenartigen Begeisterungen in einem und demselben Kopfe und Herzen Platz haben konnten, ist freilich ein Räthsel, indeß es gibt Köpfe, die rumpelkammerartig alles Mögliche aufnehmen und über- und durcheinander geschichtet aufbewahren; und erst die Herzen — welch' fabelhafte Elastizität und Capazität besitzen sie nicht mitunter. Das Herz König Ludwig's hatte ein noch größeres Fassungsvermögen als sein Kopf, und neben den Begeisterungen für Teutschthum, heidnisches Griechenthum und christlich germanisches Pfaffenthum war in seinem Herzen für eine Menge anderer Begeisterungen Raum. Begeisterungen, deren rasch wechselnde Objekte in sofern mit den auf das Stadium des Schönen gerichteten Kunstbestrebungen des „teutschen" Königs in Verbindung standen, als sie dem schönen Geschlecht angehörten.

Die Franzosen fragen bei jedem außerordentlichen Vorkommniß: Où est la femme? Wo ist die Frau? Sie wissen, daß die Weiber, deren Name angeblich Schwachheit ist (O frailty thy name is woman!) in Wirklichkeit die Herrinnen der Welt sind, die Königinnen der Völker und der Könige.

Nur daß diese Königinnen meist so klug sind, hinter den Coulissen zu verbleiben, und ihr Licht hübsch unter den Scheffel zu stellen: Im Dunkeln ist gut munkeln, und die Herrschaft ist bekanntlich die festeste, welche man nicht merkt.

Freilich, eine der Königinnen des Königs Ludwig ließ ihre Herrschaft merken, und zwar gerade die Königin, mit der wir es zu thun haben.

Woher sie gekommen, man weiß es nicht. Aller Wahrscheinlichkeit wußte sie es selbst nicht. Frisches, spanisches Blut, Zigeunerblut — der Himmel weiß, was alles für Blut floß — in ihren Adern. Eltern, Geburtsort, Geburtsjahr, Jugendschicksale sind in legendenhaftes Dunkel gehüllt, dunkler als das Dunkel, welches die Familiengeschichte der ältesten Pfahlbauer bedeckt.

Nach verschiedentlichen Fahrten und Irrfahrten, Ehen, Irrehen und Nichtehen, Reitpeitschen- und sonstigen Abenteuern, kam die spanische Tänzerin an den „Hof" des berühmten Heinrich des Zweiundsiebzigsten und „auf einem Prinzip Herumreitenden", und wurde Herrscherin des Zweiundsiebzigsten, seines „Einen Prinzips" und seiner Lande. Letztere wurden ihr aber bald zu klein, sie zankte und prügelte sich mit dem Zweiundsiebzigsten, und warf ihre Netze nach einem größeren Fisch aus. Sie hatte von Ludwig dem Teutschen gehört:

er schien ihr der geeignete, sie fuhr — im Herbst 1846 — nach München „kam, sah und siegte".

Bald merkte Bayern, daß es eine neue Regierung bekommen. Die Lola war nämlich ehrgeizig und gehörte nicht zu den Frauen, welche ihr Licht unter den Scheffel stellen. Nach keiner Richtung hin. Sie liebte es, ihre Hand nicht bloß in Allem zu haben, sondern auch ihre Hand in Allem zu zeigen.

Es war ein eigenthümlicher Zug proletarisch-revolutionären Zigeunerthums in dem Frauenzimmer. Sie legte es förmlich darauf an, die offiziellen Großen und Größten, den ganzen Pomp des Staates und der vornehmen und vornehmsten Gesellschaft zu verspotten und lächerlich zu machen. Nie hat eine der französischen Favoritinnen am Hof Ludwig's XV. eine annähernd übermüthige Rolle gespielt.

Und sie hatte unzweifelhaft demokratische Instinkte — das beweist ihr Haß gegen die Jesuiten.

Ludwig der Teutsche ließ sie gewähren. Er ließ sie „Schindluder treiben" mit dem Hof, mit den Ministern, mit ihm selbst. Es amüsirte ihn und vermehrte nur seine „Leidenschaft".

Wer weiß, wie lange der Strom dieser königlichen Balletliebe, gleich der so mancher anderen ähnlichen Balletliebe, zwar bewegt, aber doch in Ruhe, und ohne ernstliche Hindernisse dahin geglitten wäre, wenn nicht die demokratischen Instinkte der schwarzäugigen Lola eine Katastrophe vorbereitet hätten.

Im politischen Geschäfte des Herrschens oder dem Geschäfte des politischen Herrschens, wie man will, hatte Lola Concurrenz; einen gefährlichen Concurrenten, den Minister von Abel, der seit 1837 provisorischer, seit 1839 definitiver Minister von Bayern war — ein Erzreaktionär, ultramontan, Jesuitenfreund und -Werkzeug, Intimus des mystisch-fanatischen Görres, dessen deutsch-protestantischer Patriotismus in durchaus nicht wunderbarer Transformation (Umgestaltuug) sich in römisch-katholische Inquisitionswuth und Scheiterhaufenliebhaberei verwandelt hatte.

Daß König Ludwig mit der Tänzerin lebte, öffentlich auf's Ungenirteste, ja gesucht Auffälligste mit ihr verkehrte, sein Verhältniß gewissermaßen auf die Gasse zog, und obendrein den Ministern und anderen hohen Herrn und Damen zumuthete, respektvoll mit der „hergelaufenen Dirne" zu verkehren — das war dem frommen Herrn von Abel und seinen

Collegen, um einen neuerdings hoffähig gemachten Ausdruck zu gebrauchen, vollständig „Wurst“, aber daß die „hergelaufene Dirne“ sich anmaßte, regieren zu wollen, und in anderem Geiste regieren zu wollen als Herr von Abel und seine Collegen — das war ein Verbrechen, — für welches es keine Verzeihung, keine Duldung gab. Thron und Altar waren in Gefahr, und mußten gerettet werden.

Herr von Abel machte dem König Vorstellungen — vergebens. Das Lächeln der schwarzäugigen „Spanierin“ war mächtiger, als die Argumente des bis vor Kurzem allmächtigen Ministers.

Herr von Abel griff nun zu dem letzten Mittel, das so manchem großen und kleinen Staatsmann in derlei Lagen geholfen hat: als das Verlangen an ihn gerichtet wurde, die Concurrentin zur „Gräfin von Landsfeld“ zu ernennen, bezw. das sie dazu ernennende königliche Dekret durch Unterschrift zu ratifiziren, verweigerte er die Unterschrift und bot seine Entlassung an.

Das Mittel verfing aber nicht; die schönen Augen hielten den König im Zauberbann — die Demission des Herrn von Abel wurde angenommen am 13. Februar 1847.

Jetzt war Lola obenauf. „Alle meine Minister habe ich fortgejagt; das Jesuitenregiment hat aufgehört in Bayern“, rief ihr triumphirend König Ludwig zu, als ob *sie* es ihn nicht geheißen hätte.

Herr von Abel aber bemerkte, beim Empfang der erbetnen, jedoch nicht erwünschten Entlassung: „Man wird schon sehen, was für ein Geschmeiß nach mir kommen wird.“

Das „Geschmeiß“ hieß Herr von *Maurer* und Genossen. Wer und was Herr von Maurer war? Lola's Minister — voilà tout.

Das Dekret, welches die Tänzerin von unbekannter Herkunft und dunkelster Vergangenheit zur Gräfin von Landsfeld „erhob“, wurde unterzeichnet, und die Politik, welche von jetzt an direkt in dem Boudoir des von dem König seiner Dulcinea geschenkten prachtvollen Schlosses verfertigt ward, richtete ihre Spitze sofort und unzweideutig gegen die Jesuiten.

An sich wäre das ja nun recht lobenswerth gewesen. Allein man muß die unsaubere Quelle bedenken, der diese „liberale“, „vom Zeitgeist getragene“ Politik entfloß. Vom Geld hat zwar ein Kaiser gesagt — und der mußte es wohl

verstehen — es rieche nicht, der Hautgout*) ist aber nicht Jedermanns Sache, und das schönste Geschenk muß Leuten mit halbwegs empfindlichen Nasen durch penetranten Gossengeruch verleidet werden.

Damit soll nicht gesagt sein, die Opposition, welche sich gegen das „H—mensch“ entwickelte, und immer breitere Volksschichten erfaßte, sei ausschließlich oder auch nur zum größeren Theil auf diesen Gossengeruch zurückzuführen. Das wäre eine Schmeichelei, die wir vor unserem historischen Gewissen nicht verantworten könnten.

Eine „öffentliche Meinung“ gab es zu jener Zeit in Bayern nicht.

Das „öffentliche Leben“, sofern von einem solchen die Rede sein kann, drehte sich um zwei Faktoren: die Pfaffen und das Bier. Bayern, und speziell München, hatte jedes Jahr — und ganz ist das noch nicht aus der Mode gekommen — eine Bierrevolution. Und wenn es bisher noch keine Pfaffenrevolution gehabt hatte, so erklärt sich dies blos daraus, daß die Pfaffenzufuhr der Pfaffennachfrage vollauf genügte, also eine Vertheuerung oder Erschwerung dieses Genusses nicht eingetreten war.

Jetzt kam aber auch dieses Genußmittel in Gefahr, und wie bei Vertheuerung oder Erschwerung des Biergenusses, ergriff revolutionärer Zorn die Gemüther der braven Münchener.

Wie dem indeß sein möge, der obenerwähnte Ekel vor Gossen und Gossengeruch hatte ebenfalls sein Theil an dieser bedenklicher und bedenklicher werdenden Gährung.

Die Universität, auf welcher der Jesuitismus vorherrschte, schürte die Opposition.

Mehrere Professoren, die sich besonders hervorthaten, wurden versetzt oder abgesetzt, darunter der sehr beliebte Lasaulx. Indeß das nützte nichts, — goß im Gegentheil bloß Oel in's Feuer. Es kam zu ernstlichen Demonstrationen und Tumulten vor dem Schloß der „Gräfin“ — Tumulten, bei denen die Person des Königs selbst nicht geschont wurde.

Herr von Maurer bemerkte bald breakers ahead, — gefährliche Sturzwellen im Cours des Staatsschiffleins, dessen Steuer er erfaßt, und da er keine Lust hatte, für die Spanierin ein kaltes Bad zu nehmen, so salvirte er sich mit Rattenklugheit, und reichte im November seine Demission ein, die

---

*) Der Geschmack von halbverfaultem Fleisch, Wildbretgeschmack.

er auch erhielt. Nach einer anderen Lesart war der Rücktritt nicht freiwillig gewesen, und hatte Herr von Maurer mit Schimpf und Schande — seinen Abschied bekommen, weil er im Landtag es nicht verstanden, unliebsame Debatten über die Lola-Affaire zu verhüten. Welche Lesart die richtige, wissen wir nicht — es ist auch gleichgültig für die Beurtheilung des Herrn von Maurer, die eine so ungünstige sein muß, daß sie durch den Unterschied zwischen beiden Lesarten nicht alterirt wird.

Dem Ministerium Maurer folgte das Ministerium Wallerstein. Das „Geschmeiß", um mit Herrn von Abel zu reden, war diesmal nicht bloß ein „Herr von" — es war ein Fürst, und keiner von Talmi. Ein ächter Fürst, wie der Gothaer Kalender ausweist — Fürst von Wallerstein —, ihm zur Seite die einfach adeligen Herren von Beisler und von Berks. Man darf die Namen nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen.

Der Herr Fürst „griff durch". Von dem Grundsatz ausgehend, daß man den Feind in seinem Lager angreifen muß, trug er den Krieg in die Universität hinein, und organisirte der „Gräfin" eine Leibwache von Studenten. Das Corps „Alemannia" wurde gegründet.

Man hat dasselbe mit ungemischter Verachtung betrachten zu müssen geglaubt. Das scheint uns jedoch nicht ganz billig. Man muß immerhin der Thatsache Rechnung tragen, daß der neckische Zufall die neugebackene Gräfin Landsfeld an die Spitze einer liberalen Bewegung gestellt hatte, und daß es einen Kampf gegen die Jesuiten galt, für den sich die jungen Leute recht gut bona fide (ehrlich) ohne schlimme Hinter- und Nebengedanken begeistern konnten.

Die „Alemannen" versahen ihr Leibgardenamt mit großem Eifer, und sorgten mit großem Eifer für Skandal.

Prügeleien zwischen den Ultramontanen und „Lolamontanen" waren tägliche Vorkommnisse, und die Stimmung in der Bürgerschaft wurde immer gereizter.

Am 31. Januar des Jahres 1848 sollte der alte Görres begraben werden, der mitten in diesem ihn arg aufregenden Trubel — die fromme Legende behauptet: an diesem Trubel — gestorben war; das war eine Gelegenheit, welche die schwarzen Demagogen sich nicht entgehen ließen. Das Leichenbegängniß des todten Zionswächters und ausgelöschten Kirchenlichts wurde zu einer großartigen Demonstration gegen Lola und was drum und dran hing benutzt.

Lola, Ludwig und Wallerstein waren aber nicht so leicht einzuschüchtern. Die Universität hatte die Demonstration in Scene gesetzt — am 9. Februar wurde die Universität geschlossen — bis zum Oktober, verfügte das königliche Dekret.

Bis zum Oktober — das war lang. Die Münchener fanden es auch. Sie rechneten aus, welche Verluste ihnen durch die halbjährige Abwesenheit der Studenten erwachsen, wie viele Familien, die von den Studenten lebten, zu Grunde gerichtet würden und — inzwischen war die Zeit des Bockbieres und der Bierkrawalle gekommen. Das Bier war gut, — wie viele Seidel weniger würde Jeder zu trinken haben, wenn das königliche Dekret zur Ausführung kam? Das Rechenexempel konnte ein Jeder machen, und Keiner rechnete zu wenig heraus.

Es kam zu Zusammenrottungen, und so bedrohlich gestalteten sich die Dinge, daß König Ludwig es für gut fand, den Beschluß zurückzunehmen und die zum Stichblatt der Volkswuth gewordene Alemannia aufzulösen.

Doch das genügte nicht mehr. „Das L—", und wie die anderen, nicht wiederzugebenden epitheta ornantia (Ehrentitel) lauteten, das „L—" muß fort!", war die Losung in den Häusern, in den Kneipen, auf der Straße. Die Fenster des gräflichen Schlosses wurden eingeworfen — die Polizei war machtlos — Volkshaufen drangen in das Schloß ein und demolirten, was ihnen unter die Hände kam (entwendet wurde nicht für einen Pfennig!) und Lola war ihres Lebens nicht mehr sicher. Der König vermochte sie nicht zu schützen, er brauchte selber Schutz. Muthig, wie sie war, diesem Sturm war unmöglich zu widerstehen — die „Gräfin von Landsfeld" floh aus München.

Inzwischen dröhnte der Februardonner von Paris herüber, und die gewaltige Lufterschütterung brachte die aufgeregten Wogen in verstärkte Bewegung.

„Mein Königreich für Lola," hatte Ludwig der Teutsche einst in seiner Liebesextase ausgerufen. Das Volk nahm ihn beim Wort.

Es war herausgekommen, daß er mit dem „L—" noch geheime Zusammenkünfte hatte, — das schlug dem Faß den Boden aus.

„Das L— muß fort!" wurde variirt in „der Ludwig muß fort!", und am 20. März sah König Ludwig sich veranlaßt, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Er that es mit den Worten: „Treu der Verfassung regierte ich, dem

Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen wäre, so gewissenhaft ging ich mit den Staatsgeldern, mit dem Staatsgute um."

Ludwig hat viele Fehler gehabt, aber er war kein Heuchler und meinte es ehrlich und gut. Er hat ohne Zweifel geglaubt, die Wahrheit zu sagen —, und auch nicht gemerkt, welches Compliment er den Freistaaten alias Republiken gemacht.

Genau drei Monate später, am 20. Juni 1848, kamen im Frankfurter Parlament die Vorgänge in München andeutungsweise zur Sprache. Damals rief Robert Blum den Phantasten des „Rechtsbodens", Vincke & Comp. zu:

„Es gab einen Staat in Deutschland, der auch auf dem historischen Rechtsboden stand, auf Ihrem historischen Rechtsboden, welcher uns hier so oft vorgeführt wird. Dieser Staat ward in seinen Grundvesten erschüttert durch den Fuß einer Tänzerin."

Ist es wirklich so?

Zweihundert Jahre vorher hatte Pascal das berühmte Wort ausgesprochen: „wenn die Nase der Kleopatra etwas länger oder kürzer gewesen wäre, hätte die Welt eine andere Gestalt bekommen."

Sehr geistreich das, allein zum Glücke nicht wahr. Die Nase der Kleopatra hat, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen und die zufällige Erscheinungsform nicht mit dem Inhalt und Wesen verwechseln, mit der Katastrophe des römischen Weltreichs gerade so wenig zu thun, wie der Fuß der Tänzerin Lola mit dem Krach des vormärzlichen Deutschland. Wäre Kleopatra's Nase nicht so hübsch und so anziehend gewesen, daß Antonius ihr bei Aktium mitten aus der Schlacht nachlief, dann wäre freilich die Schlacht bei Aktium aller Wahrscheinlichkeit nicht von Oktavianus gewonnen worden, und Oktavianus wäre dann nicht Augustus geworden, allein das sind doch Gedankenspielereien, die man nicht ernst nehmen darf. Hätte der Vater des Oktavianus die Nase der Mutter des Oktavianus nicht schön gefunden, dann hätte es gar keinen Oktavianus gegeben, und der Nase der Kleopatra war die Aufgabe erspart, das römische Kaiserreich zu gründen. Mit solchen Wenn und Aber kann man Alles Mögliche machen, nur nichts Vernünftiges.

Die äußere Form der Ereignisse, die Personen, an welche sie sich knüpfen, die Umstände, auf denen sie fußen — das ist freilich, was man so nennt, zufällig. Und die Nase

einer königlichen, und der Fuß einer nichtköniglichen Buhlerin kann da bedeutende und sehr sichtbare Wirkungen erzielen; aber, um uns so auszudrücken, für den Strom der Entwicklung sind diese, auf der Oberfläche sich zeigenden Spritz- und Schaumwellen völlig belanglos — er geht ruhig seinen Gang, nach den ehernen Gesetzen, die jede Bewegung regieren.

Ohne die Nase der Kleopatra hätte Antonius zwar die Schlacht bei Aktium wohl kaum verloren, und ohne den Fuß der Lola wäre Ludwig der Teutsche vielleicht auf seinem Throne gestorben, aber die Fäulniß des römischen Weltreichs und sein Zerfall wäre auch ohne die Nase der Kleopatra erfolgt, ebenso die Fäulniß und der Zerfall des Abel-Ludwig'schen Systems auch ohne den „Fuß einer Tänzerin".

Es war Lawinenwetter. Und wenn die Lawinen einmal zum Sturz reif sind, dann kann ein winziges Steinchen sie in Bewegung setzen so gut wie ein Felsblock, ein sich niederlassender Sperling so gut wie ein Adler. Und warum nicht der Fuß einer Tänzerin?

Uebrigens lag der Streit zwischen Jesuitismus und Liberalismus (ohne Gänsefüßchen!) damals in der Luft. Und der Lola-Spektakel war eigentlich nur ein komisches Neben- und Nachspiel des, trotz der kleinen Bühne, sehr ernsthaften Sonderbundskriegs. —

Die arme Lola taucht, nach ihren Münchener Staats- und Glanzabenteuern, an verschiedenen Orten wieder auf, sie kann aber das Glück nicht mehr an sich fesseln. In England findet sie einen reichen übergeschnappten Offizier, der sie heirathet und mit dem sie einige Zeit herrlich und in Freuden lebt. Jedoch es dauerte nicht lange. Sie ging dann nach Amerika, wo sie hier und da Vorlesungen hielt und auch Memoiren veröffentlichte. Leider uninteressant, weil nicht wahr. Sie selbst konnte nicht schreiben und war einem ungeschickten Reporter in die Hände gefallen.

Was hätte ein guter Schriftsteller, der zugleich Menschen- und Weltkenner, aus den Memoiren der vielgewanderten, schicksalsreichen Tänzerin machen können!

In den 50er Jahren verscholl sie. Wir wissen nur, daß sie, auf daß das bekannte Sprichwort erfüllt werde, unter die Betschwestern ging und sich dem Spiritismus ergab.

Am 17. Januar 1861 starb zu New-York in einer erbärmlichen Kammer ein schwindsüchtiges abgemagertes Weib, um deren hinterlassene Kleider sich die Logiswirthin und ein Dienstmädchen zankten, noch ehe die Erblasserin ganz todt war.

Das schwindsüchtige, abgemagerte Weib in der erbärmlichen Kammer zu New-York war Lola Montez, ehemalige Gräfin von Landsfeld, Urheberin der ersten Revolution in Deutschland.

Sic transit gloria mundi!

Die Februarrevolution.

Und nun nach Frankreich, dem auserwählten Land der politischen Initiative — nach Paris, dem lebendigen Krater, der im vorigen Jahrhundert ein Jahrzehnt lang Lava und Asche zum Schrecken Europas ausgestoßen und durch die furchtbare Erschütterung die ganze Gestalt des Erdtheils verändert hatte — zu dem Krater, der vor 18 Jahren in den heißen Julitagen von Neuem einen nicht mißzuverstehenden Beweis seiner Lebenskraft gegeben hatte, und in dessen Innerem es jetzt wieder ominös rollte und grollte!

Louis Philippe, der Schlaueste der Schlauen, war alt geworden. Beliebt war er eigentlich nie gewesen. Die Republikaner konnten ihm nicht verzeihen, daß er sie durch ziemlich ordinäre Kniffe um die Republik betrogen; die Anhänger der Bourbonendynastie erblickten in ihm einen ehrvergessenen, pietätslosen Prätendenten, der seinem nahen Verwandten und legitimen Monarchen heimtückisch um die Königskrone gebracht hatte, und außer den schweren eigenen Sünden die noch viel schwereren Sünden seines Vaters zu tragen hatte. Sein Vater war jener Herzog von Orleans, genannt Egalité (Gleichheit) — er selbst hatte sich so getauft — vielleicht die tragischste Figur der französischen Revolution. An den Stufen des Thrones geboren, außerordentlich begabt, geistreich, ein Feuerkopf, zugleich mit scharfem Verstand, den demokratischen Ideen, die damals in den vornehmsten Kreisen Mode waren, von frühester Jugend an zugethan — man weiß nicht ob mehr aus angeborner Neigung oder aus Berechnung, damit er die offenbar an Altersschwäche leidende Bourbonenlinie dauernd beerbe, er der Vertreter der jüngeren, lebensfrischen Linie; — keck, leichtsinnig mit dem Revolutions-Feuer spielend, das hier und da aus den Erdspalten hervorzüngelt, empfand der junge Philippe von Orleans ein Grauen, als er 1789 sah, daß das Feuer, mit dem er, mit dem so viele seiner Standesgenossen gespielt, nicht blos die Finger verbrannte, sondern das ganze monarchische Frankreich zu verzehren drohte. Es graute ihm, dem sonst Furchtlosesten

der Menschen, er suchte sich mit seinem Vetter, dem König, und mit der Königin auszusöhnen. Er that den ersten Schritt, er suchte den König auf, und wurde mit Hohn abgewiesen, mit Insulten überhäuft. Freche Höflinge, angereizt durch des Königs lüderliche und verdorbene Brüder, die Herzöge von Artois und Provence — beide später König geworden — spieen ihm, dem die Treppe hinabgehenden, auf den Kopf.

Da war das Tischtuch auf ewig zerschnitten. Er war verstoßen von seiner Familie, von dem Hof in die Acht erklärt — er gehörte der Revolution, er, der an den Stufen des Thrones geborene Prinz, der reichste Mann Frankreichs. Und er gehörte ihr ehrlich, mit ganzem Herzen und ganzer Seele. In dem Prozeß, der 1794 mit seiner Verurtheilung endigte, konnte ihm auch nicht die geringste Handlung nachgewiesen werden, die auf verrätherische Absichten zurückzuführen war.

Und als am 17. Januar des Jahres 1793 in jener denkwürdigen Abstimmung, die über das Schicksal Louis Capet's, des entthronten Bourbonenkönigs, entschied und fünf Tage und vier Nächte fast ununterbrochen dauerte, die Reihe des Antwortens an ihn kam, da ging er festen Schritts auf die Rednerbühne und sprach mit fester Stimme, unter dem athemlosen Schweigen seiner Collegen vom Convent und des Publikums: „Nach Pflicht und Gewissen stimme ich für den Tod.“ Und als zwei Tage später die Reihe an ihn kam, sein Votum abzugeben: ob Aufschub oder sofortige Vollstreckung des Todesurtheils, da schritt er abermals festen Schrittes auf die Rednerbühne und sprach mit fester Stimme: „Nach Pflicht und Gewissen stimme ich gegen den Aufschub!“

Das haben die Anhänger der Bourbonen ihm nie vergessen, und das haben sie seinem Sohn nie vergessen, der die ererbte Schuld durch Annahme der Krone Karl's des Zehnten ja auch selber nach Kräften vergrößert hat.

Karl der Zehnte, dessen Krone auf Louis Philippe's von Orleans unlegitimen Kopf wanderte, war einer der beiden Prinzen*), die Anfangs der 90er Jahre das Hofge-

---

*) Karl der Zehnte war der frühere Herzog von Artois; sein älterer Bruder der Herzog von Provence, hatte vor ihm, nach der Ueberwindung Napoleon's, unter dem Namen Ludwig der Achtzehnte regiert — Ludwig der Achtzehnte, weil der unglückliche Kronprinz, der im Tempelgefängniß starb, nach legitimistischen Gebrauch als König gezählt wurde (Ludwig der Siebzehnte) — wie ja auch der letzte Napoleon den nie auf den Thron gelangten Sohn des ersten Napoleon hintenach zum Napoleon II. machte.

sindel angestachelt hatten, Philippe von Orleans, dem Vater Louis Philippe's, auf den Kopf zu speien. Und zwar hatte er bei dieser unwürdigen Scene die Hauptrolle gespielt — und wahrlich nicht im Interesse seines älteren Bruders und der Königin. Denn es ist notorisch, daß er in schmachvoller Weise gegen Beide intriguirt hat. Namentlich hatte er es darauf abgesehen, den Ruf der etwas leichtsinnigen Marie Antoinette systematisch zu untergraben; bei der abscheulichen Halsbandgeschichte hatte er die Hände im Spiel, und wenn die unglückliche Königin dem französischen Volk für eine Messaline galt, der auch die unnatürlichsten Ausschweifungen zuzutrauen waren, so trugen hieran nicht die revolutionären Wortführer die Schuld, sondern der Königin eigener Schwager, Herzog von Artois und später König Karl der Zehnte.

Karl den Zehnten ereilte die Nemesis im Juli 1830. Der verhaßte Vetter von Orleans, der Sohn des Königsmörders „stibitzte" die „in den Koth gefallene Krone". — —

Unrecht Gut gedeiht nicht. Wie schon gesagt, die Krone saß nicht mehr fest auf Louis Philippe's Speckkopf. Nicht bloß die Republikaner und Legitimisten, — denen man allenfalls auch noch die, damals übrigens mit den Republikanern zusammenfallenden Bonapartisten zurechnen kann — waren unzufrieden — der Volksmassen, der „breiten Schichten", oder vile multitude*), nach dem gang und gäben Ausdruck der Louis Philippe'schen Aera, hatte sich ein Gefühl der Unzufriedenheit bemächtigt, welchem Verachtung beigesellt war.

Louis Philippe war in Wirklichkeit, was er verheißen hatte, ein roi bourgeois, — das heißt nicht ein Bürgerkönig, sondern ein Bourgeoiskönig. Den selbstbeigelegten Titel des Bourgeoiskönigs verdiente er in der That, wohingegen der andere selbstbeigelegte Titel: „Die beste der Republiken" eine recht plumpe Heuchelei war.

Enrichissez vous! Bereichert Euch! hatte in seinem Namen Guizot der französischen Nation zugerufen. Und Enrichissons nous! bereichern wir uns! hallte es auch tausendstimmig zurück. Es war ein 18jähriger Tanz um das goldene Kalb, das beiläufig gar kein goldenes Kalb gewesen ist, sondern ein kegelförmiges Symbol des Jehova, das durch einen Uebersetzungsfehler in ein Kalb verwandelt wurde.

Reich werden! Das war die Losung. Durch gute Mit-

*) vile multitude, die gemeine Menge, das verächtliche Plebs.

tel, durch schlechte Mittel, — ehrlich oder nicht ehrlich — nur reich werden! Der Erfolg wäscht jeden moralischen Flecken ab, und wer auf dem Wege zum Reichthum den Code Penal (das Strafgesetzbuch) und das Zuchthaus mit dem Aermel gestreift hat, braucht sich darum nicht zu schämen.

Alle 10 Gebote darf man verletzen, mit Füßen treten — nur nicht das eilfte: Du sollst Dich nicht erwischen lassen.

Leider ließen sich aber Verschiedene erwischen.

Hohe Herren! Herren, die dem Hof, die der Regierung nahe standen, ja Mitglieder der Regierung. Und so kam das ganze System allmählich bei dem Bürgerthum in Mißkredit, während unter der Arbeiterklasse sozialistische Ideen immer mehr Wurzel faßten.

Man kann wirklich sagen, daß Louis Philippe mit all seiner Schlauheit es um 1847 fertig gebracht hatte, sich die Sympathien einer jeden Volksklasse zu verscherzen. Zu den häßlichen Auswüchsen des Enrichissez vous-Systems kamen noch zahlreiche Fehler auf dem Gebiete der äußeren wie der inneren Politik, welche die so feinfühligen Franzosen verletzten, und die Kluft zwischen der Dynastie mit dem Volke erweiterten.

Zum Unglück für die Orleansfamilie war der Thronerbe, welcher nach Thronerbenart liberale Alluren gehabt und die Kunst der Popularität recht gut verstanden hatte, durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückt, und der Gedanke einer Regentschaft, die nach dem Tode des Königs für dessen minderjährigen Enkel nothwendig werden würde, gefiel den Franzosen um so weniger, als die Brüder des verunglückten Thronfolgers, denen die Regentschaft zufallen mußte, sehr unbeliebt waren.

Daß es an revolutionärem Zündstoff in Paris und Frankreich nicht fehlte, hatten die periodischen Aufstände bewiesen — von den vielen Verschwörungen und Attentaten nicht zu reden, die mitunter direkt auf schmutzige Polizeimanöver zurückgeführt wurden.

In der Presse, in der öffentlichen Meinung erreichte die Opposition gegen das herrschende System eine Intensivität, welche das Schlimmste für die Regierung befürchten ließ, die Kammer wurde dadurch aber nicht beeinflußt. Sie vertrat eben nicht das Volk, d. h. sämmtliche Klassen der Gesellschaft, sondern nur eine winzige Minorität, die Meistbesitzenden.

Das Recht, Abgeordnete zu wählen, war an einen Census

von 200 Frcs. jährlicher direkter Steuern geknüpft, und so zum Privilegium von nicht ganz einer Viertelmillion Reicher gemacht, während Frankreich über 4 Millionen männlicher Individuen von mehr als 21 Jahren enthielt.

Die Kammer vertrat also blos die Elite des Reichthums; und die reichen Leute, wenn man den dünngesäten legitimistischen Adel ausnimmt, waren für eine Regierung, die das Enrichissez vous! zur obersten Staatsmaxime erhoben hatte. Indem die Kammer sich mit der Regierung zufrieden (satisfait) erklärte, handelte sie nur im Einklang mit ihren Wählern.

Auf der einen Seite ein unzufriedenes Volk.

Auf der anderen Seite eine zufriedene Kammer, gewählt von den zufriedenen Wählern — einer verschwindend kleinen Minorität von Bürgern.

Das war ein Gegensatz, der entweder ausgeglichen werden, oder sich zu einer Katastrophe zuspitzen mußte.

Um den Gegensatz auszugleichen, waren schon wiederholt Anträge auf Erweiterung des Wahlrechts, ja auf Einführung des allgemeinen Stimmrechts gestellt worden — theils von republikanischer, theils von legitimistischer Seite. Von republikanischer Seite aus demokratischen von legitimistischer aus demagogischen Beweggründen. Die Legitimisten, die sonst mit ihren angeborenen Königen, den Bourbons, die Eigenschaft theilen, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben, hatten wenigstens so viel kapirt, daß es mit dem alten Königthum von Gottesgnaden vorbei war, und daß, sollte das legitime Königthum wieder aufgerichtet werden, dies nur auf der Basis der Volkssouveränität möglich sei. So hatten sie sich allmählich eine Art Volkskönigthum zurecht gemacht – das seitdem auch in Deutschland gespukt hat — ein Königthum, das sich auf die breiten Schichten des Volks stützen und dadurch eine festere Grundlage erlangen sollte, als das illegitime Königthum des „Kronenräubers", das nur eine winzige Minorität des Volks zur Stütze hatte. Aus dieser Anschauung wuchs naturgemäß die Forderung des allgemeinen Wahlrechts hervor, und wenn man bedenkt, wie konservativ diese urdemokratische Institution später in Frankreich und Deutschland „gearbeitet" hat, so muß man in der That zugestehen, daß die Legitimisten, die beiläufig auch stark sozialistische Anwandlungen hatten und von einer, gegen die Bourgeoisie gerichteten Allianz zwischen Aristokratie und Proletariat träumten, mit

ihrem Vorschlag des allgemeinen Stimmrechts nicht ganz so unpraktisch waren, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte.

Die Corruption, welche die Signatur der Louis Philippe'schen Aera ist, hing eng zusammen mit dem herrschenden Wahlgesetz. Lassen wir einen gewiß unverdächtigen Zeugen reden: Herrn Dr. Oscar Jäger, den Verfasser des Kapitels Frankreich in der Fortsetzung von Schlosser's Weltgeschichte*):

„Das bestehende Wahlgesetz legte die Wahlberechtigung in die Hand einer sehr kleinen Zahl von Wählern; und der Regierung wurde es nicht schwer, mit der ungeheuren Fülle der Macht, die sie in Händen hatte, die Wahlkörper und die Deputirten nach ihrem Willen zu lenken, und sie that dies mit dem Mittel einer großartigen, anfangs anständigen (!!), mehr und mehr aber schamlos und unverhüllt getriebenen theils mittelbaren theils sehr unmittelbaren Bestechung. Der Wahlbezirk, der einen gutgesinnten Deputirten wählte, hatte es an Schulbeiträgen, Staatszuschüssen zu irgend welcher gemeinnützigen Anstalt, Verkehrswegen u. s. w. zu spüren; der gutgesinnte Deputirte fand für sich selbst oder seine Bekannten und Verwandten, seine Neffen, seinen Schwiegersohn Fürsprache und Förderung, einen Platz im Ministerium, eine Lieferung, eine Concession, und sah seine eigene Brust mit dem vielbegehrten Ziele französischen Ehrgeizes (gibt's anderorts nicht einen sehr ähnlichen Ehrgeiz?), dem Bande der Ehrenlegion geschmückt; waren es Beamte, so machte sich die Belohnung der Treue noch einfacher. Dieses System lag klar vor Augen, und diese Art von Corruption wie jede andere bot dem gallischen Witz, dem es natürlicher ist, das Laster zu belachen als sich darüber zu entrüsten (!), den dankbarsten Stoff; es hätte der großartigen Skandale kaum bedurft, um das Uebel aller Welt einleuchtend zu machen. Dergleichen Skandale häuften sich aber: die Verwaltung des Kriegshafens von Rochefort z. B. erwies sich als ein schamloses System betrügerischen Raubes Seitens seiner hohen und niederen Beamten; das Arsenal von Toulon ging in Flammen auf, als man im Begriff stand, auch gegen seine Verwaltung eine Untersuchung einzuleiten, und Niemand wußte den Urheber des Brandes anzugeben und ausfindig zu machen; in den Getreidemagazinen des Kriegsministeriums fehlten

*) Bd 16. S. 547 f. (Ausg. von 1876.)

28,000 Centner; ein Unterbeamter hatte vor langen Jahren auf die unredliche Verwaltung des Direktors die Aufmerksamkeit gelenkt, war aber ohne Untersuchung abgesetzt worden und im Elend gestorben. Das größte Aufsehen erregte der Prozeß Teste-Cubières, bei welchem zwei ehemalige Minister betheiligt waren. Der eine, General Cubières, Pair von Frankreich, war 1841 einem Advokaten behülflich gewesen, von dem damaligen Minister der öffentlichen Arbeiten Teste, die Concession zur Anlage eines Bergwerks zu erlangen, und der Letztere hatte dabei ein „Geschenk" von 94,000 Francs unter dem Schein einer Betheiligung an jenem Unternehmen angenommen. Die Aufregung, welche diese Vorgänge erregten, gab auch einem anderen Verbrechen, das sonst nur den Annalen der Criminaljustiz angehören würde, eine gesellschaftliche (? nicht politische?) Bedeutung: Der Herzog von Praslin, ein Mann vom höchsten Adel und gleichfalls Pair von Frankreich, ermordete auf grauenhafte Weise seine Frau, eine Tochter des Marschalls Sebastiani, und entzog sich dann den Richtern, indem er im Gefängnisse sich vergiftete."

So weit der Auszug. Die Leser, die Hrn. Jäger vorher nicht kannten, haben nun nebenbei auch seine Manier, Geschichte zu schreiben, kennen gelernt. Für den haarsträubenden Stil kann der Mann nichts — le style c'est l'homme, und aus seiner Haut kann Niemand heraus — aber den albernen Chauvinismus, der seine Geschichte der neuesten Zeit absolut werthlos macht und durch seine tollen Bocksprünge das Geschichtswerk des edlen Schlosser geradezu verunziert, hätte er doch wahrhaftig bei Besprechung des inneren Fäulnißprozesses in Frankreich des Louis Philippe weglassen sollen.

Oder ist es nicht höchst unpassend und obendrein sinnlos, den Franzosen vorzuwerfen, daß sie „das Laster belachen" anstatt „sich darüber zu entrüsten", mit Rücksicht auf Vorgänge, welche Herr Jäger nur deshalb anführt, weil sie die Februarrevolution vorbereitet haben. Wir wüßten nicht, wie ein Volk seine Entrüstung über die Corruption des herrschenden Systems drastischer zeigen könnte, als durch eine Revolution.

Von dieser chauvinistischen Betise und einigen anderen Geschmacklosigkeiten abgesehen — und selbstverständlich dem haarsträubenden Stil — ist aber richtig, was Dr. Jäger über die Corruption des Louis Philippe'schen Regiments sagt.

Nach einem langen konstitutionellen „Schaukelspiel"

zwischen Thiers und Guizot, hatte sich endlich Guizot so fest an das Staatsruder angeklammert, daß alle Anstrengungen des ehrgeizigen eitelen Thiers, ihn niederzuwerfen, erfolglos blieben. Guizot war ein Fanatiker der gefährlichsten Sorte, nämlich ein Fanatiker des Doktrinarismus. Er hatte seine politische „Doktrin" von der er durch nichts abzubringen war. In seine Doktrin war er verliebt und verbissen. Mochten die Ereignisse ihm das schärfste Dementi geben — die Ereignisse hatten unrecht, und er, der unfehlbare Guizot, hatte recht. Solche Menschen hören keine Vernunft; die Ereignisse müssen ihnen direkt vor den Kopf schlagen, und auch dann werden sie noch nicht vernünftig.

In seiner Weise war Guizot ein Charakter, was von seinem Widerpart Thiers nicht gesagt werden kann; und, was mehr heißen will, er war ein ehrlicher Mann, was von Thiers noch viel weniger gesagt werden kann. Obgleich er es war, der durch sein Enrichissez-vous! das Signal zu den Orgien des Schwindels und der Corruption gegeben hatte, so blieb er persönlich rein von Schwindel und Corruption. Dies Zeugniß muß man ihm ausstellen, und es wiegt schwer in einer solchen Zeit.

In seinen Doktrinarismus verrannt, sah er die politische Lage im rosigsten Licht. Er regierte mit peinlichster Sorgfalt dem konstitutionellen Katechismus gemäß, den er sich — natürlich nach unverstandenem englischen Muster — zurecht gemacht hatte. Er besaß das Vertrauen des Königs und der Majorität in den beiden gesetzgebenden Körpern — Pairskammer und Deputirtenkammer — er handelte im Sinn und zum Gefallen des Königs und der gesetzgebenden Körper — ergo war Alles in Ordnung: er, der unfehlbare Staatsmann Guizot that seine Schuldigkeit als konstitutioneller Minister, und die unfehlbare Maschine des Constitutionalismus ging wie geschmiert.

Sie war auch wirklich geschmiert, wie wir soeben gesehen haben. Doch von diesen schmutzigen Praktiken hatte der Chef der Regierung keine Ahnung.

Ist das möglich?

Wir müssen es annehmen. Es ist freilich ein psychologisches Räthsel, jedoch ein Räthsel, zu welchem das Wesen des Mannes uns den Schlüssel gibt. Seine eigene Unfehlbarkeit und die Unfehlbarkeit seines Systems, seiner Doktrin, waren ihm Glaubenssätze geworden, die keinerlei Zweifel

aufkommen ließen. Dieser Glaube beherrschte ihn vollständig und war nach und nach zur Monomanie geworden.

In jedem ehrlichen Menschen steckt bekanntlich ein Spitzbube, und in jedem Spitzbuben ein ehrlicher Mensch. Mit demselben Recht läßt sich sagen: in jedem vernünftigen Menschen steckt ein Narr, und in jedem Narren ein vernünftiger Mensch. Wohlgemerkt Narr — nicht Idiot. Verrückt, nicht blödsinnig.

Keinem Psychologen ist es noch gelungen, die Grenzlinie zu ziehen zwischen gesundem und krankhaftem Funktioniren des Hirnes. Erscheinungen, die der Unerfahrene auf das Irrenhaus beschränkt meint, finden sich tausendfach im normalen Leben, im Leben der Alltagsmenschen und im Leben der Großen und Gewaltigen der Erde — der Gewaltigen an Geist und an gewöhnlichen Machtmitteln.

Nicht selten sind Menschen, die zwar Augen haben zu sehen, aber nicht mit ihnen sehen, wenigstens nicht die Dinge, die um sie sind, sondern nur die Trug- und Phantasiebilder, welche sie sich selber geschaffen haben, welche sie überall hin herumtragen. Ihr Auge blickt statt in die frische wogende Welt nur in das Glas des Guckkastens mit den Bildern, die sie sich selber gemalt haben.

Ein solcher Monoman war Guizot. Sein scharfer Verstand war seinen Illusionen ganz unterthan, arbeitete ausschließlich im Dienst seiner Illusionen. Von seinen Wahnbildern absorbirt, bezaubert gewissermaßen, sah er von dem was um ihn vorging so wenig wie ein balzender Auerhahn — nur, daß dieser ein reelles Ziel in dem Auge hat, während der Doktrinärste der Fanatiker und der Fanatischste der Doktrinäre nichts vor sich hatte als die wesenlose Fata Morgana des Constitutionalismus.

Und es fehlte doch nicht an warnenden Stimmen, an warnenden Vorzeichen.

Corruption, Corruption! pfiffen die Sperlinge von den Dächern! Corruption, Corruption! war das unversiechbare Thema, welches die Spalten der von Tag zu Tag kühner werdenden Oppositionspresse füllte. Und sogar in der Kammer wurde das unvermeidliche Thema angestreift.

Es müssen andere Bahnen eingeschlagen werden! war der allgemeine Ruf.

Und die öffentliche Meinung bezeichnete auch den richtigen Weg:

Die Corruption wurzelt in dem Wahlmonopol der Hand-

voll von Höchstbesteuerten. Die Beschränkung des Wahlrechts ist die fons et origo malorum, die Quelle des Uebels, die Ursache der herrschenden Mißstände. Das Wahlrecht muß aufhören, das Monopol einer bevorzugten Minderheit zu sein. Wahlreform!

Wahlreform! war seit 1846 die allgemeine Losung.

Herr Thiers, der in der Corruptions-Athmosphäre zu Haus war und das beschränkte Wahlrecht verehrte, weil es die Basis des parlamentarischen Humbugs bildete und ihm, dem größten aller Geschichtsschreiber, Redner und Staatsmänner, die Gelegenheit gab, seine schönsten parlamentarischen Purzelbäume zu schlagen, sich der bewundernden Welt in seinem höchsten Glanze zu zeigen — Thiers wollte von einer gründlichen Wahlreform natürlich nichts wissen; er fälschte die Forderung des Volks, indem er unter dem Namen „Wahlreform" eine Herabsetzung des Census von 200 auf 100 Francs direkter jährlicher Steuern verlangte.

Das hätte die Zahl der Wahlberechtigten um etwa 150,000 — auf höchstens 400,000 in Allem — erhöht und die große Masse des Volkes unberührt gelassen. Ueber neun Zehntel wären nach wie vor ausgeschlossen gewesen, der Charakter des Wahlkörpers nicht wesentlich verändert worden.

Die einfachste Klugheit rieth zu einer Concession, die, obgleich nur eine Scheinconcession, doch für den Moment die öffentliche Meinung beruhigt hätte.

Was kümmerte Guizot die öffentliche Meinung? Er verachtete sie, worin er nicht so ganz unrecht hatte, aber er bemerkte nicht die elementaren Kräfte, deren Walten von der öffentlichen Meinung zum Ausdruck gebracht ward.

Er verschanzte sich hinter ein starres Non possumus*), und die willfährige Kammer unterstützte ihn — die parlamentarische Maschine ging wie geschmiert. War nicht Alles in Ordnung?

Und es grollte in den unterirdischen Tiefen, daß Jeder, der Ohren hatte zu hören, das unheimliche Gepolter vernehmen mußte, welches das Leben des alten Vulkans ankündigte.

Doch Guizot hörte nicht.

Es kamen die aufregenden Vorgänge in der Schweiz. Der Sieg des Radikalismus. Die Niederlage Guizot's und seines Genossen Metternich.

---

*) Wir können nicht.

Die Wirkung auf Frankreich war ungeheuer. Die Opposition gewann in demselben Maße wie Guizot verlor. Daß der Vertreter Frankreichs, des traditionellen Landes der Freiheit, Hand in Hand mit Metternich, dem traditionellen und fast sprichwörtlichen Vertreter alles dessen was unvolksthümlich, volksfeindlich und abgelebt, für die Jesuiten Partei ergriffen und in seiner Person Frankreich eine demüthigende, schmachvolle Niederlage zugezogen, das fiel schwer in die Waagschale — und zerstörte den Rest des Prestiges, welchen Guizot noch bewahrt hatte.

Immer tiefer drang die Erregung in die unteren Schichten.

Sogar ein Mitglied der königlichen Familie witterte Schwefeldunst oder Morgenluft. Louis Philippe's dritter Sohn, Prinz von Joinville, der „Admiral" und „Liberale" der Familie, schrieb am 7. November 1847 an seinen älteren Bruder, den verhaßten Herzog von Nemours:

„Ich schreibe Dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereignisse mich schwer beunruhigen. Es scheint mir unvermeidlich, daß der unnatürliche Zustand Frankreichs, welcher die konstitutionelle Fiktion (!) verschwinden machte, in der bevorstehenden Session der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Minister mehr, denn ihre Verantwortlichkeit ist gleich Null. Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück. Der König ist aber in einem Alter angelangt, wo man keinen Vorstellungen mehr zugänglich. Gewohnt zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiert. Seine unermeßliche Erfahrung, sein Muth, alle seine großen Eigenschaften verleiten ihn, der Gefahr kühn zu trotzen; allein die Gefahr ist darum nicht weniger groß. Unsere Lage ist schlecht. Im Inneren ein Finanzzustand, welcher nach 17 Friedensjahren keineswegs ein glänzender genannt werden kann, und auch nach Außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch ebenso nöthig als leicht gewesen wäre, der Eigenliebe unseres Landes etliche von jenen ihr so theueren Befriedigungen zu verschaffen, vermittelst deren man die Aufmerksamkeit der Franzosen von den bedenklichsten inneren Schäden ablenkt. Die spanische Campagne (die recht skandalösen Heirathsintriguen und Intriguenheirathen. Anm. d. Verf.) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treulosigkeit verschafft. Von England getrennt zur Stunde, wo die italienische Bewegung anhob, konnten wir uns an derselben nicht thätig und nicht in einer Weise betheiligen, welche

unserem Lande schmeichelt (séduit), und uns wieder in Einklang mit den Prinzipien gesetzt hätte, welche wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer etwas sind. Wir wagen es nicht uns gegen Oesterreich zu kehren, aus Furcht England möchte sofort eine neue Heilige Allianz stiften. Dieses Alles ist das Werk des Königs allein, ist das Resultat des Alters eines Königs, der regieren will und nicht mehr die Kraft besitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Diese unglückseligen spanischen Heirathen! Wir haben die Hefe ihrer Bitterniß noch lange nicht geleert . . . Alles zusammengerechnet, stehen wir so: im Inneren zerrüttete Finanzen; nach Außen die Wahl zwischen einer demüthigen Abbitte bei Palmerston oder der Schmach, gemeinsam mit Oesterreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unsere Prinzipien und unsere natürlichen Bundesgenossen zu kämpfen. An alledem ist der König schuld, — der König allein, welcher unsere konstitutionellen Einrichtungen gefälscht hat (qui à faussé nos institutions constitutionelles). Du wirst mir verzeihen, daß ich also von dem Vater spreche: Du weißt ja, wie sehr ich ihn achte und liebe. Aber es ist unmöglich, mich des Blickes in die Zukunft zu enthalten, und dieser erfüllt mich mit Schrecken."

Sehr pietätvoll war der Brief nicht, trotz der betheuerten Liebe und Achtung vor dem Vater, doch Pietät war nicht Sache der Orleans, — so wenig wie der Bourbons — und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Der Prinz von Joinville war übrigens noch der beste der verschiedenen Söhne. Aber Pietät hin, Pietät her, in Auffassung der politischen Lage hatte er Recht.

Freilich — und das zeigt wieder das Charakteristische der Raçe — an eine ehrliche Heilung der erkannten Uebel denkt dieser freisinnigste der Orleansprinzen nicht. Statt von Reformen erwünscht er das Heil von irgend einem auswärtigen Abenteuer, um seinem geliebten Vaterland eine von jenen so theueren „Befriedigungen der Eigenliebe" zu verschaffen, „vermittelst deren man die Aufmersamkeit der Franzosen (und nicht bloß der Franzosen! Anm. d. Verf.) von den bedenklichsten inneren Schäden ablenkt".

Wenn man diese Briefstelle nur mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird man angewidert von der verwerflichen, geradezu verworfenen Gesinnung, welche sich darin spiegelt. Die „bedenklichsten Schäden" werden vom Prinzen zugegeben — die Corruption — Alles; und der Sohn ver-

urtheilt den Vater, aber er verurtheilt ihn nicht, weil er die Schäden verursacht hat oder ihnen nicht abhilft — nein, weil er es versäumt, die Blicke des Volks von ihnen abzulenken!

Und wie gesagt, dieser Joinville war noch bei Weitem der beste der Race.

Interessant ist, der Passus von dem konstitutionellen Fiktionen! Das nennt man, aus der Schule geschwatzt. Und als Prinz, der 18 Jahre unter diesen „Fiktionen" gelebt hat, muß er es wohl wissen.

Freilich Guizot war anderer Ansicht. Die „konstitutionelle Fiktion" — das war der imaginäre Fels, auf den er die Kirche seines Doktrinarismus gebaut hatte.

Er und der greise König paßten zusammen. Beide waren Fatalisten. War Guizot aus Verranntheit in seine Doktrinen ein Fatalist geworden, so war Louis Philippe es durch die Gewohnheit des Glücks gewarden, des Glücks, das er für sein persönliches Verdienst hielt. Der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit war bei dem König aber so stark entwickelt wie bei seinem Minister, und da dieser Glaube bei beiden sich auf das gleiche Ziel richtete: Erhaltung des Status quo, so geriethen sie nicht in Collisionen miteinander, die sonst zwischen Leuten, die vom Unfehlbarkeitsteufel besessen sind, nie auszubleiben pflegen.

Das famose Thiers'sche Wort: le roi règne mais ne gouverne pas, der König regiert, aber herrscht nicht — eine jener windigen Definitionen, an denen die Charlatane des Constitutionalismus so reich sind, wenn es gilt die „konstitutionelle Fiktion" als Wirklichkeit erscheinen zu lassen, war von dem pfiffigen Louis Philippe dahin ausgelegt worden, daß der König direkt als König allerdings blos regiert, durch seinen Minister aber auch herrscht. Und da er sich mit Guizot sehr gut vertrug und König und Minister sehr gut zusammenpaßten, so bildete sich ein Compagniegeschäft für das Regieren und Herrschen heraus, ein Geschäft, bei welchem nicht festzustellen ist, wo die Thätigkeit des Einen anfing und die des Anderen aufhörte. Genug — sie glaubten beide an ihre Unfehlbarkeit und Einer bestärkte den Anderen im Widerstand gegen jeden Versuch einer Aenderung des Status quo.

Die Session der Kammern, auf die Prinz Joinville in seinem Briefe gespannt war, ist am 28. Dezember 1847 eröffnet worden. Der König selbst verliest die Thronrede, welche er mit Guizot aufgesetzt hat, und wirft der Opposition,

die auf den sogenannten „Reformbanqueten“ die Reformfrage in Fluß zu bringen gesucht hat, die Phrase hin: „Inmitten der Aufregung, welche feindliche oder blinde Leidenschaften nähren, belebt und unterstützt mich eine Ueberzeugung, daß wir in der konstitutionellen Monarchie, in der Einigkeit der großen Staatsgewalten die gesicherten Mittel besitzen, alle Hindernisse zu überwinden.“

Das war nicht mißzuverstehen! Und kennzeichnet drastisch die Verblendung des Königs und seiner Minister. „Die Einigkeit der großen Staatsgewalten“ war freilich ein unbestreitbares Faktum, aber diese „großen Staatsgewalten“ waren nicht der Staat, waren nicht Frankreich, sie waren nur, um mit dem Prinzen von Joinville zu reden, eine „konstitutionelle Fiktion“.

Die Opposition nahm den Handschuh auf. Gewaltig tobte der Wortkampf.

Die „feindlichen oder blinden Leidenschaften“ sollten in der Agitation für die Wahlreform bethätigt sein.

Vergebens protestirte die Opposition, vergebens klagte sie die Regierung an, durch ihren Widerstand gegen jede Reform Frankreich an den Rand des Verderbens zu bringen — am 12. Februar 1848 (die Kammerdebatten und die parlamentarische Spiegelfechterei haben uns glücklich in den Februar 1848 gebracht) ratifizirte die Kammer mit 223 gegen 18 Stimmen (im Bewußtsein ihrer unmelischen Ohnmacht enthielten die meisten Oppositionsmitglieder sich der Abstimmung) durch formellen Beschluß die „feindlichen oder blinden Leidenschaften“.

Guizot triumphirte. Louis Philippe triumphirte. Die konstitutionelle Maschine ging wie geschmiert.

Louis Philippe's Speckkopf strahlte von innerer Befriedigung. War ihm doch neben diesem glänzenden parlamentarischen Sieg noch die für einen „Emporkömmling“ (parvenu) gar schmeichelhafte Genugthuung geworden, daß ihm wenige Tage vorher anläßlich eines Familienerreignisses ein (vom 31. Januar 1848 datirtes) Handschreiben des legitimen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zugegangen war, also lautend:

„Sire, Sie sind der Schild der europäischen Monarchien; Sie sind der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten, erschütterten Grundlagen neu zu befestigen. Möge Gott Eure Majestät zum Heile Frankreichs und zum

Besten Europa's noch lange leben lassen! Das ist mein heißester Wunsch:"

Ungefähr anderthalb Monate später schwärmte der nämliche Friedrich Wilhelm für die nämliche Revolution, als deren Bändiger er hier Louis Philippe preist.

Und wieder etliche Monate später, nachdem das Blättchen sich abermals gewendet, drückte der nämliche König in Worten von möglichst unparlamentarischer Deutlichkeit seine souveräne Verachtung aus für eine Krone dans le genre de la coursonne des pavés de Louis Philippe — von der Sorte der Pflastersteinkrone Louis Philippe's. (Brief an Bunsen vom 13. Dezember 1848).

Tempora mutantur! Die Zeiten ändern sich.

So aber, wie König Friedrich Wilhelm der Vierte am 30. Januar 1848 an Louis Philippe geschrieben, so urtheilte damals die Welt der Ordnungsliebenden, voran die Fürsten und konservativen Minister Europa's.

Für Louis Philippe war dieser Brief noch um so schmeichelhafter, weil die von Gottesgnaden früher von ihm, dem „Usurpator" anders gedacht. Hatte doch der Oberpotentat der festländischen Potentaten, der zugleich mit päpstlicher und kaiserlicher Würde ausstaffirte Czar Nikolaus gar manchmal von der Höhe des Gottesgnadenthums herab dem „Sohn des Königsmörders", „dem Kronenräuber" den häßlichen Flecken seiner revolutionären Herkunft und sträflichen Illegitimität mit beutelberechneter Grausamkeit in's Gedächtniß gerufen.

Das war nun vergessen. Friedrich Wilhelm der Vierte war mindestens so legitim wie der russische Czar, und mindestens ebenso wohlbestallt von Gottesgnaden. —

Die Kammermajorität hatte gesprochen.

Die Opposition wollte die Antwort nicht schuldig bleiben.

Am 18. Februar erklärten 92 Deputirte, welche sich am 12. Februar der Abstimmung enthalten hatten, sie würden an einem für den 22. Februar anberaumten Reformbanquet theilnehmen.

Das war tapfer. Auch Herr Thiers war unter den Tapferen — man braucht also keine Angst zu haben. Und der parlamentarische Luftballon Odillone Barrot, heut verschollen, zu jener Zeit aber ein großer Mann — Held der geschwollenen Phrase, mächtige, runde, den Redner berauschende Worte, aber nichts als Wind und blauer Dunst in dem geschwellten Luftballon.

Guizot und der alte Louis Philippe kennen ihre Pappen-

heimer — den 21. Februar wird das Banquet verboten. Das Comité — keine Parlamentler — erklärt, es doch abhalten zu wollen.

Was thut die Opposition? Wie kann man fragen. Die parlamentarischen Oppositionsmaulkämpfer versammeln sich todesmuthig, um gegen das Unerhörte zu protestiren, und beschließen todesmuthig, mit allen gegen 18 Stimmen, das Unerhörte über sich ergehen zu lassen und das Banquet nicht zu besuchen.

Guizot und der alte Louis Philippe lachen in's Fäustchen. Für sie war die Sache nun abgethan. Die Weltgeschichte für Frankreich wurde konstitutionell von den „großen Staatsgewalten" gemacht: von dem König, seinen Ministern und den zwei Kammern. Außerhalb dieser „großen Staatsgewalten" gab es nichts.

Daß von der parlamentarischen Opposition nichts zu fürchten war, darin hatten Guizot und der alte Louis Philippe ja gewiß recht. Diesen Parlamentsschwätzern war das Verbot ihres Banquets sogar sehr angenehm, weil es ihre Popularität erhöhte, sie in einem gefährlichen Licht erscheinen ließ — so ein Bramarbas hat kein höheres Ideal, als für gefährlich zu gelten — und, last not least, weil es ihnen prächtigen Stoff für eine donnernde Rede gab.

So weit stimmte die Rechnung. Nur, daß sie ohne den Wirth gemacht war. Oder sagen wir korrekter: ohne den eigentlichen Hauseigenthümer, der aber bisher ziemlich still in seiner Stube gesessen hatte und dessen Existenz deshalb von den größten Einmiethern, den Großen der „großen Staatsgewalten" ganz und gar vergessen worden war.

Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht — ohne das Volk.

Worte sind merkwürdige Dinger. Dem Parlamentler sind es schillernde Seifenblasen, die man in die Luft bläst, oder bunte Bälle, die man in harmlosem Spiel einander zuwirft. Dem Volke jedoch sind sie etwas solideres. Die schillernden Seifenblasen und bunten Bälle sind in seinen naiven Augen wirkliche Kugeln, und das Wunderbare ist: wenn es nach ihnen greift, verwandeln sich die Seifenblasen und Bälle mitunter wirklich in wirkliche, ernsthafte Kugeln.

Was die Herren Thiers, und Odillon Barrot und Genossen in die Luft hinausgeblasen hatten, und noch hinauszublasen gedachten, das war an sich nicht der Rede werth, aber das Volk nahm die Seifenblasen ernst, und eines jener

Wunder von der Verwandlung der Seifenblasen in Kugeln war im Begriff sich zu vollziehen.

Guizot und der alte Louis Philippe merkten nichts.

Thiers, Odillon Barrot, und wie die Oppositionsschwatzkünstler alle heißen mochten, sie bemerkten nichts.

Es ist eine leicht nachweisbare Thatsache, daß diejenigen, welche die Weltgeschichte zu machen glauben, meistens au fond höchst unschuldig an ihr sind. Beiläufig eine sehr glückliche Thatsache, denn was würde sonst aus der Welt werden bei der bekannten Intelligenz, mit welcher die Welt nach dem famosen Wort des kundigen Oxenstierna „regiert" wird?

Die Opposition hatte also tapfer beschlossen, das Reformbanquet dem Ministerium zu opfern. Doch sie wollte neben dieser passiven Erfüllung der Bürgerpflicht, auch eine positive That verrichten.

Sie stellte am 22. Februar, als am Tag des verbotenen Banquets, in der Kammer den Antrag, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen.

Potz Tausend! Vom konstitutionellen Standpunkt aus ist eine Ministeranklage nämlich — was der Leser vielleicht nicht weiß — die mächtigste Kraftäußerung, das non plus ultra zerschmetternder Thatkraft.

Es ist wohl wahr, in der ganzen Geschichte des Constitutionalismus gibt es nicht einen einzigen Fall von ernster Ministeranklage. Der englische Strafford verlor seinen Kopf während einer Revolution, und der französische Ministerprozeß gegen die Staatsstreich-Agenten Karl's X. erfolgte nach einer Revolution und war obendrein nur eine Farce.

Zweiundzwanzig Deputirte unterzeichneten den Antrag auf Ministeranklage — 22 von den 90 Oppositionshelden hatten die Courage, die Courage! — und genau so viel tapfere Mundsoldaten legten ihn, den Antrag, auf das Bureau der Kammer nieder.

Darüber mußte nun Guizot, der sonst nicht leicht lachte, denn doch lachen. Ministeranklage! Der Antrag konnte nur einen Erfolg haben, ihm ein kolossales Vertrauensvotum zu verschaffen.

Andere Leute, die der Regierung nahe standen, faßten die Lage nicht ganz so humoristisch auf. Es gährte und brodelte in den „unteren Schichten" gar zu vernehmlich.

Guizot wurde gewarnt. Pah! Kindische Befürchtungen! Die „großen Staatsgewalten" waren „einig", damit Basta. Und sollte die Canaille, die vile multitude sich etwa beigehen

lassen, die „Einigkeit der großen Staatsgewalten“ stören zu wollen, je nun, es standen 31,000 Soldaten mit 5370 Pferden schlagfertig in Paris. — Das genügte für alle Eventualitäten.

Inzwischen wurde es auf den Straßen ominös lebendig. Allerhand Rufe ertönten. Keine revolutionären Rufe! „Es lebe die Reform!“ Und dann und wann: „Nieder mit Guizot! An die Rufe war man gewöhnt. Das Bedenkliche waren die Rufer.

Es waren nicht Studenten, nicht Commis, nicht Epiciers — es waren Arbeiter — das bedeutete: die „unteren Schichten“ wurden aufgerührt, und das kündigte Sturm.

Guizot lächelte seelenvergnügt und selbstzufrieden, und der alte Louis Philippe war nie lustiger gewesen als an jenem Tage. Sein „Gesicht strahlte“ (il avait le visage rayonnant), berichtet ein Augenzeuge.

Auch noch am Abend, als die Nachricht kam, Volkshaufen hätten Wachthäuser angesteckt und sich der Waffen zu bemächtigen gesucht.

Die Wogen gingen höher und höher, und wühlten immer mehr von den „unteren Schichten“ herauf.

In der Nacht vom 22. auf 23. Februar wuchs die Aufregung. Noch keine Zusammenstöße zwischen Truppen und Volk, aber sichere Anzeichen, daß die Massen in Fluß geriethen. Die Marseillaise ertönte auf den Straßen und weckte die alten Revolutions-Erinnerungen. Aux armes citoyens!, zu den Waffen, Bürger!, der alte mächtige Weckruf — Schlachtruf.

Die Richtigkeit des Darwin'schen Angewöhnungs- und Vererbungsgesetzes erweist sich recht klar an den Parisern. Seit 1787 — der Zeit der Conflikte mit dem Parlament, welche die Ouverture der Revolution bildeten — ist der Bevölkerung von Paris die Revolution angewöhnt, die revolutionäre Gesinnung vererbt worden.

Heute sind es drei Generationen der Revolution — damals waren es erst zwei. Indeß schon genug. Kein Pariser Kind damals, dem der Vater und Großvater nicht erzählt hätte von dem Bastillesturm, vom Spaziergang nach Versailles (am 5. Oktober 1789), vom Tuileriensturm am 10. August 1792, vom „Vaterland in Gefahr“ (la patrie en danger), von dem Staatsstreich gegen die Girondisten, von den Julitagen, von den Aufständen unter Louis Philippe. Und: „ich bin dabei gewesen,“ konnte der Erzähler hinzufügen. Das

ist gleich etwas anderes, als wenn man blos vom Hörensagen erzählt.

Jedes Kind wußte, was eine Revolution ist, vom Vater oder Großvater, der selber dabei gewesen. Und jeder Pariser über 30 Jahre war „selber dabei gewesen".

Einer solchen Bevölkerung kommt der Gedanke an Revolution, wo er anderen Leuten noch unabsehbar fern liegen würde.

Am Morgen des 23. Februar hatten die Sturmzeichen sich stark vermehrt. Eine Täuschung war nicht mehr möglich.

Und doch wollten Guizot nnd Louis Philippe an keine Gefahr glauben. Erst als die Nachricht eintraf, Nationalgardisten mischten sich unter die Volkshaufen, wurde der alte Louis Philippe stutzig und bekam Angst. Die Nationalgarde, das war ja auch so ein Theil der „großen Staatsgewalten" — und eine Lüge wie diese. Sie verhielt sich zur alten Pariser Nationalgarde der 90er Revolutionsjahre, wie die Kammern Louis Philippe's zum Convent.

Gleich diesen umfaßte sie nur einen winzigen Bruchtheil des Volkes — denselben Bruchtheil, der die Kammern wählte, mit etlichem kleinbürgerlichen Anhängsel theils zur Verzierung, theils zur Förderung der sehr nützlichen, für einen „Bürgerkönig", und „die beste der Republiken", sogar nothwendigen Fiktion, das Volk sei bewaffnet und das bewaffnete Volk sei ein Herz und eine Seele mit der Regierung.

Das kleinbürgerliche Anhängsel war nun auf einmal rebellisch geworden. Der Ingrimm, welcher seit langem die Epiciers (Kleinkrämer) beseelte, hatte sich der Nationalgarde mitgetheilt. Es war richtig, in den Reihen der „Tumultuanten" ließen sich ziemlich viel Nationalgarden-Uniformen erkennen.

Das war bedenklich. Es krachte im Gebälk der „großen Staatsgewalten". — Louis Philippe schickte zu Molé. Das heißt: es dämmerte ihm auf, daß Guizot und er selber den Bogen zu scharf gespannt hatten, und, blos vom Triebe der Selbsterhaltung erfüllt, entschloß er sich ohne den geringsten Skrupel, seinen „langjährigen, treuen und tausendfach bewährten Diener und Freund" über Bord zu werfen, und den alten Parlamentarier Molé, so ein Mittelding zwischen Thiers und Guizot — etwas weniger doktrinär wie dieser und etwas weniger hanswurstig wie jener, mit Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen.

Daß er seinen Guizot dem See, der ein Opfer wollte,

so leichten Herzens preisgab, ist für den Mann ebenso charakteristisch wie die Illusion, durch einen parlamentarischen Coulissenwechsel den heranziehenden Sturm zu beschwören. Große oder gar edle Gesichtspunkte waren Louis Philippe stets fern gewesen: die Kunst des Regierens bestand für ihn blos darin, seine dynastischen und Familieninteressen — zwischen 1830 und 1848 verdreifachte er das vorher schon ungeheuere Familienvermögen — zu befriedigen, und den durch die Verhältnisse gebotenen Eiertanz mit der nöthigen Geschicklichkeit zu tanzen. Und die Jahre hatten seine Hab- und Herrschsucht, seinen Egoismus, seine Neigung zu Listen und Kniffen bis zur krankhaften Uebertreibung entwickelt. Ein Staatsmann war er nie gewesen, aber er hatte oft Beweise von staatsmännischer Klugheit gegeben. Die Klugheit war zu einer förmlichen Wuth der Pfiffigkeit ausgeartet. Die kleinlichsten Ränke und Intriguen waren ihm zur anderen Natur geworden. Den geraden Weg zu gehen, war ihm einfach unmöglich, er mußte Jeden, mit dem er zu thun hatte, überlisten. Und das Ende vom Lied war, daß er sich selbst überlistete.

Unfähig geworden, gerade und einfach zu denken, hatte er sich allmählich den gesunden Menschenverstand abgewöhnt und glaubte, wie an die eigene Unfehlbarkeit, so an die Allheilkraft seiner kleinen politischen Kniffe.

Molé für Guizot! Ein konstitutionelles Rezept gegen eine Revolution. Eine parlamentarische Umkleidungsfarce, um den „erwachten Löwen" der Faubourgs zu beschwichtigen.

Der ganze Louis Philippe, der sich schließlich in den Schlingen seiner Schlaumeierei fängt!

Molé wird am Nachmittag des 23. berufen.

Die Dinge hatten aber inzwischen ein so drohendes Aussehen gewonnen, daß die Regierung in allem Ernst an die 31,000 Soldaten und 5000 und etliche Hundert Pferde denken mußte.

Wenige Stunden nach Molé wurde Bugeaud in die Tuilerien geladen — Bugeaud, der unerbittlichste, grausamste der „algerischen Generale", die sämmtlich des Rufes genießen, in Algier das ABC der Menschlichkeit verlernt zu haben. Dabei ein Reaktionär vom reinsten Wasser — wohl die verhaßteste aller politischen Persönlichkeiten in Frankreich.

Bugeaud kam, erklärte mit den vorhandenen Machtmitteln auszureichen, vorausgesetzt, daß man ihm carte blanche gäbe. Carte blanche wurde vom „Bürgerkönig", von der „besten der Republiken" gegeben — das heißt die Erlaubniß,

in Paris Krieg á l'Algeriénne — in algerischer Manier — zu führen, das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen, zu massacriren, zu sengen, zu brennen.

Um 6 Uhr Abends am 23. Februar übernahm Bugeaud, Marschall von Isly, den Oberbefehl über die in Paris vorhandenen und dahin detachirten Streitkräfte.

Molé auf der einen Seite, Bugeaud auf der anderen — hier das konstitutionelle Zuckerbrot, da die militärische Peitsche, und was für eine!

Daß die Wirkung der Berufung Molé's durch die der Berufung Bugeaud's aufgehoben werden mußte, war so naheliegend, daß der Schlaumeier Louis Philippe es natürlich nicht bemerkte.

Es war übrigens nicht viel mehr zu verderben. Der Kampf hatte begonnen — einzelne Militärabtheilungen waren angegriffen, Wachtposten entwaffnet, Gewehrläden geplündert, Barrikaden gebaut worden. Noch nicht viel. Die „grauenhafte Meerfluth Paris" brauchte noch einige Zeit, um voll in Bewegung zu kommen. Es fehlte noch eines gewaltsamen Anstoßes.

Die Nachricht von der Entlassung Guizot's verbreitete sich, und wurde nicht ungünstig aufgenommen. Das Aux armes citoyens! ertönte noch sehr vereinzelt. Vorherrschend war der Ruf Vive la Réforme! Aber die Straßen sind mit Menschen gefüllt. Das Revolutionsmaterial ist da.

Einem erklärlichen Antrieb folgend, wenden sich gegen 9 Uhr Abends die Volksmassen, welche bis dahin planlos hin- und hergewogt, nach dem Boulevard des Capucines, wo Guizot wohnte. Unter dem Gesang der Marseillaise nahen sie — da findet sich plötzlich ein Hinderniß: ein Bataillon Soldaten verwehrt den Weitermarsch. Niemand denkt an Kampf. Von der Volksmenge sind nur Wenige bewaffnet, und diese höchst unvollkommen. — Niemand denkt in diesem Moment an eine Straßenschlacht.

Revolutionen werden eben nicht gemacht, sie werden. Nicht der Wille Einzelner ist es, der sie zum Ausbruch und zum Gelingen bringt, es ist die Elementarkraft der Massen.

Hier zunächst die Elementarkraft in des Wortes elementarster Bedeutung.

Der Zug des Volkes war lang; die hinten Marschirenden, die nicht wissen, daß und welches Hinderniß die Spitze des Zuges aufgehalten hat, drängen und schieben voran, die vorne Marschirenden werden gegen die Soldaten gedrängt,

geschoben — der kommandirende Offizier, der hierin feindselige Absicht erblicken mochte und den Kopf verloren zu haben scheint, gibt den Befehl das Bayonnet zu fällen, die Gewehre senken sich — ein Schuß kracht und dann eine ganze Salve in den dichten, unmittelbar vor den Gewehrläufen sich drängenden Menschenknäuel.

Ein Moment geisterhafter, beängstigender Stille, und ein furchtbarer Racheschrei dringt empor zum Himmel. Dreiunddreißig Tode, siebenundvierzig Schwerverwundete bedecken den Boden. Das Volk rafft die Todten, die Verwundeten auf, und nach allen Seiten vertheilen sich die Massen unter dem Ruf: Verrath! Rache! — und als Beweis des Verrathes und als Ansporn zur Rache zeigt man die blutigen Körper der Erschossenen und Verwundeten!

Der Offizier, welcher vor dem Ministerpalais kommandirte, leugnet entschieden, den Befehl zum Feuern gegeben zu haben — der erste Schuß sei durch einen Zufall losgegangen, — die Salve hernach durch ein Mißverständniß.

Der Zufall und die Mißverständnisse haben im „tollen Jahr" eine bedeutsame Rolle gespielt. Wenn die berufenen Leiter der Menschen den Kopf verlieren, gelangt allerdings der Zufall zur Herrschaft, und der Zufall erzeugt Mißverständnisse.

Wir haben keinen Grund, an der Wahrhaftigkeit jenes Offiziers zu zweifeln, dessen Aussagen beiläufig durch das ganz unverdächtige Zeugniß seiner Soldaten bestätigt werden.

Eine reaktionär-revolutionäre Legende läßt den verhängnißvollen Schuß nicht aus den Reihen des Militärs, sondern des Volks gefallen sein. Der alte Verschwörer und Barrikadenmann Lagrange habe ihn abgefeuert, um das Militär zu einer Metzelei zu provoziren, die das Volk in die nöthige revolutionäre Stimmung versetzen sollte.

Es ist dies ein Märchen — erfunden von Royalisten, welche die Februarrevolution als das Produkt eines gemeinen Theatercoups hinstellen möchten, nachgeredet und geglaubt von den Millionen, die, wo sie große Ereignisse sehen, auch absolut den Urheber sehen wollen. Es ist das die naiv-religiöse Geschichtsauffassung, die von dem organischen Werden keinen Begriff hat, und für Alles einen Deus ex machina braucht — einen Theatergott, der den Knoten löst und Alles, mit sichtbaren Fingern, fein säuberlich ordnet.

Die „Führer" des Volks hatten damals ebensowenig einen Plan wie die Vertreter der Regierung, die den Kopf

vollständig verloren hatten. Es kam keinem von ihnen entfernt in den Sinn, eine Revolution „machen" zu wollen, weder durch einen Schuß, noch durch ein anderes Kunststückchen.

„Ja, aber wenn der Schuß nicht abgefeuert worden wäre, hätte es doch keine Februarrevolution gegeben. Die Wirkung des Schusses ließ sich leicht voraus berechnen. Warum sollte nicht Jemand sie vorausberechnet und ein revolutionärer Riccaut de la Marlinière den Schuß abgefeuert haben „pour corriger la fortune" — um das Glück zu verbessern?"

Gemach! Die Wirkung des Schusses läßt sich allerdings leicht vorausberechnen — hintennach. Im Voraus geschieht derlei außerordentlich selten. Wir haben wohl in der Geschichte Beispiele der feinstberechneten Verschwörungsplane, die mitunter auch bei der Ausführung vollständig klappten (jedoch nicht oft!), allein solche Verschwörungspläne haben niemals zu einer Revolution geführt. In der Geschichte haben wir ferner verschiedentliche Revolutionen, und alle diese Revolutionen sind von den mythenbildenden Zeitgenossen mit und ohne Tendenz für das Produkt von Verschwörungen ausgegeben worden — indeß der historischen Kritik ist es in jedem einzelnen Falle ein Leichtes gewesen, den Nachweis zu liefern, daß es zwar an Verschwörungen nicht gefehlt hat, daß diese Verschwörungen aber an dem Gang der Revolution gerade so unschuldig gewesen sind, wie das Heupferd an dem Gang des Heuwagens, auf welchem es herumhüpft.

Was insbesondere den Schuß des Boulevard des Capucines betrifft, so hat Lagrange selber das Abgeschmackte der Legende auf's Conklusivste nachgewiesen.

„Und wenn der Schuß nicht gefallen wäre, dann hätte es keine Februarrevolution gegeben."

Die alte Geschichte von der Nase der Kleopatra.

Wäre dieser Schuß nicht gefallen, dann wäre ein anderer gefallen. Und wenn nicht ein Schuß, dann etwas Anderes. — Die Lawine war schon so weit fertig, daß jeder Sperling, der sich darauf setzte, sie in's Rollen bringen konnte.

Genug. Der Schuß war gefallen. Die Metzelei war erfolgt. Der gewaltsame Anstoß, an dem es bis dahin noch gefehlt hatte, war gegeben, der elektrische Funke in den aufgehäuften Zündstoff geblitzt.

Im Nu sind die tumultuirenden Massendemonstrationen zur Revolution geworden.

Nachdem vorher nur wenige Barrikaden errichtet worden, und zwar nicht an den entscheidenden Punkten, bedeckt sich jetzt Paris mit Barrikaden. Während der Nacht wachsen 1512 wie durch Zauberei aus dem Boden. Die Collektivkraft Hunderttausender ist ja noch mächtiger als Zauberei. Und Waffen sind beschafft, Nationalgardenflinten, Jagdflinten und Luxusgewehre aller Art, theils von den Eigenthümern geführt, theils ihnen mehr oder weniger zwangsmäßig entliehen, oder Waffenläden entnommen. Und die Barrikaden werden vertheidigt.

Die Orleansdynastie ist in Gefahr. Kein Zweifel. Der kleine Thiers sieht es, und er beschließt die Dynastie zu retten, obgleich sie sich eigentlich schwer an ihm versündigt hat, indem sie statt seiner den tölpelhaften, verbohrten Guizot, der an der ganzen Bescheerung schuld, zum Leiter des Ministeriums machte. Aber er ist großmüthig, der kleine Mann, er verzeiht Louis Philippe, begibt sich in die Tuilerien, und legt dem, inzwischen stark in seinem Vertrauen erschütterten König den Rettungsplan vor. Sehr einfach! Ministerium Thiers-Barrot, ein „liberales" Wahlprogramm, mit Wahlreform, welche die Zahl der Deputirten um 50 und die der Wahlberechtigten um 150,000 erhöht. Das war billig. Louis Philippe erklärte sich einverstanden.

Ministerium Thiers-Barrot! Das war das Wunderwort, welches die sturmgepeitschten Wogen beruhigen sollte.

Es war um 3 Uhr Morgens am 24. Februar.

Unmittelbar vor Thiers war Bugeaud in den Tuilerien gewesen. Er bereitete sich vor, an's Werk zu gehen. „Es ist ein wenig spät — man hätte mich früher beginnen lassen sollen. Aber ich bin noch nie geschlagen worden und denke heute nicht aus meiner Gewohnheit zu fallen. Man lasse mich nur machen, und tüchtig mit Kanonen drein schießen! Es wird Blut fließen, — allein morgen wird die Macht auf Seiten des Gesetzes sein und werden die Rebellen ihr Theil weghaben." (Ou'on me laisse faire et tirer le canon il-y-aura du sang répandu, mais demain sera la force du coté du droit, et les factieux auront leur compte).

Man ließ ihn machen, und Bugeaud, „der Schlächter der Rue Transnonaine"*) gab Befehl, schonungslos gegen die

*) wo er einen republikanischen Aufstand unter Louis Philippe mit furchtbarer Grausamkeit unterdrückt hatte.

Aufständigen vorzugehen; er traf seine Maßregeln mit unleugbarem Geschick, suchte die Barrikadenlinien zu durchbrechen, und die Streitkräfte der Revolution zu trennen und die getrennten zu zerschmettern. Anfangs schien das Glück ihm zu lächeln. Doch der Widerstand ward immer zäher, wie das in der Natur improvisirter Straßenkämpfe liegt. Indeß er war besten Muths, die Kanonen donnerten, das Blut floß in Strömen — er war in seinem Element. Es roch nach der Rue Transnonaine.

Mittlerweile rannte Thiers in Paris bei seinen Freunden herum, um Minister zu suchen. Die Kanonen donnerten, das Gewehrfeuer knatterte — à bas Guizot!, à bas Molé!, vive la Réforme! rief es wild von Barrikaden, und dazwischen vive la République!, doch noch ganz vereinzelt.

Thiers ließ sich nicht irre machen, er suchte, suchte und fand.

Um 7 oder 8 Uhr Morgens hatte er richtig sein Ministerium zusammen — lauter ächte Parlamentler und Phrasenhelden von seiner Sorte.

Louis Philippe war gerettet. Thiers wurde Minister!

Da ertönte eine Kassandrastimme: „Sagen Sie Ihrem Herrn“, antwortete Marrast, Chefredakteur des honnet-republikanischen „National“ dem Sekretär Thiers’, der ihm die neue Ministerliste überbracht hatte, „sagen Sie Ihrem Herrn, das genügt nicht. Wir müssen die Abdankung des Königs haben, und zwar vor Mittag. Nach Mittag würde es zu spät sein.“

Das war das erste „zu spät“ an jenem Tag.

Man betrachte die Aeußerung genau. Herr Marrast, der in seiner Eigenschaft als Chefredakteur des offiziellen Organs der offiziellen Republikaner einer der berufensten Vertreter seiner Partei war, denkt am 24. Februar Morgens 8 Uhr noch nicht an die Republik. Was er im Auge hat, ist die Abdankung des Königs, d. h. die Beibehaltung der Dynastie, nach Entfernung des bisherigen Chefs.

Auch auf den Barrikaden, wie wir gesehen, waren die republikanischen Rufe noch keineswegs vorherrschend.

L’appetit vient en mangeant. Der Appetit kommt erst beim Essen — die Idee der Republik kam im Lauf des Kampfes.

Nicht zufällig. Durchaus nicht. Sie mußte kommen, sobald der Kampf ernsthaft wurde. Die republikanischen und revolutionären Anschauungen und Impulse waren so stark in

der Pariser Bevölkerung, daß eine andere Möglichkeit gar nicht denkbar war.

Nur die „Führer“ begriffen es nicht, weil sie mit dem Volk nicht in Fühlung waren. Die offiziellen Republikaner, die „Honneten“, die „Blauen“, eben die Partei des „National“ waren gute Bourgeois und Aristokraten, die aus Liebhaberei für die Republik schwärmten, républicains en gants jaunes — Republikaner in gelben Glacés, die — wir meinen die Glacés — beschmutzt worden wären, wenn die feinen Herrn Besitzer dem rüstigen, schweißbedeckten Volke den Puls gefühlt hätten.

Es gab freilich auch noch andere Republikaner, die der „Reforme“ — so benannt nach ihrem Hauptorgan — mit Ledru Rollin als hervorragendstem Führer, jedoch auch diese Republikaner, obgleich mit den verschiedenen sozialistischen Sekten, Saint Simonisten, Fourieristen, Cabetisten, Proudhonianern in einer Art von Cartellverhältniß, verstanden nicht viel von der Volksseele, und was speziell den bedeutendsten Führer betrifft, Herrn Ledru Rollin, so war dieser zwar unleugbar der Sache der Republik voll und ganz ergeben, und es fehlte ihm auch nicht an revolutionären Impulsen, allein ein Revolutionär war der gute Mann nicht, und von revolutionärer Psychologie, um uns so auszudrücken, hatte er ebensowenig Begriffe wie von revolutionärer Strategie.

Doch wir sind am Marrast'schen „zu spät“. Zunächst blos ein „zu spät!“ für das Ministerium Thiers als Ministerium Louis Philippe's.

Thiers und seine Ministerkollegen in partibus ließen sich nicht irre machen. Sie begaben sich nach den Tuilerien, um Louis Philippe zu retten. Unterwegs merkten sie, daß die Situation „sehr ernst“ geworden war. Odillon Barrot wollte wieder umkehren, es schien ihm hoffnungslos, den Sturm noch bannen zu wollen. Doch ließ er sich mitnehmen.

Der König schlief noch; die beiden Prinzen, Némours und Montpensier, waren sehr niedergeschlagen. Ein Fabrikant, Mr. Fauvelle, ein guter Orleanist, stürzt herein und verlangt sofortige Einstellung des Feuers Seitens der Truppen oder Alles sei verloren. Man nimmt Rücksprache mit Bugeaud, der sein Hauptquartier in einem Zimmer der Tuilerien hat. Bugeaud fährt auf, indeß die Prinzrn und Thiers reden ihm so nachdrücklich zu — er mochte auch merken, daß er zu viel versprochen, als er sein Wort gegeben, von der Gewohnheit des Sieges nicht abzuweichen — daß er

an General Bedeau, der zunächst engagirt war, den Befehl schickte, „— Meine Verfügungen haben eine Aenderung erfahren. Lassen Sie das Feuer überall einstellen, und die Nationalgarde den Sicherheitsdienst übernehmen. Suchen Sie durch Worte der Versöhnung zu beruhigen und ziehen Sie sich gegen den Carousselplatz zurück."

Das war um 9 Uhr Vormittags. Es war aber schon zu spät!

Ein Jahr später soll Bugeaud mit dem Fabrikanten, der den Befehl veranlaßte, in einer Gesellschaft zusammengekommen sein und ihm gesagt haben: „Ich hätte Sie, ohne Sie zu hören, von mir jagen; ich hätte, taub für das Geheul von Euch Herren Bourgeois und von Eurer Nationalgarde, die sämmtlich den Kopf verloren hatten, meinen König in seinen Tuilerien vertheidigen und ohne Gnade drauf los schießen sollen. Louis Philippe säße noch auf dem Thron und Ihr würdet mich jetzt dafür zu den Wolken erheben. Aber was wollen Sie? — Ich war verwirrt durch einen Schwarm von Feiglingen und Höflingen, welche mich gerade so jammerselig gemacht hatten, wie sie selbst waren".

Nun — darin hätte er Recht gehabt — die Herren Bourgeois wären sehr froh gewesen, wenn sie ein paar Monate nachher Louis Philippe wieder gehabt hätten. Aber die Bourgeois haben ja auch die Februarrevolution nicht gemacht. Im Gegentheil. Sie wurde gegen sie gemacht. Louis Philippe war ja gerade ihr Mann, und wenn Einer der Ihrigen Einstellung des Feuers forderte, so geschah es nicht um der Revolution zum Sieg zu verhelfen, sondern in der — allerdings unbegründeten — Erwartung, der Revolution die Spitze abzubrechen.

Und ob Herr Bugeaud so sicher mit der Revolution fertig geworden wäre, wie er bramarbasirt?

Wir haben gesehen, an tapferen Worten fehlte es ihm nicht. Und er hatte sogar noch am Morgen des 24. Februar zu Thiers gemeint: „Wenn die Nationalgarde mit uns geht, dann um so besser; wenn nicht, auch gut — dann werden wir ohne sie, und im Nothfall mit ihr fertig."

Gewiß tapfere Worte. Und der Mann war auch tapfer. Das kann ihm Niemand absprechen. Aber was hätte ihm die größte Tapferkeit geholfen bei dem sich für ihn von Minute zu Minute ungünstiger gestaltenden Mißverhältniß der Kräfte?

Während er auf seine 31,000 Mann Soldaten, die durch

Zuzüge höchstenfalls um 5000 erhöht werden konnten, beschränkt war, nahm die Zahl der Barrikadenkämpfer unaufhörlich zu, und während er die ihm geschlagenen Lücken nicht ausfüllen konnte, waren auf Seiten des Volks 10, 20 Kämpfer bereit, für jeden Gefallenen einzutreten.

Die Schüler der Ecole Polytechnique, — die Polytechniker — hatten sich für die Revolution erklärt und ihr Offiziere geliefert. Die Nationalgarde gab ihre Gewehre, wenn nicht ihren Arm. Und — schlimmstes von Allem für Bugeaud — die Armee selbst war keineswegs ganz zuverlässig.

Louis Philippe, der eminent ein Friedenskönig war, hatte bei der Armee nie in sonderlichem Ansehen gestanden; und außerdem muß man den demokratischen Charakter der französischen Armee bedenken, welche der öffentlichen Meinung, dem öffentlichen Gefühl nie ganz verschlossen werden kann.

Der französische Soldat fühlt sich immer als Theil des Volks. Ist seine Stimmung im Einklang mit den Befehlen der Regierung oder doch nicht im Gegensatz zu ihnen, dann kämpft er gegen das Volk, gegen seine Mitbürger ebenso tapfer und ebenso freudig wie gegen einen auswärtigen Feind. Ist diese Harmonie, oder zum Mindesten dieser Mangel an Disharmonie aber nicht vorhanden, — und das war im Februar 1848 der Fall — dann ist auf den französischen Soldaten kein Verlaß.

Die Soldaten schlugen sich von Anfang an ungern gegen das Volk, und die Abneigung wuchs mit dem Wachsen des Aufstands.

Dazu kam noch, daß die oberste Leitung keine feste war, und bald zur Rathlosigkeit wurde.

Wer waren die „Feiglinge und Höflinge", über welche Herr Bugeaud sich beschwert? Königliche Prinzen und der Chef des Ministeriums.

Der König selbst, der am Morgen des 24. Februar einige Stunden — fieberhaft unruhig — schlief, war wie niedergeschmettert. Er schwankte wie ein Rohr zwischen den verschiedensten Entschlüssen hin und her, und hatte nur Einen Gedanken, seinen Thron nicht zu verlieren, an den er sich verzweifelt festklammerte.

Ganz abgesehen von Bugeaud, der ja nur vollziehendes Werkzeug war, herrschte thatsächliche Anarchie. Und Anarchie in solchem Augenblick ist gleichbedeutend mit dem Sieg der Revolution.

Es gilt das nicht blos von der Februarrevolution. Auch die übrigen Revolutionssiege des „tollen Jahres" lassen sich auf solche Anarchie zurückführen. Daß eine indisziplinirte, schlechtbewaffnete Volksmenge es mit einer, der Gelegenheit numerisch nur irgend entsprechenden, regulären Truppenmacht nicht aufnehmen kann, ist so klar, daß es keiner näheren Ausführung bedarf. Wenn trotzdem die Truppen so oft vor indisziplinirten Volksmassen das Feld zu räumen hatten, so erklärt sich dies durchweg aus der Rathlosigkeit der Regierungen, die den Kopf verloren haben. Aber au fond ist dies nur eine Tautologie, denn wenn die Regierungen den Kopf nicht verlieren, gibt es überhaupt keine Revolution, und wenn eine Revolution losbricht, dann verlieren die Regierungen auch den Kopf. Das ist das Kriterium einer Revolution — das ist es, was den Unterschied zwischen einer Revolution und einem Putsch oder einfachen Aufstand bedingt.

Louis Philippe selbst, der hintennach, das heißt nachdem er den Thron glücklich verloren, seinen Kopf wieder fand, hat drüben in England seinem Höfling Cuvillier-Fleury gesagt: „Gegen eine moralische Insurrektion gab es weder Angriff noch Vertheidigung. Man hat behauptet, ich hätte den Befehl gegeben, das Feuer einzustellen. Das ist unwahr. Wozu auch ein solcher Befehl? Er lag ja in der Luft."

Das ist ein wahres Wort. Gegen die moralische Insurrektion, die freilich viel richtiger als moralische Revolution zu bezeichnen war, war kein Kraut gewachsen. Ist's einmal so weit, dann ist Matthäi am Letzten. Dann gibt's verhängnißvolle Zufälle, „Mißverständnisse", Ordre, Contreordre, Desordre*) — Rathlosigkeit. Das liegt in der Luft.

„Abdankung des Königs", hatte Marrast am 24. Morgens 8 Uhr gesagt. „Nach 12 Uhr wird auch das zu spät sein."

Thiers und Barrot hatten dazu gelächelt. Aber etwas mehr als ein bloßer Ministerwechsel und das Versprechen einer mäßigen Wahlreform mußte dem Volk doch geboten werden.

„Sofortige Auflösung der Kammer!" sollte die Panacée sein.

---

*) Ein französisches Wortspiel, das unter einer Carrikatur Louis Philippe's stand, und das auf dem Doppelsinn des Worts ordre: Befehl und Ordnung beruht; ordre contreordre, désordre heißt: Befehl, Gegenbefehl, Befehllosigkeit (Unordnung, Confusion).

Gegen 9 Uhr Vormittags wurden sie vom König empfangen. Der Schlummer hatte ihn nicht erquickt, auch keinen Rath gebracht Niedergeschlagen saß der alte Mann da, Thiers und Barrot sein unbegränztes Vertrauen betheuernd. Was sie vorschlugen, hatte seine Billigung. Ernennung des populären Generals Lamoricière zum Theilinhaber des Truppenkommando's neben dem unpopulären Bugeaud, den man aber nicht Knall und Fall entfernen könne. „Zugestanden!" — Sofortige Auflösung der Kammer! Der König erhob sich, erregt: „Niemals!"

Seine „Zufriedenen" (satisfaits) waren ihm an's Herz gewachsen. Sie hatten die Sache so vortrefflich gemacht, die Maschine mit den „großen Staatsgewalten" so hübsch besorgt und gepflegt — er konnte sich von ihnen nicht trennen.

Niemals! Und noch einmal Niemals!

Die brandende Fluth steigt, steigt!

Der Kampf ist von Neuem entbrannt — was waren die Befehle Bugeaud's? — näher und näher kommt das Donnern und Knattern der Kanonen und Musketen.

Aus dem Niemals! wird ein zitterndes Ja!

Es ist 10 Uhr.

Die Heilsbotschaft der Auflösung muß dem Volke mitgetheilt werden.

Thiers schreibt rasch eine Proklamation:

„Paris, den 24. Febr. 10 Uhr Morgens. Bürger (Citoyens!!) von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzustellen, ist gegeben. Wir haben vom König den Auftrag erhalten, ein neues Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöst, und an das Land appellirt. Der General Lamoricière ist zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne sind Minister.

Freiheit, Ordnung, Reform!

Barrot. Thiers!

Wenn das nicht gut für die Revolution ist!

Ach! Die Zauberwirkung blieb aus. Thiers kann sich mit dem famosen Wort trösten, die Julimonarchie sei am Mangel einer Druckerpresse (die Nase der Kleopatra!) zu Grunde gegangen. Es war nämlich in den Tuilerien keine Druckerei, und die Plakate mußten in den Druckereien der (Girardin'schen) „Presse" und des (Thiers'schen) „Constitutionel" fertig gestellt werden, worüber natürlich einige Zeit verstrich.

Wäre die wunderthätige Proklamation mit der wunderthätigen Auflösung und dem wunderthätigen Namen Thiers rechtzeitig und in genügender Menge den Citoyens von Paris bekannt geworden, so hätten diese selbstverständlich sofort die Flinten weggeworfen, und statt vive la République! — vive Thiers! gerufen.

Als die Proklamation endlich fertig war und angeklebt wurde, da hatten die Republikaner den teuflischen Gedanken, sie mit einer auf ähnliches Papier in gleichem Format gedruckten, von dem Redakteur der „Reforme", Flocon geschrieschriebenen, und von Proudhon (ehemaligem Setzer) eigenhändig gesetzten Proklamation zu überkleben, des Wortlauts:

Citoyens! Louis Philippe läßt Euch ermorden, wie seiner Zeit Karl der Zehnte (Louis Philippe's Vorgänger) es that. Mag er hingehen, wohin Karl der Zehnte gegangen!"

Das war deutlich.

Barrot und Lamoricière — das Hasenherz Thiers hatte dazu keine Courage — wollten durch ihr persönliches Erscheinen den Wirkungen der leider nicht wunderthätigen Proklamation zu Hülfe kommen — sie besuchten einige Barrikaden, die nicht im Kampf mit den Truppen waren, und verkündigten den Blousenmännern die große Mähr, daß Thiers Minister geworden u. s. w. „Nieder mit Bugeaud!" hieß es auf der ersten Barrikade. „Nieder mit Guizot!" auf der zweiten; „Nieder mit Thiers!" auf der dritten, und als sie an die vierte kamen — bei der Porte Saint-Denis — da hieß es: „Fort mit den Schwätzern! Fort mit den Volksbetrügern! Wir wollen keinen Molè, keinen Thiers, keinen Barrot. Nieder mit Louis Philippe! Es lebe die Republik! Auf nach den Tuilerien!"

Und um diesen sehr nachdrücklichen und verständlichen Worten noch größere Nachdrücklichkeit und Verständlichkeit zu geben, erhoben sich etliche Musketen und richteten ihre Mündungen auf die Brust des armen Barrot, der mit affenartiger Geschwindigkeit verschwand — etwas langsamer gefolgt von dem feuerfesten Lamoricière — und erst in seiner Wohnung wieder zu Athem kam.

Dort fand er mehrere Freunde versammelt, darunter auch den (honneten) Republikaner Garnier-Pagès. Man sieht, wie nahe das Republikanerthum dem monarchischen Liberalismus war.

Die Gesellschaft war recht trübselig. Herr Garnier-

Pagès, der den revolutionserfahrenen Politikus und Pfiffikus spielen wollte, machte die schlaue Bemerkung: „Heute sind Sie an der Reihe, morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru Rollin.“ Der schlaue Garnier-Pagès wußte nicht, daß es mit den Barrot, Thiers und Consorten bereits vorbei war, und daß schon in wenigen Stunden die Reihe an die honneten und unhonneten Republikaner kommen sollte.

Und gleichzeitig verübte Herr Ledru Rollin einen ähnlichen Beweis von politischem Scharfsinn und Scharfblick, indem er im Palais Bourbon (dem Kammerpalast) gegen einige liberale Deputirte die kollegialische Aeußerung that: „Messieurs (Meine Herren)! Sie haben keine Zeit zu verlieren. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentschaft (für den minderjährigen Grafen von Paris — dem ältesten Sohn des verunglückten Kronprinzen) nicht proklamirt ist, wird das Volk herüberkommen, die Kammer sprengen und die Revolution zu einer ganzen machen.“

Es war das um 11 Uhr Vormittags.

Bis 12 Uhr früh hatte Marrast, der Republikaner mit den gelben Glacés, für die Abdankung Zeit gegeben. Bis 12 Uhr gab auch Ledru Rollin, das sozialistisch angehauchte Republikanerhaupt, der Führer der „Rothen“ Zeit. Die Uebereinstimmung ist keine zufällige. Im Grund waren die Republikaner des „National“ und die Republikaner der „Réforme“ aus demselben Bourgeoisholze geschnitzt, und hatten genau dasselbe Unverständniß für die Logik des Volkes, die Logik der Thatsachen und die Logik der Revolution.

Die Herren Garnier Pagès, Marrast, Ledru Rollin, wie so viele ihrer Genossen aus dem Jahr 1848, sind gar unverdient in den Ruf gekommen, Revolutionäre zu sein. Nichts weniger als das.

Wenn es von den genannten Parteiführern und ihren republikanischen Mitführern abgehangen hätte, wäre Louis Philippe zurückgetreten und eine Regentschaft eingesetzt worden, welche die etwas freisinnigere Couleur Thiers in's Ministerium gebracht hätte. Dann hätten sie nach wie vor die angenehme Rolle von Oppositionshelden gespielt, sich als gesinnungstüchtige, unbestechliche Republikaner anstaunen lassen, und den doppelten Vortheil genossen: von oben (der Regierung) geachtet und kajolirt und von unten (vom Volk) bewundert und gepriesen zu werden. Das wäre freilich be-

quemer und angenehmer gewesen, als das Kommando eines sturmgepeitschten Schiffs zu führen, und die furchtbare Verantwortlichkeit für das Wohl und die Existenz des Staats auf sich zu nehmen.

Die Herren waren keine Revolutionäre. Es graute ihnen vor der Revolution. Und dem Einen und Andern dämmerte auch unzweifelhaft das lähmende Bewußtsein der Unfähigkeit auf.

Genug, bis 12 Uhr Mittag des 24. Februar 1848 sahen und wünschten die Führer der französischen Republikaner nichts weiter als die Regentschaft.

Die Ereignisse gingen gerade so gut über sie hinaus, wie über die Männer der Regierung. Bis 12 Uhr sollte es noch Zeit sein für die Regentschaft?

Es war schon zu spät für alle Rettungsversuche. Die „Dynastie" der Orleans lag auf dem Todtenbett.

Um 1/212 Uhr fiel das Hotel de Ville in die Hände des Volks. Das Hotel de Ville, das Stadthaus von Paris, ist aber seit 1789 das Hauptquartier der Revolution in Frankreich. Setzt sie sich da fest, so hat sie gesiegt.

Guizot bewies in diesem Augenblick zum erstenmal praktischen Verstand. Er — riß aus. Die doktrinäre Binde, welche er bisher über den Augen getragen, war ihm durch die Faust der Ereignisse abgerissen worden und er sah, statt in sich hinein, und in sein phantastisches Narrenparadies (fool's paradise), aus sich heraus — hinaus in die Welt, und da begriff er denn, daß es zu Ende war mit dem schönen Zusammenspiel der großen Staatsgewalten, und mit den parlamentarischen Schaukel- und Gauklerkünsten, und mit dem pfiffigen Louis Philippe, und mit dem unfehlbaren Guizot und seiner unfehlbaren Staatsmannschaft. Und wie gesagt, er that das Gescheideste, was er thun konnte — er riß aus.

Nicht als ob er Gefahr gelaufen hätte.

Hätte das Volk, welches so laut und leidenschaftlich: A bas Guizot! schrie, ihn auch ergriffen — noch während des Kampfes ergriffen — Niemand hätte daran gedacht, dem so verhaßten Minister ein Haar zu krümmen.

Verhaßt? Verachtet wäre richtiger.

Louis Philippe hat die Februarrevolution eine „moralische Insurrektion" genannt. Das Volk hielt darauf, ihr diesen „moralischen" Charakter zu wahren.

„Die Februarrevolution ist überhaupt von einer bei-

spiellosen Großmuth gewesen", schreibt Herr Johannes Scherr, der, wenn er etwas den Franzosen Günstiges sagt, sicherlich ein unverdächtiger Zeuge ist.

Die Großmuth des Volks geht wie ein rother Faden durch die ganze Februarrevolution mit ihren späteren Ausläufern hindurch — eine Großmuth, die soweit sie den Feind schonte, wir meinen die Vertreter des Systems Louis Philippe, Guizot & Comp., allerdings eine sehr starke Beimischung von Verachtung hatte. Es gibt auch eine Großmuth der Verachtung, die dem, welcher sie empfindet gewiß alle Ehre macht, für ihren Gegenstand aber keineswegs schmeichelhaft ist.

Guizot hatte die Dynastie Orleans aufgegeben — andere politische Doktoren und Charlatane pfuschten aber noch an dem röchelnden Körper herum. Es war kein eigentliches Leben mehr, blos die Zuckungen des Todes.

Louis Philippe schlich herum wie ein wandelnder Leichnam, die Königin hatte bis zum Vormittag keine Ahnung, daß etwas Ernstliches vorgegangen; sie hielt die ganze Schießerei für eine Intrigue des Herrn Thiers, um Minister zu werden. Die übrigen Mitglieder der königlichen Familie sind ebenso rathlos wie das Haupt.

Thiers erachtet gegen 11 Uhr die Situation für so gefährlich, daß er von der Nothwendigkeit, auf die Sicherheit der königlichen Familie bedacht zu sein, zu sprechen beginnt, und als unfehlbar rettenden Coup den Rückzug nach Saint Cloud vorschlägt. Dorthin sollte man alle in Paris befindlichen Truppen dirigiren, dieselben durch Verstärkungen aus den weniger entfernten Garnisonen auf eine achtunggebietende Höhe bringen, und, wenn die Bewegung in Paris sich ausgetobt habe, in die Hauptstadt zurückkehren.

Diese Idee war weder neu, noch war sie gut. Schon im Jahre 1830 hatte Louis Philippe's Vorgänger diesen Plan befolgt, und war zwar glücklich von Paris nach Saint Cloud, aber nicht wieder von Saint Cloud nach Paris gekommen.

Und, von der mangelnden Originalität abgesehen, war der Vorschlag auch so albern wie möglich — viel alberner noch, als 18 Jahre zuvor gewesen. Damals hatte man es mit einer viel weniger *tiefen* Bewegung zu thun gehabt. Es hatte sich ja nur um einen Coulissenwechsel auf der Bühne der Monarchie gehandelt.

Jetzt handelte es sich nicht um eine dynastische Schie-

bung, nicht um eine Nuance in der Farbe des Thronsessels — es handelte sich um Beseitigung des Thrones, der ja auch einige Stunden darauf optima forma verbrannt wurde.

Hätte der König sich nach Saint Cloud „zurückgezogen", so würde der Kampf in Paris eher aufgehört haben, einige Dutzend Menschenleben wären gespart worden, und Louis Philippe hätte die Reise nach England von Saint Cloud aus angetreten, statt direkt von Paris aus. Das ist Alles.

So verdattert und betäubt der König auch war, er war doch klug genug, den klugen Rath des Zwergstaatsmanns, der sich aber für einen Riesenstaatsmann hielt, zurückzuweisen. Freilich ihm gebührt da nicht so wohl das Verdienst, als seiner Frau.

Es ist eine Thatsache, daß das sogenannte schwache Geschlecht in kritischen Momenten mehr Geistesgegenwart und Muth zu besitzen pflegt, als das sogenannte starke. Im gewöhnlichen Leben kann man die Beobachtung alltäglich machen. Und im politischen Leben verhält es sich genau ebenso. Nehmen wir nur die Geschichte der großen (ersten) französischen Revolution. Der einzige Mann der königlichen Familie war eine Frau — Maria Antoinette. Unter den Girondisten der einzige Mann war eine Frau — Madame Roland.

Jetzt wiederholte es sich.

Der einzige Mann in der königlichen Familie war eine Frau — die Königin.

Die Königin, welche noch beim Frühstück die Gefahr nicht für „ernsthaft" gehalten hatte, ihr aber, nachdem sie sich von der „Ernsthaftigkeit" überzeugt hatte, furchtlos in's Auge blickte — erklärte sich energisch gegen den „Rückzug". Sie dachte nicht an Flucht, nur an Kampf.

Doch wie war an Sieg zu denken, wenn die Truppen nicht durch die Gegenwart des Monarchen, für den sie ihr Blut verspritzen sollten, begeistert, elektrisirt wurden?

Während ihre Söhne dumpf brütend dasaßen, unfähig eines kühnen Entschlusses, forderte sie ihren Gemahl mit feurigen Worten auf, seine Uniform anzuziehen, zu Pferde zu steigen und sich den Truppen und der Nationalgarde zu zeigen: „Und wenn es sein muß, so stirb für Deine Ehre, für Deinen Thron!" — —

Die Weltgeschichte, obgleich die furchtbarste und genialste Dichterin, wiederholt sich doch mitunter. Und diese Scene ist fast bis in die kleinsten Einzelheiten eine Wiederholung

der denkwürdigen Scene, die sich am 10. August 1792 in diesen nämlichen Tuilerien abspielte.

Die Sturmglocken ertönten: die „Insurrektion war proklamirt“ — das bewaffnete Volk, „die Marseiller“ voran, wälzte sich in dichten Haufen gegen die Königsburg, die in eine Citadelle umgewandelt war.

Ein paar Tagemärsche von Paris standen die „Befreier“ des Königs, die Preußen, welche er flehentlich herbeigerufen. Und die Befreier des Königs hatten in dem unseligen Braunschweiger Manifest dem revolutionären Frankreich, falls es sich nicht demüthig dem Ausland zu Füßen warf, ein furchtbares Strafgericht angekündigt, insbesondere Paris mit der Vernichtung bedroht.

Was marschiren konnte, reihte sich unter die Fahnen des „Vaterlandes in Gefahr“, aber ehe sie abmarschirten, um den „Fremden“ zu bekämpfen, wollten sie reinen Tisch machen zu Hause, die heimischen Bundesgenossen des „Fremden“, die seine Ankunft nur erwarteten, um gemeinschaftlich mit ihm das Rachewerk zu vollstrecken, in ihrer letzten, aber auch stärksten Feste angreifen und vernichten. In den Tuilerien herrschte grenzenlose Bestürzung. Nur die tapferen Schweizer bewahrten ihre Ruhe — und innerhalb der königlichen Familie nur die Königin, zwar nicht Ruhe aber doch Fassung.

Siegte das Volk, wurden die Tuilerien erstürmt, dann war es vorbei mit der Bourbonen-Monarchie. Diesmal galt es keinen „Spaziergang ins Schloß“, wie am 20. Juni, keine Demonstration zur Erzwingung irgend eines parlamentarisch-konstitutionellen Zugeständnisses: es war der Kampf auf Leben und Tod. Die Besatzung des Schlosses mußte zu den übermenschlichsten Thaten des Muths und der Ausdauer angespornt, und die schwankenden Nationalgarden-Bataillone, welche zur Bewachung des Schlosses aufgeboten waren, in ihrer Treue befestigt und zu tapferer Vertheidigung ermuthigt werden — dann war Rettung möglich — sonst nicht. Die Königin begriff es. Sie trieb den armen Ludwig, der gebrochen da saß und weinte, hinaus: er solle seine Pflicht thun, sich als Mann den Männern zeigen, die für ihn und seinen Thron sterben sollten, sie anfeuern, ihnen sagen, daß er, wenn nöthig, mit ihnen, an ihrer Spitze sterben werde! Der arme Ludwig ging auch hinaus, aber mit seinen verweinten Augen, seiner vom Liegen zerknitterten Perrücke, seinem schlotternden Gang und seinem Jammergesicht machte er den denkbar kläg-

lichsten Eindruck, und Marie Antoinettte, die durch das Fenster die unglückliche „Revue“ betrachtete, rief verzweifelt aus: „Alles ist verloren! Der König hat keine Energie gezeigt. Und diese Art von Revue thut uns mehr Schaden als Gutes.“

Und so war es auch.

Und am 24. Februar, bei der Wiederholung, gleichfalls.

Louis Philippe folgte mechanisch dem Befehl seiner Frau; er zog die Generalsuniform der Nationalgarde an, hängte sich das große Band der Ehrenlegion um, ließ sich — denn selbst aufsteigen konnte er nicht — auf ein Pferd setzen und ging an's „Elektrisiren“ der Truppen und Nationalgarden, die in ziemlicher Anzahl auf dem Carousselplatz versammelt waren. Dem alten, fetten, gebrochenen Mann, der im Sattel herumwackelte und den rathlosen Speckkopf schüttelte, war es nicht um's „Elektrisiren“ zu thun, und noch weniger um das Sterben an der Spitze seiner Soldaten.

Von den Franzosen rührt das Sprichwort her: „das Lächerliche tödtet“. Ach, wäre Louis Philippe mit seinem System nicht schon todt gewesen, die Lächerlichkeit dieser „Revue“ hätte er sicherlich nicht überlebt.

Die Nationalgarde — und es waren natürlich nur die „treuesten“ und „zuverlässigsten“ Bataillone, welche hier aufgestellt waren — empfängt Louis Philippe erst mit eisigem Schweigen, dann mit dem nicht minder ominösen Ruf: vive la Réforme! Der König gewinnt für einen Moment das Gefühl seiner Würde: er ermannt sich zu einer kurzen Ansprache: „Sie wollen die Reform! Gut, Sie sollen sie haben! Ich hätte sie längst bewilligt, wenn ich gewußt hätte, daß sie von der Nationalgarde so lebhaft gewünscht würde.“

Das Bischen Schmeichelei verfing nicht. Das Geknatter der Musketen in geringer Entfernung, die schweflige Revolutionsluft, der unförmliche Speckkopf mit den sonst so listigen, und jetzt so komisch perplexen Augen —

„Nichts da! Vive la Réforme! Und nieder mit dem System!“

Nieder mit dem System, das hieß aber Nieder mit Louis Philippe!

Er versuchte es noch einmal zu sprechen.

Die Offiziere schwenkten die Degen, die Gemeinen ihre Musketen, und alle vereinigten sich zu dem Ruf: „Nieder mit dem System!“

Das war nicht mißzuverstehen.

Louis Philippe, perplex wie er war, begriff nun, daß es aus war.

Er ritt gar nicht vor die Linientruppen, sondern gleich nach dem Palast zurück, wo er Thiers, der ihn am Thor empfing, seufzend sein Mißgeschick erzählte. „Ich sehe es wohl, es gilt mir! Alles ist zu Ende!“

„Es gilt mir!“ Halt. Da lauert noch die Hoffnung. Wenn auch mit „mir“ Alles zu Ende ist, dann doch vielleicht nicht mit den „Meinigen“.

Abdankung! Wer weiß, die Dynastie ist noch zu retten.

Doch nein! Nicht abdanken!

Man drängt auf ihn ein — Thiers, die Familienmitglieder, hergelaufene Rathgeber — die Einen, er soll abdanken! die Anderen, er soll nicht abdanken!

Im Schooß der Familie selbst kommt es zu den abscheulichsten Scenen. Daß unter den Orleansprinzen keine Pietät herrschte, das haben wir schon früher gesehen. Es lag nicht im Blut. Jeder dachte nur an sich. Die arme deutsche Prinzessin, die Wittwe des Kronerben und Mutter des rechtmäßigen Thronerben, kam in den Verdacht, im Interesse ihres Sohnes die Abdankung zu begünstigen, und wurde mit den schwersten Vorwürfen überhäuft.

Es half indeß Alles nichts. Auch dieser Kelch mußte noch geleert, auch dieser Strohhalm noch von den ertrinkenden Händen gepackt werden.

Endlich entschloß sich der König zur Abdankung.

Es kam ihm hart, hart an.

Cremieux, der „Republikaner“ hatte auch bei der „Rettung der Monarchie“ mitgeholfen. Derjenige, welcher die Skrupel des Königs überwand, war aber der Erzcharlatan Girardin.

Wenn ein Kranker, nachdem er bei seinen regelmäßigen Aerzten keine Heilung gefunden, sich an Charlatane und aventeuernde Pfuscher wendet, dann ist das Ende nah.

Girardin hatte gleich eine fertige Proklamation mitgebracht.

„Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie.“

Der König erklärte seine Zustimmung. „Ich bin allezeit ein friedliebender Fürst gewesen. Ich danke ab,“ murmelte er, mehr todt als lebendig.

Girardin eilt hinaus, um die Kunde zu verbreiten.

Sie bringt nicht die beabsichtigte Wirkung hervor, und in der Gegend des Chateau d'Eau, wo der Kampf lebhaft entbrannt ist, muß Girardin umkehren.

Auch General Lamoricière ist mit dem Nationalgardenoffizier Mariceau fort geritten, um die Botschaft zu verbreiten. Sie kommen bis in die Rue Richelieu — dort hemmt eine Barrikade ihr weiteres Vordringen. Auf der Barrikade befindet sich der „Bürger" Etienne Arago, einer von der berühmten „Republikaner-Dynastie". Es entspinnt sich ein Gespräch. Lamoricière theilt seine Botschaft mit. „Es ist zu spät!" antwortet ihm Arago.

„Zu spät? Man bewilligt Euch die Reform, die Regentschaft, Alles — was wollt Ihr mehr?"

„Die Republik!"

Das Zauberwort war ausgesprochen. Die Republikaner hatten endlich erkannt, daß die Republik in den Bereich der Möglichkeit gerückt war.

Inzwischen hatte der zerschmetterte Louis Philippe Trost bei seiner Gattin gesucht. Erst aus seinem Munde erfuhr sie, daß er abgedankt hatte.

„Nein, nicht abdanken, lieber sterben!" rief sie mit konzentrirter Leidenschaft.

„Man will Dir das Scepter entreißen, und doch hat außer Dir Niemand die Kraft, es zu führen!"

Und dabei warf sie einen zornigen Blick auf die arme Mecklenburgische Prinzessin, welche die Abdankung blos ihrem Söhnchen zu lieb in Scene gesetzt haben sollte.

Die Königin klammerte sich noch zäher an die Gewalt, als ihr Mann.

Es war aber zu spät.

Das „lieber Sterben" klang sehr schön, allein Louis Philippe gehörte nicht zu den Leuten des „lieber Sterbens". Das Liebste war ihm der Besitz der Gewalt und dessen was die Gewalt verleiht: Einfluß, Geld, Geld, Geld.

Zum Sterben hatte er keine Lust — das hatte er schon soeben bei der unglücklichen Musterung gezeigt. Ließ sich die Krone wenigstens in der Familie erhalten, dann war es ja noch gut, dann war auch die Gewalt noch nicht verloren.

Den vielerfahrenen Großvater, den weisesten der weisen Staatsmänner konnte man unmöglich an der Ausübung des ihm gebührenden Einflusses auf die Regentschaft hindern.

Doch war es nichts mit der Regentschaft — gut, dann wenigstens eine gefüllte Kasse.

Statt an's Sterben dachte Louis Philippe an's Portemonaie. Das war sein letzter Gedanke in den Tuilerien.

Die republikanischen Führer hatten sich mittlerweile orientirt und die beiden Hauptfraktionen: die Partei des „National" und der „Réforme" waren zu einer Verständigung — im Redactionslokal der „Réforme" — gelangt.

„Halb Part!" lautete die Losung, was selbstverständlich keine der beiden Fraktionen verhinderte, für sich die größere Hälfte zu erstreben.

Die vom „National", die „wahren", die „honneten" Republikaner waren noch bis zum letzten Moment bereit gewesen, sich mit einer Regentschaft zu begnügen — vorausgesetzt, daß man sie bei Vertheilung der Stellen bedacht hätte. Die „Rothen" von der „Réforme" — bald waren sie nicht mehr die „Rothen" sondern weit Röthere — hatten kategorisch jede Transaktion mit der Monarchie zurückgewiesen und erklärt, im Nothfall auf eigene Faust vorgehen zu wollen. Unter keiner Bedingung dürfe der Fehler von 1830 wiederholt, die Revolution nicht zum zweiten Mal „eskamotirt" — durch politische Intriganten dem Volk abgeschwindelt werden.

Die „National"-Republikaner mußten so wohl oder übel die Republik acceptiren.

Sie glichen jenem Liebhaber, der Jahrzehnte für die Dame seines Herzens schwärmte und, als diese, des platonischen Girrens satt, schließlich geheirathet sein wollte, vor Schrecken in Ohnmacht fiel.

Das Volk hatte zwar bisher Alles sehr wohl ohne die Führer gemacht, und durch sein Handeln und die Logik seines Handelns nicht blos die Herren Führer beschämt, sondern die ganze Führerei ad absurdum geführt, indeß nach errungenem Sieg konnte es doch nicht ohne Führer sein — eine Regierung war nothwendig, und wer anders konnte dieselbe bilden, als die Herren Führer, welche ihr Talent des — Nichtführens so glänzend bethätigt hatten? Die Herren Führer hegten in dieser Beziehung keinen Zweifel — sie waren die legitimen Nachfolger Louis Philippe's, und da beide Fraktionen einander brauchten, so war die Regierungsliste bald fertig:

Dupont (de l'Eure), Arago (François), Marie, Marrast, Garnier-Pagès, Cremieux, Ledru Rollin, Flocon, Lamartine, Louis Blanc — das war die Liste.

Die 5 ersten Leute des „National“ (der alte Dupont aus dem Departement der Eure, so eine Art französischer Itzstein), Arego der bedeutendste des Namens, der eigentliche Gründer der „Dynastie“ — die Uebrigen uns schon bekannt.

Cremieux, der, wie wir vorhin gesehen, noch in letzter Minute Versuche zur Rettung des Julithrons gemacht hatte, war eine politische Respektsperson, schwacher Charakter, jedoch allgemein geachtet — weshalb ist nicht recht ersichtlich — und war gewissermaßen der Kitt zwischen „National“ und „Réforme“.

Ledru Rollin ist uns bekannt. Wir haben gesehen, wie er noch am Vormittag des 24. eine Regentschaft für möglich hielt — ein Mann von bedeutenden Anlagen, hinreißender Redner, leider nicht mit entsprechender Urtheilskraft ausgestattet, und durch die parlamentarischen Gaukeleien und Spiegelfechtereien entrevolutionirt. Im Aeußeren, in den Manieren und rednerischen Geberden erinnerte er an Danton — und war wesentlich in Folge dieser zufälligen Aehnlichkeit in den durchaus unverdienten Ruf gekommen, ein blutdürstiger Jakobiner zu sein — was übrigens Danton niemals gewesen ist —, ein Ruf, der mit der Wirklichkeit allerdings stark kontrastirte. Ein zahmerer Mensch wie Ledru Rollin hat niemals gelebt. Weit energischer und schärfer im Denken und Handeln war sein Freund Flocon, der Chefredakteur der „Réforme“.

Louis Blanc, der Verfasser der 10 Jahre — der ersten 10 Regierungsjahre Louis Philippe's — stand etwas weiter links als die Leute der „Réforme“, und galt damals wegen seiner „Organisation der Arbeit“ für einen Sozialisten, war aber durch seine Popularität bei den Arbeitern ein unvermeidliches Uebel geworden. Die, welche ihn näher kannten, mochten übrigens schon dahinter gekommen sein, daß es mit seinem Sozialismus und seiner Gefährlichkeit nicht weit her war.

Wie aber kam Lamartine in diese Gesellschaft, der Legitimist, der seit einiger Zeit zwar ein demokratisches Mäntelchen umgehängt und aus „rundem Mund“ demokratische Phrasen verzapft, und sich dem größeren Publikum durch einen für Geschichte ausgegebenen Roman über die Girondisten bekannt gemacht, den aber doch Niemand bisher, und kaum er selber, trotz seiner geckenhaften Eitelkeit, als einen ernsthaften Politiker betrachtet hatte? Was hatte Lamartine in einer revolutionären Regierung zu thun?

Sehr viel. Und von dem wirklichen — nicht dem eingebildeten oder mythischen — Standpunkt der republikanischen „Macher“ war die Wahl Lamartine's ein sehr kluger, man möchte fast sagen, wäre das Wort nicht so verrufen, genialer Streich. In der Aera der Phrase lebend, hatten sie einen heillosen Respekt vor der Phrase, und glaubten an die Allmacht der Phrase.

Keine monarchische Dynastie sollte die Revolution „eskamotiren“ — Gott behüte!, aber eskamotirt mußte sie doch werden, damit die republikanischen Dynastieen Vortheil davon hatten. Und dieser Eskamotirungs-Prozeß ließ sich am besten mit Hülfe der allmächtigen Phrase bewerkstelligen. Hatte nicht Orpheus durch die Macht der Musik Löwen und andere wilde Thiere gezähmt, und hübsch nach seiner Pfeife tanzen lassen? Warum sollte es dem modernen Orpheus der Phrasenmusik nicht gelingen, die Löwen der Faubourgs und die anderen wilden Thiere der Revolution durch die Zaubermacht des rythmischen Tonfalls zu zähmen und nach seiner und seiner Gönner Pfeife tanzen zu lassen?

So wurde Lamartine auf die Liste gesetzt.

Und probatum est — es hat sich bewährt. —

Eine Bemerkung, ehe wir weiter gehen.

Unter den zehn Namen auf der Liste gehören acht Schriftstellern, meist Journalisten von Beruf an. Die beiden einzigen Ausnahmen sind Dupont und Cremieux. Die beiden bedeutendsten Vertreter des stürzenden oder gestürzten Systems: Thiers und Guizot waren ebenfalls Schriftsteller von Beruf, — Journalisten. Drastischer als durch diese einfache Thatsache kann die wichtige, die gebietende Rolle der Journalisten in Frankreich nicht zur Anschauung gebracht werden. Die ausschlaggebende Macht des französischen Journalismus datirt von der großen Revolution, die, neben dem „dritten Stand“, dem Tiers Etat, dem sie offizielle Herrschaft verlieh, noch den „vierten Stand“*) auf den Thron erhob: die Presse. Unter dem Kaiserreich und in den ersten Jahren der Restauration war das Ansehen und der Einfluß der

*) Die Bezeichnung „vierter Stand“ für die Presse hatte 1789 die vollste Berechtigung, während sie, wie es in neuerer Zeit geschehen ist, auf die Arbeiterklasse angewandt weder Berechtigung noch Sinn hat, denn in der modernen Gesellschaft gibt es wohl Klassen, aber keine Stände mehr — keine Stände in dem Sinne des Wortes, in welchem man zu Anfang der französischen Revolution von einem „dritten Stand“ gesprochen hat.

Presse allerdings zurückgedrängt, aber schon in den zwanziger Jahren hatte sie sich wieder so gekräftigt, daß der Versuch, ihr Daumschrauben anzulegen, dem Bourbonenkönig Karl **X.** die Krone kostete. Die Julirevolution, durch ein Attentat auf die Presse hervorgerufen, war ganz wesentlich ein Sieg der Presse, und die Presse hat es nicht verabsäumt ihren Sieg auszunutzen. Unter Louis Philippe hatte sie ihr goldenes Zeitalter, und der Weg zum Ministerpalais ging durch die Redaktionsstuben.

Und auch der Weg zum Stadthaus, wo die Revolutions-Regierungen in Frankreich zu residiren haben. —

Und nun einen Blick auf die Lage der Dinge im Palast und auf den Straßen.

Im Palast — stirbt die Dynastie. Sie bewegt sich noch, hat Zuckungen, aber es sind die Bewegungen, die Zuckungen, des Sterbenden, dem der Arzt Moschus gegeben hat, um den Todeskampf in grausamer Humanität ein Bischen zu verlängern.

So eine Dosis Moschus ist die Abdankung.

Sie ist nicht richtig verschrieben worden. Das war wohl der Grund, daß sie nicht geholfen hat? Der Name des Königs fehlt unter dem Rezept. Flugs wird dem Mangel abgeholfen.

Einer der Söhne, Montpensier, den Muth, sich an die Spitze eines Regiments zu stellen, wozu man ihn aufgefordert, hat er nicht gehabt, diesen Muth hat er — legt das Papier vor den widerstrebenden Vater, drückt ihm die Feder in die Hand und diktirt dem mechanisch nachschreibenden alten Mann, seinem Vater, die Abdankungsurkunde, während unmittelbar nebenan die Königin, Schwiegertochter und Andere sich unwürdig herumzanken:

„Ich entsage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe lösen. (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelét à porter, en faveur de mon petit-fils le Comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourdhui.)

Am 24. Februar 1848.

Louis Philippe."

Die Abdankungsurkunde sollte dem „populären" Marschall Gerard, dem Bezwinger Antwerpens, überbracht und von diesem verbreitet werden. Mit Gerard hatte man auch

eine kleine Komödie versucht. Er hatte sich auf's Pferd setzen müssen um zu „elektrisiren" — auf dasselbe Pferd wie Louis Philippe — und das „Elektrisiren" hatte den nämlichen Erfolg gehabt. Die Abdankungs-Urkunde kam nicht an ihre Adresse. Die Republikaner fingen sie unterwegs auf.

Es war noch nicht 12 Uhr. Und doch zu spät! Die republikanischen Führer hatten, wie man sich erinnern wird, bis 12 Uhr für rechtzeitig gehalten. Die Ereignisse waren schneller, als das Denkvermögen der Herren Führer.

Zu spät, zu spät. — Vom Carousselplatz tönt Flintengeknatter herüber. Keine Hoffnung — die Dynastie stirbt. An Rettungsversuche ist nicht mehr zu denken. Nur noch an die persönliche Sicherheit des gefallenen Königs und seiner Familie. In unbeschreiblicher Confusion bereitet man die Flucht vor, geht an's Einpacken. Louis Philippe kramt in den Schubladen herum und sucht Werthpapiere und Geld zusammen. Das Portemonnaie wird voll zum Platzen.

Aber wir haben ja so lang nichts von Thiers gehört? Der kleine Gerngroß, der noch am Morgen so aufdringlich und so reich an Rathschlägen war — er ist nirgends zu sehen. Nun — das hat seine guten Gründe. Von Barrikadenkämpfern ist er nicht erschossen worden — das Gummimännchen ist ein solcher Hasenfuß, daß es ihm nicht passiren kann, in Schußnähe revolutionärer Flinten zu kommen, und die Barrikadenkämpfer hätten das Gummimännchen auch keiner ehrlichen Kugel für werth gehalten.

Nein — es ist ihm kein Haar gekrümmt worden. Aber der Schreck ist ihm in die Glieder gefahren, — er merkt, daß den Orleans nicht zu helfen ist, und da hat er sich denn versteckt. Bis gegen 12 Uhr drückte er sich in den Tuilerien herum — zuletzt ganz stumm, dann tauchte er für einen Moment in der Kammer auf, rief einigen Collegen, die dort rathlos herumirrten, halb geistesabwesend zu: „Es gehen Dinge vor! Dinge! Die Fluth steigt, steigt!" und — verduftete.

Was soll er sich, seinen Ruf, seine Zukunft auf's Spiel setzen für den altgewordenen Louis Philippe, der es versäumt hat, ihn, den großen und einzig wahren Staatsmann und Staatsheilkünstler Thiers, schon am 21. Februar zu berufen? Dann wäre es noch Zeit gewesen, und er, der große Staatsmann und Staatsheilkünstler Thiers hätte im Handumdrehen die Staatskrankheit geheilt und die wackliche Dynastie wieder auf Jahrzehnte festgemacht. Was kann der größte Staats-

mann und Staatsheilkünstler ausrichten, wenn er zu spät berufen wird?

Damit tröstete sich der kleine Gerngroß.

Daß auch er — freilich in seiner Weise — auf das verhängnißvolle „zu spät“ kommen mußte, ist beiläufig ein kleines Scherzchen der Geschichte, wie auch der Umstand, daß der unfehlbare Thiers seinem Feind, dem unfehlbaren Guizot, so rasch auf der Flucht nachgefolgt ist. Nur daß er sich in Paris versteckte, während dieser es für nöthig hielt, die See zwischen sich und das Volk von Paris zu bringen. —

Und auf der Straße?

Die Revolution war allgewaltige Meisterin. Kein vive la Réforme! mehr. —

Vive la République!

Wie eine brausende Sturmfluth, unwiderstehlich, jedes Hinderniß wegschwemmend oder zerbrechend, wälzte sich die Revolution den Tuilerien zu.

Das Stadthaus hatte sie seit 11 Uhr im Besitz.

Jetzt galt es dem Königsschloß.

Die Soldaten kämpften nur widerwillig. Louis Philippe war bei der Armee nie populär gewesen. Weniger seiner friedlichen Politik halber — denn die Legende von den kriegerischen Instinkten der Franzosen ist grundfalsch, wie alle diese Legenden nationaler Psychologie, es gibt kein friedliebenderes, unkriegerisches Volk als die Franzosen — weniger seiner friedlichen Politik halber, als wegen seines unritterlichen, unnoblen, ja ignobelen Wesens. Die Regimenter, welche sich noch schlugen, schlugen sich ohne Elan, ohne den Schwung, der allein den Sieg bringen kann; und verschiedene Truppenabtheilungen hoben schon die Gewehrkolben in die Höhe, und fingen an mit dem Volk zu fraternisiren.

Die Concessionen, zu denen Louis Philippe sich zollweise verstanden, hatten nirgends, auch nur momentan, die beabsichtigte Wirkung gehabt. Statt zu versöhnen, nährten sie die Kampflust, indem sie dem Volk seine Stärke zeigten, ihm zeigten, wie viel es erreichen könne. Es war nicht Wasser, welches die Flammen löschte — es war Oel in's Feuer gegossen.

Es ist das die Eigenschaft aller Concessionen, die starren Regierungen durch den Zwang der Verhältnisse abgepreßt werden. Eine weise, staatsmännische Regierung hat überhaupt keine Concessionen zu machen. Sie muß die Bedürfnisse,

die Interessen des Gemeinwesens auf's Sorgfältigste erforschen — dazu ist sie da, und dazu hat nur sie die volle Gelegenheit — um ihnen gerecht zu werden. Nicht hinter der öffentlichen Meinung soll sie zurückbleiben, nicht sich von ihr nachzerren lassen, nein an ihrer Spitze sein, — den öffentlichen Wünschen zuvorkommen, sie erfüllen, ehe sie die Form von leidenschaftlichen Forderungen angenommen haben. Eine Regierung, die das thut, ist gegen jede Revolution gesichert: sie ist organischer Theil des Staatsorganismus, mit dem sie untrennbar verbunden, und mit dem sie deshalb in keinen Conflikt kommen kann. Eine Regierung dagegen, die sich mit dem Staatsorganismus nicht zu identifiziren weiß, sich in Gegensatz zu ihm stellt, die öffentlichen Bedürfnisse nicht erkennt oder ableugnet, die öffentlichen Wünsche ignorirt oder zu fälschen sucht, treibt unfehlbar einem Conflikt zu, begibt sich auf die abschüssige Bahn der Revolution oder der Staatsstreiche, die nur Etappen zur Revolution sind. Merken die Herren endlich, durch drohende Ereignisse belehrt, daß sie auf falscher Bahn sind, dann ist es — wunderseltene Ausnahmen abgerechnet, — zu spät, und die Zugeständnisse, welche man in der Angst macht, sind nur Eingeständnisse der begangenen Fehler — Eingeständnisse, welche den letzten Respekt zerstören; und was die Gährung beschwichtigen soll, wird nur zu neuen Waffen gegen die thörichte Regierung.

Am Klassischsten ist diese Wahrheit zum Ausdruck gekommen in der großen französischen Revolution.

Unter Ludwig dem Sechzehnten fehlte es sicherlich nicht an Concessionen weitgehendster Art, die ursprünglich unzweifelhaft auch ehrlich gemeint waren, und es fehlte nicht an hochbegabten Männern, welche die Reformen durchzuführen suchten. Aber — es war zu spät. Die Monarchie, die Bourbonen-Regierung hatte sich in einen so scharfen Gegensatz zu dem französischen Volk und seinen Interessen gebracht, eine so breite Kluft zwischen sich und der Nation gerissen, daß eine Versöhnung des Gegensatzes, eine Ueberbrückung der Kluft außerhalb des Bereichs der Möglichkeit lag. Jede Concession beschleunigte die Katastrophe, jede Reform wurde zum Nagel am Sarge der alten Monarchie.

Die ganze Vorgeschichte und Geschichte der französischen Revolution ist ein fortlaufender Commentar dieser so natürlichen und doch so wenig verstandenen Wahrheit.

Das Zu spät!, welches Louis Philippe in die Ohren gellte, und 1848 noch so manchen Anderen überraschte, war

der alte, einfache Urtheilsspruch der Geschichte, der schon so oft ertönt ist, und vermuthlich noch oft ertönen wird.

— — Es ist nach Dreiviertel auf Ein Uhr. Die Schüsse kommen näher und näher. Die Monarchie röchelt ihr Leben aus. Die exkönigliche Familie hat eingepackt — es ist keine Minute mehr zu verlieren. Fort! Um den Schrecken zu steigern, kommt noch die Nachricht, daß Lamoricière, von dessen Versuch, durch die Abdankungsnachricht das Volk umzustimmen, wir geredet haben, vor einer Barrikade verwundet und vom Volk gefangen worden ist. Fort! Fort!

„In diesem Augenblick — hier lassen wir Scherr*) erzählen, den wir sonst nicht viel zu loben haben, der die königliche, unkönigliche Fluchtscene aber nach französischen Berichten recht hübsch gezeichnet hat — in diesem Augenblick Schüssegeknatter auf dem Carrousselplatz, wohin die Insurrektion bereits ihre Plänkler vorgesandt hatte. Dieselben sahen einen Zug königlicher Reisewagen, welche aus den Ställen der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen waren, schossen darauf, tödteten einen Vorreiter, sowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remisen.

Das Geknatter dieser Schüsse machte die Prinzessinnen Schreckenslaute ausstoßen. Louis Philippe selber jährt in höchster Unruhe aus seinem Lehnstuhl empor. Hereinstürzt, die Kleider in Unordnung und die Gesichtszüge in äußerster Fassungslosigkeit Herr Cremieux (der Republikaner): „Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten, und es wird in den Tuilerien sein!"

„Der alte Mann sagt kein Wort: aber er hastet sich, Ordensband und Degen abzuthun. Dann zieht er seine Uniform aus, schlüpft mit Hülfe der Königin in einen bürgerlichen Rock und ruft suchend und zappelnd: „Meine Uhr! Wo ist meine Uhr! Ah, ich habe sie. Und mein Portefeuille? Da nehmt mein Portefeuille! Und wo ist mein Schlüsselbund?" Es war etwas wie Wahnsinn in dem Gebahren des Greises, aber nichts vom Wahnsinn eines Lear, obzwar er wie Lear im dritten Akt hätte sagen können:

---

*) 1848. Ein weltgeschichtliches Drama. Von Johannes Scherr. Leipzig, Otto Wigand, Bd. I. S. 167 ff. Die lächerliche Orthographie — z. B. bei französischen Namen k statt c — Flokon für Flocon 2c. — kopiren wir natürlich nicht.

— — „Hier steh' ich
Ein armer, schwacher, alter, kranker Mann,
Den man verachtet" — —

nein, nichts vom Wahnsinn eines Lear, wohl aber von dem eines Aktienschwindlers, über welchen der Bankerut jählings hereinbricht. In Wahrheit, das Ende des Louis Philippismus entsprach mathematisch genau dem Anfang. Der ganze Verlauf von des Mannes Hinaufsch'eicheu zum Throne macht den Eindruck des fuchsig gemeinen, und ein würdeloseres Herabfallen vom Thron als das seinige hat es kaum jemals gegeben. Daß die Februarrevolution eine „Revolution der Verachtung" gewesen, ist zwar ein, durch die Wiederholung trivial gewordenes Wort; aber ein wahres ist und bleibt es doch. — —

Die Prinzessinnen brechen in Schluchzen aus, und die Kinder der königlichen Familie starren mit ängstlicher Neugier auf das für sie unbegreifliche Schauspiel. Louis Philippe setzt hastig seinen Hut auf, bietet der Königin den Arm, sagt flüchtig zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben hier!" und gibt durch sein Weggehen das Signal zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgen dem greisen Paar der Herzog von Montpensier, welcher seine Frau, die Infantin Luisa Fernanda — geborene Munoz sagen die bösen Zungen — dem Schutz des Herrn de Lasteyrie übergibt, ferner die Herzogin von Nemours mit ihren Kindern, und der Prinz von Sachsen-Coburg mit der Prinzessin Clementine (einer Tochter Louis Philippe's), seiner Frau. Mitgehen die Herren Cremieux, Ary Scheffer, Lasteyrie, Gourgaud, Roger und Lavalette. Etliche Hofdamen, Adjutanten, Palastbeamte und Diener schließen den Zug, welcher mittelst eines engen und dunkelen Ganges aus dem Kabinette des Königs in die Vorhalle des Pavillon de l'Horloge und von da in den Tuileriengarten gelangt. Dieser ist still und leer, aber von rechts herüber rollt und grollt das Kampfgetöse. Herr von Montalivet, seinem Gebieter treuer als viele andere, hat an der Palastpforte zwei Schwadronen Kürassiere bereit gehalten, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden der 1. Legion schließen sich ebenfalls dem Fluchtzug an, welcher so rasch als der alte Mann, dessen dem völligen Bruch nahe physische und moralische Kraft nur durch die Seelenstärke seiner Frau nothdürftig aufrecht erhalten wird, zu gehen vermag, die große Avenue des Gartens entlang eilt, — ganz wie ein Leichenzug der Julimonarchie!

Man sah von der Rue Rivoli aus denselben zwischen den Baumstämmen dahingleiten, leichenbitterlich schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philippe's die Trauer um die kurz zuvor verstorbene Prinzessin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Herzog von Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!" In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!" rief Marie Amelie, die Königin, aus. Louis Philippe aber: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!" Am Gitter der aus dem Garten nach dem Concordeplatz führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und richtete an Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich sicher nach Saint Cloud bringen zu können?" „Ja, Sire!"

Der Entkrönte passirte das Gitter und betrat den Platz.

Gesenkten Hauptes einherschreitend bemerkte er Blutspuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abscheus. Der Eintrachtsplatz (Place de la Concorde) war aber nicht so still und leer wie der Tuileriengarten. In der Mitte standen dichtgedrängt die Truppen Bedeau's, welcher General in der peinlichsten Verlegenheit sich befand, da er seit Stunden ohne alle Befehle, ja ohne alle Benachrichtigung gelassen war. Eine zahllose Menge umwogte die Truppen. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch eine Schaar Blousen, Gewehre in den Händen, die Gesichter von Pulverrauch geschwärzt.

Der Fluchtzug stockte vor dem Anfluthen der Menge. Die Begleiter und Beschützer des entkrönten Flüchtlings wagten es nicht, Zwang anzuwenden, um einen Durchpaß zu eröffnen; die Peinlichkeit des Augenblickes stieg. „Die Wagen! Nun, wo sind denn die Wagen?" frug Louis Philippe ungeduldig. Neugierige drängten heran. Er schien nicht nur, er war erkannt. „Messieurs, Schonung, Gnade für den König!" rief ein Kürassieroffizier. „Die soll er haben! Wir sind keine Mörder; aber schnell auf und fort mit ihm!", eine Antwort, welche das hundertfältige Echo fand: „Ja, schnell auf und fort, nur fort mit ihm!" Die Königin zog ihren Gemahl mit sich fort, dahin, wo am Fuße des Obelisk drei schlechte Einspänner von Miethswagen hielten, genau auf der Stelle, wo vor Zeiten, in der Sprache

von damals zu reden: La Sainte Vierge Guillotine (die Heilige Jungfrau Guillotine) ihren Altar gehabt.

Ein grausamer Schicksalshohn fürwahr, daß der vom Thron gefallene Sohn von Philippe Orleans-Egalité gerade von dieser Stelle aus in's Exil geschleudert wurde. Von der Stelle aus, wo sein Vater am 6. November 1793 in weißer Weste, gelben Lederhosen und zeisiggrünem Frack auf besagtem „Altar" erschienen war, „pour faire le saut de carpe en avant" (den Karpfensprung nach vorn machen).

Der alte Mann ist jedoch von der Angst der Gegenwart viel zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet den Schlag eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus! Steigt alle heraus!", ruft er in der Selbstsucht des Alters (?) und der Furcht, seiner so lang und so vortrefflich gespielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias (Familienvaters) ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philippe wirft sich hastig in den Wagen, die Königin folgt ihm, drei ihrer Enkelkinder haben den Vordersitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie pressen sich so gut es eben gehen will, in die beiden anderen Wagen; aber die Prinzessin Clementine und die Herzogin von Montpensier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Lasteyrie in ein sicheres Asyl gebracht. Die schöne Infantin ist eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache amüsant zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Lasteyrie, das sei doch auch einmal eine der Rede werthe Abwechselung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!" schreit Louis Philippe aus dem Inneren des Wagens, maßen der „König der Juden" selbst in dieser äußersten Beklemmung seiner „Werthpapierche" nicht vergißt. Herr Cremieux schiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfensteröffnung, und, im Besitze seines Theuersten, ruft der Greis in höchster Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!" „Fort! Nur fort! Schnell fort!" Der Kutscher peitscht auf sein Pferd und im Galopp fliegt der Wagen davon, daß der flüssige Koth darob zusammenspritzt.

Also verschwand des Roi-Renard (Königs Reineke) Majestät und Herrlichkeit.

Im Julistaube war er gekommen, im Februarkoth ist

er gegangen. Derbwahr sagt ein spanisches Sprichwort: Aus solchem Staube wird solcher Dreck." —

Wir haben der Schilderung, die aus den Berichten von Theilnehmern und Augenzeugen zusammengesetzt ist, nichts hinzuzufügen und an dem Urtheil nichts zu mildern.

Herzlos, kalt berechnend, selbstsüchtig bis zur absolutesten Gleichgültigkeit gegen Andere, dachte der gefallene Bürgerkönig an nichts als an sein Leben und sein Portemonnaie, in dem und für das er fast blos noch lebte.

Der arme Nationalgardist, der in seinem Dienst mit dem Pferde stürzt und lebensgefährlich verletzt wird — der „Bürgerkönig" hat keinen Blick für ihn. Nur aus dem Weg, damit seine Flucht nicht aufgehalten wird. Nur fort! Fort! Und das Portemonnaie nicht vergessen!

Das Portemonnaie ist gerettet.

Alles ist verloren außer dem Portemonnaie.

Ein volles Portemonnaie. Zum Platzen voll.

Er brauchte nicht zu hungern drüben in Engelland.

Und des alten Reineke würdig ist seine Sippe. Dieser Herzog von Montpensier, der ihm vorhin die Abdankungsurkunde in die Feder diktirte, und jetzt dem zitternden, altersschwachen, gebrochenen Vater ein: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte!" zuschreit, — der Apfel ist nicht weit vom Stamm gefallen; und wäre der Alte in diesem Moment nicht fast stumpfsinnig gewesen, er hätte sich sagen müssen: „In deinem Sohn bist du für all deine Sünden gestraft!"

„Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!" Höflich, tadellos in der Form. Das „Sie", in dem fürstliche Familienglieder zu einander sprechen müssen, und sogar das „Sire"! Der Form, der Etikette skrupulös Rechnung getragen. Doch welcher Abgrund von Rohheit, von Gefühllosigkeit, der sich unter der glatten Höflichkeit verbirgt.

Und die junge Prinzessin, die sich im Sturz ihres Hauses amüsirt! Die Prinzessin amüsirt sich — das gäbe ein hübsches Seitenstück zum: der König amüsirt sich. Nicht als ob wir auf das lustige Frauenzimmer einen Stein werfen wollten — fällt uns nicht ein! Aber in was für einer Atmosphäre muß diese Prinzessin gelebt, welches Leben muß sie geführt haben, daß sie in einer Revolution, die ihren und ihres Geschlechts königlichen Glanz auslöscht, sie mit den Ihrigen in's Exil jagt, eine angenehme Abwechslung erblicken konnte!

Ja, es war eine Revolution der Verachtung, und wohl nie ist einer gefallenen Dynastie ein tödtlicheres Brandmal aufgedrückt worden als dem fliehenden Louis Philippe durch das „Nur fort mit ihm!“ des großmüthigen Volks.

Nur fort mit ihm — fort mit dem Pesthauch der Corruption! Fort mit ihm, daß wir endlich einmal reine Luft athmen können! Nur fort mit ihm!

Im Vorbeigehen möchten wir eine der historischen Reminiszenz-Arabesken des Herrn Johannes Scherr etwas rektifiziren. Er sagt, die Guillotine habe in der „Sprache von damals“, d. h. in der Sprache der französischen Revolution „la sainte Vierge“, die heilige Jungfrau geheißen — da Herr Scherr in seinem „Leben und Zeit Blüchers“ auch eine Geschichte der Französischen Revolution — frei und nicht immer ganz richtig nach Thomas Carlyle — geschrieben hat, so könnte man zu dem Glauben verleitet werden, dies für Ernst zu nehmen. Gebraucht worden ist der Ausdruck ja unzweifelhaft — gerade wie z. B. Herr Scherr gewisse drastische Ausdrücke gebraucht, z. B. statt von Schmarotzern von Fartcatchers redet, allein gerade so wenig wie die Scherr'sche Fartcatcherei Sprache von heute ist, war die „Heilige Jungfrau Guillotine“ „Sprache von damals“. —

Doch ein gutes Wort müssen wir für Louis Philippe einlegen. Wir haben gehört, daß er auf der Flucht zu seiner Schwiegertochter, der Herzogin Helene sagte: „Sie bleiben hier!“ Dabei schwebte ihm die Hoffnung vor, wenn die Mutter des Knaben, zu dessen Gunsten er abgedankt, in Paris bleibe, werde sich vielleicht für diesen die Krone retten lassen. In diesem Gedanken steckte ja auch Egoismus, denn unter der Firma der Regentschaft konnte er erwarten, indirekt fortzuregieren, indeß immerhin dachte er doch auch einmal an den Vortheil Anderer.

Helene von Mecklenburg blieb. Sie war der zweite Mann in der Familie. Es ist rührend, wie sie für ihren Sohn Alles wagt, und furchtlos der Revolution in's Angesicht schaut.

Nach der Flucht der Ihrigen irrte sie mit ihren zwei Knaben, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, eine Zeit lang herum. — Gegen 1/22 Uhr Nachmittags kommt sie, begleitet von ihrem Schwager Nemours, dem relativ anständigsten der Prinzen, in die Deputirtenkammer, um den entscheidenden Wurf zu thun. Ihre zwei Knaben hat sie natürlich bei sich. Der entscheidende Wurf in der

Deputirtenkammer! Als ob hier noch eine Entscheidung geholt werden könnte. Nicht über das Schicksal eines Dorfschulmeisters, geschweige denn einer Dynastie. Das arme Weib, muthig bis zuletzt, hält tapfer aus für ihr Kind — die Kammer, soll heißen eine Handvoll Kammermitglieder quälen sich ab Parlamentchens zu spielen; einen Moment mag der geängstigten Mutter ein Hoffnungsstrahl gelächelt haben — da stürmt das siegreiche Volk in die Kammer, die Revolution nimmt von der Tribüne Besitz, und fegt Kammer, Parlamentarismus und Regentschaft fort.

Der Herzog von Nemours war nicht beliebt — allein, obgleich er sofort erkannt wurde, dachte keiner der pulvergeschwärzten Barrikadenmänner, ihm etwas zu Leid zu thun, so wenig wie der, anfangs nicht erkannten, Dame in seiner Begleitung, nebst den zwei Kindern.

Die Herzogin wollte einen Appell an die Großmuth des Volkes machen. Doch, es war zu spät!

Dichter und dichter drängten sich die Menschen in den Saal; sie war in Gefahr erdrückt zu werden — eine sich hinauswälzende Woge der Volksfluth warf sie glücklich in's Freie — sie, sammt ihren zwei Knaben und dem Herzog von Nemours.

Die „Regentschafts"-Seifenblase war zerplatzt.

Regentschaft!

Fast auf die Minute zur Zeit, wo die Herzogin von Orleans die verzweifeltsten, durch die Mutterliebe über das Niveau gemein-dynastischen Ehrgeizes erhobenen Anstrengungen machte, um ihren Sohn auf den Thron der Könige von Frankreich zu bringen, wurde dieser selbe Thron von dem siegreichen Volk in Besitz genommen. In buchstäblichsten Besitz — Blousenmänner setzten sich, kraft der Volkssouveränität, abwechselnd auf den Thron, zum Zeichen, daß von nun ab in Frankreich nur ein Herrscher sein sollte, das Volk. Die purpurne Throndraperie wird in Stücke gerissen, und aus den Fetzen werden Freiheitsmützen gemacht, eine für den Spartakus, den Sklavenbefreier, im Tuileriengarten. Die Franzosen lieben derlei poetische Einfälle.

Und auf das Gesimse des Throns wird von einem Nationalgardisten mit Kreide geschrieben:

„Das Volk von Paris an ganz Europa —
Freiheit — Gleichheit — Brüderschaft!"
Liberté — Egalité — Fraternité!

Ein Beifallssturm, der die Wände erzittern machte, begrüßte die improvisirte Formel, welche die Devise der Februarrevolution wurde. Und ein Proletarier, in der einen Hand die Muskete in der anderen eine rothe Fahne, springt auf den Thronsessel, wischt sich am feinen Sammt die kothigen Schuhe ab — er mochte wohl denken, daß dieser Sessel schon schlimmeren Koth gekannt habe als ehrlichen Straßenschmutz — und ruft frohlockend, die Muskete und die rothe Fahne schwingend:

Vive la République! Es lebe die Republik!

Und die Tausende, welche hier eingepfercht sind, und die Tausende, welche in den übrigen Sälen des Königspalastes auf- und abwogen, stimmen begeistert ein in den Ruf, und der Ruf pflanzt sich fort auf die Straße, und vive la République! dröhnt's Innen, und dröhnt's Außen —

Vive la République!

In den Tuilerien bewies das Volk die harmlos edelsinnige Gutmüthigkeit, die während der ganzen Dauer der Revolution — wir meinen die Zeit des Kampfes und der unbeschränkten Volksherrschaft bis zur Aufrichtung einer regelmäßigen, wenn auch provisorischen Regierung, — sich kundthat und nicht eine gemeine oder grausame Handlung aufkommen ließ.

„Eine moralische Insurrektion“ hat Louis Philippe gesagt.

Die „Moralität“ der Revolution zeigte sich durch die Inschrift, welche an den Tuilerien angebracht ward: „Les voleurs sont mis à mort! Die Diebe werden getödtet! Tod den Dieben!“ Und damit war es dem Volk allerdings Ernst — ein paar Langfinger, die sich unter die Blousenmänner gemischt hatten und bei der Ausübung ihres Handwerks ertappt wurden, merkten zu ihren Schaden, daß die Insurrektion eine „moralische“ war, denn sie wurden von den Insurgenten sans façon erschossen. In den Tuilerien, die viele Stunden lang in der Gewalt des „Pöbels“ und von Zehntausenden der „entfesselten Bestien“ besucht waren, wurde, so lange das Volk dortselbst Alleinherrscher war, nicht so viel gestohlen, wie auf einem gewöhnlichen Hofballe, wo ja mitunter ein silberner Löffel verschwinden soll.

Genau 1 Uhr 5 Minuten am Nachmittag des 24. Februar war die Revolution in das Königsschloß eingezogen, und hatte es, durch Aufhissung der rothen Fahne, für ihr Eigenthum erklärt.

Nicht ganz zwei Stunden später — gegen drei Uhr —

bewegte sich von den Tuilerien nach den Boulevards zu und von da nach dem Bastilleplatz ein wunderlich toller Faschingszug — es war Karnevalszeit —: etliche tausend Menschen singend, tanzend, springend, vorn zu Roß ein Polytechniker und ein Student, hinter den beiden einige Reihen Tamboure in Nationalgardenuniform, und zwischen diesen und dem eigentlichen Zug ein Wagen mit allerhand Ueberresten königlicher Herrlichkeit und, von 4 kräftigen Blousenmännern getragen, der Thron! Die springende, tanzende, singende Menge war bewaffnet, zum Theil pulvergeschwärzt, sogar Verwundete waren darunter, aber jetzt lachte Alles, riß schlechte Witze und auf den Bayonneten der Flinten, die vor wenigen Stunden zu tödtlichem Kampf benützt worden waren und eine Dynastie todtgeschossen hatten, waren Purpurfetzen, Stücke Goldbrokats, Livreen, Hofuniformen, Braten, Laibe Brot, Speckseiten, Würste, leere Flaschen.

Einen lustigeren Festzug hat der Karneval des Jahres 1848 nicht gesehen.

Und ein „historischer Zug". Nicht Geschichte nachäffend, sondern Geschichte machend.

Auf dem Bastilleplatz wurde gehalten. Hier, Angesichts des Denkmals zweier Revolutionen, verstummte für einen Moment der tolle Jubel; schweigend schloß die Menge einen Kreis um die Julisäule, ein Holzstoß ward errichtet, der Thron sammt aller sonstigen Königsherrlichkeit darauf gelegt, und dann feierlich angezündet.

Und unter den Klängen eines schein-ernst abgesungenen Gassenhauers auf den „König der Agioteure" (Geldschneider) verbrannte langsam der Julithron zu den Füßen der Julisäule.

Die Franzosen haben ein merkwürdiges Talent, die Dinge „nett" auszudrücken und den Ereignissen, in welchen sie eine Rolle spielen, eine dramatisch-pointirte Form zu geben. Das Symbol des gestürzten Bürgerkönigthums neben dem Denkmal zu verbrennen, durch welches der Bürgerkönig einst seine Thronbesteigung gefeiert, den Schluß hübsch mit dem Ausgang zusammenbringen, sozusagen den Schwanz der Schlange ihr in den Mund stecken und die Schmach und Lächerlichkeit des Endes mit dem glänzenden Anfang grell zu kontrastiren — das war so echt französisch.

Der weltgeschichtliche Ernst der Februarrevolution ist aber durch diesen Karnevalszug sicher nicht gemindert worden. Im Gegentheil.

Der Thron der Orleans war Staub und Asche. Die Revolution hatte ihn gegeben, die Revolution hatte ihn genommen — sehr simpel und sehr logisch.

Doch nun fehlte ja noch die Hauptsache, was so der Regel nach für die Hauptsache gilt, eine Regierung.

Wir wissen, daß die Herren Führer sich bereits geeinigt hatten, und wir kennen die Liste, für deren möglichste Verbreitung gesorgt worden war.

In der Deputirtenkammer finden sie sich zusammen — sind es doch meist gute Parlamentler. Die Herzogin von Orleans ist noch da. Marie, der eine der Führer, und auf der Liste, fordert in kurzen Worten, der Verabredung gemäß, eine provisorische Regierung. Im Trubel verhallt der Vorschlag. Bald darauf — das Volk der Straßen hat inzwischen den Saal zu füllen begonnen — wiederholt Ledru Rollin den Vorschlag und fügt noch etwas hinzu: „Ich fordere eine provisorische Regierung und die sofortige Einberufung eines Nationalkonvents, welcher die Rechte des Volkes sicher stellen soll!“

Die Proklamirrng der Republik zu fordern, dazu konnte Herr Ledru Rollin sich nicht versteigen. Aehnlich wie Robespierre, als es am 9. Thermidor galt, entweder auf das Schaffot zu steigen oder eine Revolution zu machen, fragte er nach dem Rechtstitel, und der war allerdings nicht vorhanden.

Sollte Alles in Form rechtens geschehen, dann durfte jetzt gar nichts geschehen, außer daß Wahlen ausgeschrieben wurden, und der Nationalkonvent hatte dann zu bestimmen. Parlamentarisch und nach der konstitutionellen Fiktion ganz in der Ordnung. Schade nur, daß das Volk für diese Finessen und Fiktionen kein Verständniß hatte. Es hatte keine Ahnung davon gehabt, daß es seine Haut zu Markt getragen, blos um eine Frage an das Volk zu stellen. Es hatte sich eingebildet, eine Dynastie stürzen zu wollen, stürzen zu dürfen, und unter dem Einfluß dieser fixen Idee sie auch wirklich gestürzt.

Leider gelang es den intelligenten Herren Führern nicht, das Volk von seinen unkonstitutionellen Anschauungen zu kuriren, und da die Republik nun einmal, in Folge dieser fehlerhaften Anschauungen, zur vollendeten Thatsache geworden war, und das Volk in seiner heillosen Verblendung überdieß kapabel war, den „Besten“ der Führer, falls sie diese Thatsache in Frage stellen würden, eine Rabelais'sche Vier-

telstunde*) zu bereiten, so entschlossen sich die großen Staatsmänner und Führer seufzend zur Anerkennung der Thatsache.

Die Republik war da, das war nicht mehr zu ändern.

Lamartine erhebt sich — die Kammer hat noch immer „Sitzung" — dreht den Hahn auf und läßt das bekannte Zuckerwasser laufen; man merkt noch nicht: ist's republikanisches oder legitimistisches Zuckerwasser — da kommt endlich die Erlösung von diesem parlamentarischen Spuk. Eine mächtige Volkswoge wälzt sich herein und schwemmt Regentschaft, Kammer und Alles weg.

„Fort mit den Corrupten!" — „Fort mit den Verfaulten!" braust's durch den Saal, sehr unparlamentarisch — und noch unparlamentarischer sind die Flintenläufe, die sich auf den unglücklichen Präsidenten Sauzet richten.

Das war nicht mißzuverstehen. Die Corrupten, die im Gnothi Sauton — Erkenne Dich selbst — zu wohl erfahren waren, um sich über die Adresse der Titulatur zu täuschen, — viele waren's ihrer nicht mehr — gaben Fersengeld, so schnell ihre Beine sie tragen konnten.

Es war das im Moment, wo auch die Herzogin von Orleans von der Revolutionsfluth weggeschwemmt ward.

Vor zwei Stunden auf dem Eintrachts- oder Revolutionsplatze das:

„Schnell auf und fort mit ihm! Nur fort mit ihm!"

Und hier in der Kammer das:

„Fort mit den Corrupten!"

Beides ergänzte sich. Fort mit dem Haupt und fort mit den Complicen und Helfershelfern!

Das Haupt war auf dem Weg nach England, und die Helfershelfer, sie liefen nach allen Richtungen, flüchteten jeder in das erste beste Mausloch.

Mit dieser Revolution war nicht zu spaßen. Eine Revolution, welche die Tugend so ernst nahm, und die „Moral" so verzweifelt auf die Spitze trieb, daß sie den „Corrupten" das Gewehr auf die Brust setzte und die Spitzbuben gar todtschoß — das ging über den Spaß; das Eigenthum, die Ordnung, die Familie, Staat, Gesellschaft — Alles war in Gefahr.

Heine hat Recht: das les voleurs sont mis à mort! war für die „honneten Leute" das größte Schreckenswort

---

*) Die mauvaise quart d'heure, die böse Viertelstunde — ein Ausdruck des großen französischen Satirikers und Humoristen Rabelais.

der Februarrevolution. Die provisorische Regierung, die Republik und sogar die rothe Fahne hätten sie sich gefallen lassen, wäre nur das entsetzliche Todtschießen der Spitzbuben nicht gewesen.

Wer war da noch sicher? — —

Nun — die Herren „Corrupten" kamen mit dem bloßen Schrecken davon, und es dauerte nicht sehr lang, so brachten sie es fertig, Staat und Gesellschaft vor den Todtschießern der Spitzbuben zu retten.

Das Mort au voleurs! Tod den Dieben! kann aber als der eigentliche Wahrspruch des großen Volksgerichtes, genannt Februarrevolution, betrachtet werden. —

Das Volk hat Besitz von der Kammer ergriffen.

Und hier eine kurze Auseinandersetzung mit Herrn Johannes Scherr. „War es nicht ebenfalls Lüge und Heuchelei, fragt er (Bd. 1, S. 181), wenn die Demokratie an diesem seit Jahren von ihr angespieenem Orte das Wort der Entscheidung zu suchen kam? Es sah ganz so aus, war jedoch nur der Zwang der geschichtlichen Logik, welche die Menschen antreibt, immer wieder zu versuchen, ob sich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Alte an das Neue anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Bestehenden darstellen ließe. Also immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach nein, das Wort ist vielmehr umzukehren; denn es ist ja nur ewig derselbe alte, tausendmal um- und wiedergegohrene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menschliche Culturarbeit sich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menschheit ist und bleibt ewig derselbe, sofern nicht, was sehr unwahrscheinlich, die Organisation des menschlichen Gehirns eines Tags eine andere wird.

„Schon der älteste Buddhist hätte, so die Druckkunst erfunden gewesen wäre, sicherlich Bücher drucken lassen, wie sie zu unserer Zeit Herr Arthur Schopenhauer (warum nicht Johannes Scherr?) drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus, Brahmaismus, Mosaismus, Hellenismus, Christenthum, Päpstelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Despotie, Aristokratie, Demokratie, Sozialismus, Antik, Romantisch, Modern — Schläuche, nichts als Schläuche, die sich ablösen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, jetzt so geformt, jetzt anders; jetzt roth, grün, blau, gelb, weiß u. s. w. angestrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauen-

bunt. Eine Neuschneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter, einen frischen Anstrich eine neue Aera. Der Inhalt aber ist und bleibt der alte und — das schreckliche, halblächerliche Räthsel „Mensch" stets ungelöst."

So Herr Johannes Scherr. Klingt dem Gedankenlosen recht tiefsinnig und geistreich, ist aber au fond Blödsinn, und nichts als Blödsinn. Wenn der Inhalt der Schläuche immer derselbe ist, wie kommt es dann, möchten wir Herrn Scherr fragen, daß er so berserkerhaft auf den Inhalt einiger Schläuche zu schimpfen liebt, während er den Inhalt anderer Schläuche mit kapuzinerhaftem Behagen einsaugt und Reklame dafür macht? Warum z. B. verursacht ihm der Schlauch, überschrieben „Sozialismus" Wuthkrämpfe, und der Schlauch, überschrieben „Despotismus" (nach Blut- und Eisenrezept) wahre Wollustkrämpfe wie den Katzen der Baldrian?

Und Frage Nr. 2: wenn es in der Organisation des menschlichen Gehirns begründet ist, daß die Menschen in alle Schläuche denselben erbärmlichen Wein füllen, ohne es zu wissen, wie kommt es denn, daß Herr Johannes Scherr hinter dieses Geheimniß der Weltgeschichte und der Cultur gekommen ist? Merkt Herr Scherr denn nicht, daß er sich mit dieser seiner Entdeckung auf die Hörner des fatalen Dilemma's gesetzt hat, entweder in's Blaue hinein geschwafelt zu haben oder kein menschliches Gehirn zu besitzen? Im Interesse des Herrn Johannes Scherr wollen wir das Erstere annehmen.

Es ist wahr, Herr Johannes Scherr hat eine Anzahl von Schlauch-Etiketten aufgeführt, die allerdings nur derselbe Wein in verschiedenen Schläuchen sind — das ganze Religionsregister und unseretwegen auch das philosophische — allein das ist eine alte Weisheit, die uns von vielen Leuten mit normal menschlichem Gehirn schon hundertmal besser gesagt worden ist als von Herrn Johannes Scherr. Vielleicht nimmt Herr Johannes Scherr sich einmal die Mühe, in Buckle's „Geschichte der Civilisation" nachzulesen, warum in den Religionen kein Fortschritt, keine Entwicklung möglich ist, und warum sie nicht im Wesen, sondern nur in der Form von einander verschieden sind.

Wenn nun aber Herr Johannes Scherr das recht alberne, oberflächliche Wort des Ben Akiba: Alles ist schon dagewesen! ernsthaft auf die menschliche Culturarbeit, auf die wahre Menschengeschichte anwendet, dann beweist er blos, daß er

sich nicht die Mühe genommen hat, Geschichte zu lernen, und das Wesen und die Gesetze der Cultur zu erforschen. Was sagen wir: Geschichte zu lernen? Nein, nicht einmal die Zeitungen mit Verstand zu lesen. Denn da hätte er Etwas von einem gewissen Darwin, und der Entwicklungslehre erfahren, hätte von einer Steinzeit, Eisenzeit, von Pfahlbauern und anderen Urmenschen gehört, in deren Schläuche Herr Johannes Scherr seinen Wein auch beim besten Willen nicht hineinpraktiziren könnte.

Das Ben Akiba'sche Wort, das beiläufig so wenig von Gutzkow herrührt, wie die Fartcatcher'sche Clownphilosophie Scherr'sches Original ist, enthält genau das Gegentheil der Wahrheit — es stellt die Wahrheit auf den Kopf. Nichts ist schon dagewesen, Alles ist neu; und selbst wo das Neue die sklavisch treue Kopie des Alten scheint, ist es etwas ganz Anderes und etwas Neues. Vermittelst einiger Phrasen lassen sich die verschiedenartigsten Dinge und Menschen außerordentlich leicht unter Einen Hut bringen — in der Phrase, auf dem Papier; für Denjenigen aber, der in Phrasen nicht sein Genüge hat und deshalb auch nicht das Bestreben, Andere mit Phrasen abzuspeisen, zeigen sich, sobald er unter die Haut, unter die zufällige Erscheinungsform blickt, die Verschiedenheiten des Wesens, der inneren Natur.

Herr Johannes Scherr mit seiner cynisch geistreich thuenden, in Wirklichkeit jedoch platt philiströsen Geschichtsphilosophie scheint dem berühmten Revolutions-Programm eines der konfusesten und achtungswerthesten (deshalb nennen wir ihn nicht) der „Achtundvierziger" entlehnt, welches da kurz und bündig lautete: Alle Menschen haben ein Herz und einen Magen.

Mehr wußte der brave Mann nicht, und der biedere Johannes Scherr weiß von der Geschichte nichts anderes, als daß alle Schläuche einen Wein haben.

Die Freunde jenes braven Mannes protestirten sehr energisch dagegen, ein Herz und einen Magen mit ihm zu haben (obgleich die seinigen passabel waren), und so protestiren wir als Besitzer unverfälschter Weinsorten sehr energisch dagegen, daß unser „Stoff" Eins sei mit dem des Herrn Johannes Scherr.

Vielleicht hat dieser Herr*) die Güte, uns eine Probe seiner Ernsthaftigkeit zu geben, indem er uns beweist, daß der neue

*) Er ist inzwischen gestorben.

Reichswein, den er in seinen eigenen Flaschen verkauft, identisch ist mit dem alten Bundestagswein, den er so lästerlich herunterreißt.

Doch genug — hätte Herr Johannes Scherr nicht das einzige lesbare Buch über die 1848er Bewegung geschrieben, so würden wir uns natürlich nicht dazu herbeigelassen haben, zur Kennzeichnung dieser Scherr'schen sogenannten Geschichts-philosophie, die für einen Karneval in Krähwinkel gut passen würde, nur eine Zeile zu schreiben.

Und weshalb hat denn Herr Johannes Scherr seinen philosophisch-historischen Katzenjammer-Exkurs losgelassen?

Um sich selbst und den Lesern das Wunder zu erklären, daß die Revolution in die Kammer ging, um hier an der Stätte, gegen deren Schmutz die Demokratie seit Jahren geeifert, die Entscheidung zu suchen.

Allerdings ein Wunder, und zwar ein wirkliches Wunder, d. h. ein solches, das sich nicht natürlich erklären läßt.

Hätte nun der brave Herr Johannes Scherr statt seine lange Kapuzinade abzuhaspeln, die Originale, welche er im Auszug übersetzt — hätte er *seinen eigenen* Text gelesen, dann würde er entdeckt haben, daß es mit diesem Wunder dieselbe Bewandtniß wie mit allen wirklichen Wundern hat, nämlich daß es *nicht passirt* ist. Wenn wir auch von Herrn Johannes Scherr nach seinen komischen Deduktionen nicht erwarten können, daß er weiß, was in den verschiedenen historischen „Schläuchen" ist, so dächten wir doch mindestens von ihm erwarten zu dürfen, daß er weiß, was er selbst geschrieben hat, was also in seinem eigenen „Schlauch" steckt. Die Revolution ist gar nicht in die Kammer gegangen um dort die „*Entscheidung zu suchen*", sondern um der parlamentarischen Gaukelei *ein Ende zu machen*, die „Corrupten" zum Teufel zu jagen und zu *verhindern*, daß *falsche* „Entscheidungen" getroffen wurden.

Und das war sehr nöthig. —

Kehren wir nach der Kammer zurück, oder nach dem *Kammergebäude*, denn eine Kammer gibt es nicht mehr. In dem Saal ist momentan Ordnung eingetreten. „Eine provisorische Regierung!" „Die Namen!" — Lamartine und Dupont de l'Eure verlesen Namen. Es ist nicht die vollständige Liste, die wir kennen. Die „Rothen" fehlen. Ob das Zufall oder Absicht? Es ist schwer zu sagen. Als Absicht wäre es zu dumm gewesen. Die Revolution ist im Fluß; durch kleinliche Kniffe, Listen und Fälschungen läßt

sie sich weder aufhalten noch in andere Bahnen lenken. „Die Republik! Die Republik!“ „Keiner wird in die provisorische Regierung gewählt, der die Republik nicht ausdrücklich anerkannt hat!“ Das Volk begreift, worauf es ankommt und ahnt, daß die Herren Führer nicht Farbe bekennen wollen. „Die Republik!“

Die Herren Führer sind taub für den Ruf und verlesen die Namen der Regierungsmitglieder — die eigenen. Lamartine, — Dupont, — Marie, — Garnier Pagès, — Cremieux, — Arago — schließlich doch noch Ledru Rollin — weiter kommt man nicht.

„Zum Hotel de Ville!“ „Zum Hotel de Ville!“ braust es aus tausend Kehlen.

Ledru Rollin sucht den Sturm zu beschwören, er will die provisorische Regierung unter Dach und Fach bringen — wer weiß, was sonst noch geschehen mag? — und verliest die vollständige Liste.

Umsonst. Seine Stimme verhallt in dem tosenden Ruf „Zum Hotel de Ville!“

Und zum Hotel de Ville ging's.

Hier in dem Hauptquartier der Revolution wurde die Republik proklamirt, wurde die provisorische Regierung proklamirt, und wurde der Liste des „National“ und der „Reforme“ noch der Name des „Arbeiters“ Albert hinzugefügt, eines halbsozialistischen Kleinfabrikanten, dessen Zuziehung von Louis Blanc verlangt wurde.

Freilich machten die honneteren der Herren „Führer“ noch immer allerlei Quersprünge. Weil die drei auf der Liste befindlichen Mitglieder: Marrast, Flocon und Louis Blanc nicht in dem Corruptionstempel vulgo der Deputirtenkammer proklamirt, also nicht genügend parlamentarisch legitimirt waren, wollte man sie nur als Sekretäre anerkennen, wobei der honneteste der Honneten, der gelbglacé'te Marrast mit den zwei röthlichen Schächern zur Gesellschaft an's Kreuz geschlagen wurde. Auch Albert sollte an's Katzentischchen kommen. Das Volk machte indeß einen dicken Strich durch die honnete Rechnung, und nur auf einer Bekanntmachung der provisorischen Regierung figuriren die vier Genannten als Sekretaire, d. h. Regierungsmitglieder zweiter Klasse.

Und nun gar die Republik!

Das wollte den honneten Herren „Republikanern“ gar nicht in den Kopf. Durch alle möglichen Winkelzüge suchten

sie sich zu drücken. Ihre Feigheit hinter dem Schild der Volkssouveränität versteckend, wollten sie erklären:

„Obgleich die provisorische Regierung der republikanischen Staatsform den Vorzug gibt, so maßt weder sie, noch maßt das Volk von Paris sich an, diese ihre Meinung den Bürgern Frankreichs aufzudrängen, welche unverzüglich zur Feststellung der endgiltigen Staatsform berufen werden sollen."

Blanc, Ledru Rollin, Flocon und Albert protestirten aber energisch gegen die jammerselige Fassung und schließlich einigte man sich dahin zu sagen:

„Die provisorische Regierung will die Republik mit Vorbehalt der Zustimmung des Volks, welches unmittelbar befragt werden soll."

Das Volk ließ sich indeß mit derartigen Wortspielereien nicht abfinden — die Republik mußte klipp und klar proklamirt werden, und den Herren Republikanern blieb nichts anderes übrig, als ihre Proklamationen mit dem schlimmen Wort Republik zu schmücken, das sie, so lange es blos Phrase war, so gerne im Munde geführt hatten, das ihnen aber jetzt, da es Fleisch geworden und lebensstark in die Welt eingetreten war, die Lippen ordentlich versengte.

Das „Regieren" machte sich leichter. Die Rollen wurden wie folgt vertheilt: Dupont, Präsident der Regierung, Lamartine Ministerium des Aeußern, Ledru Rollin Inneres, Cremieux Justiz, Marie öffentliche Arbeiten, Arago Marine, Garnier Pagès Maire von Paris. Ferner ernannte man den Banquier Goudchaux zum Finanzminister, General Subervic zum Kriegsminister, Carnot — einen Enkel des „Organisators der Siege" — zum Unterrichtsminister, Oberst Courtais zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde des Seinedepartements (Paris), und General Cavaignac zum Gouverneur von Algier. Es waren das lauter „Honnete".

Louis Blanc, Flocon, Marie mußten thatsächlich doch am Katzentischchen Platz nehmen.

Dagegen wurde das sehr wichtige Amt der Seinepräfektur den zwei „Rothen": Caussidière und Sobrier überlassen, jedoch „mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe" — oder vielmehr blos der Noth gehorchend, denn die zwei Genannten hatten sich mit Hülfe des souveränen Volks kraft des Revolutionsrechts und des Erobererrechts auf dem Stadthaus installirt, und wer sie hätte entfernen wollen, würde übel gefahren sein.

Das Straßen- und Barrikadenkind Revolution ließ nicht mit sich spaßen.

Trotz alledem und alledem war Frankreich Republik, und diese großartige, weltbewegende Thatsache ragt himmelhoch empor über das niedrige Genörgel und Intriguiren der honneten Angstmichel. — —

Das ist die **Februarrevolution.**

Die provisorische Regierung wurde von dem ganzen Land, einschließlich der Armee, anerkannt. Nicht der leiseste Versuch des Widerstandes. In der That die Birne war reif gewesen.

Frankreich ist Republik!

Sonst sah Europa, sah die Welt nichts. Die Jämmerlichkeit einzelner Individuen, die kleinlichen Intriguen, die Abgründe, welche sich hier und da eröffneten — sie wurden nicht gesehen. Die Thatsache, daß Frankreich Republik, daß der Krater der Revolution sich wieder geöffnet, überstrahlte mit ihrem blendenden Glanz alles Andere und wirkte wie ein Blitzschlag, der die Regierungen lähmte und die Völker aus dem Schlaf weckte. — —

In Deutschland war die Aufregung, die Begeisterung unbeschreiblich. Bisher war es nur ein geringer Bruchtheil der Bevölkerung gewesen, der sich am politischen Leben betheiligte. Jetzt war die ganze Nation in den Strudel der Politik gerissen. Als die ersten Nachrichten — man hatte damals noch den Windmühlentelegraphen, der sehr wortkarg und langsam war — aus Paris eintrafen, war Deutschland wie gebannt, man ahnte sofort eine Katastrophe. Das Vertrauen auf die sprichwörtliche Klugheit Louis Philippe's verminderte das Vertrauen auf seinen Sieg. Man schloß, nicht ohne eine gewisse Logik, wenn es unter einem so klugen Manne zum Aufstand kommen könne, dann müsse die Lage verzweifelt sein.

Und als dann die Nachricht vom Siege des Volks, von der Proklamirung der Republik und der Einsetzung einer provisorischen Regierung eintraf, da war unter all den verschiedenen Elementen, welche die „Opposition“ bildeten, des Jubels kein Ende, und der Jubel erfaßte auch die Volksmassen.

Daß das „europäische Gleichgewicht“ der monarchischen Großmächte zu einer Fabel geworden war, daß das Europa des Wiener Kongresses nicht mehr fest stand, nachdem die westliche Eckmauer mit ihren Stützpfeilern niedergebrochen — das war im Nu Jedem klar.

Große politische Ereignisse haben die Eigenschaft, daß sie in der Regel den Geschichtsschreibern von Fach und den Weltlenkern von Fach unverständlich sind, dafür aber von den Volksmassen auf den ersten Blick richtig aufgefaßt werden.

Die Volksmassen in Deutschland verstanden sofort, daß dem alten Europa, und mit dem alten Europa auch dem alten Deutschland die Todtenglocken geläutet hatten.

Das verstanden sie gerade so gut, wie am 23. Februar das Volk von Paris begriffen hatte, daß die Todesstunde des Systems Louis Philippe gekommen war.

Der Unterschied war nur der: in Paris lag in den Massen seit länger als einem halben Jahrhundert der Gedanke der Republik, und in dem deutschen Volk lag weder der Gedanke der Republik, noch der Gedanke irgend eines anderen bestimmten Staatsideals.

Das macht den Unterschied zwischen der französischen Februarrevolution und der deutschen „Märzrevolution“.

Wenn damals in Deutschland die Republik nicht eingeführt wurde, so ist das nicht, wie man vielfach behauptet hat, der größeren Widerstandskraft der Regierungen zuzuschreiben — die im Gegentheil eher geringer war als die des Bürgerkönigthums —, sondern einzig und allein dem Umstand, daß der republikanische Gedanke in den Massen keine Wurzeln hatte. Man muß mit den irrigen Vorstellungen brechen, die man in Bezug auf diesen Punkt von links und von rechts lange genährt hat.

Und Robert Blum? Lassen wir zunächst seinen Sohn*) berichten:

„Auf einem Ball im Hotel de Pologne in Leipzig ereilte die Nachricht vom Ausbruch und Erfolg der Pariser Februarrevolution die Elite der Leipziger Bürgerschaft, auch Robert Blum. Auf dem Balle selbst trat Blum sofort mit einigen Freunden zu einer Berathung über die nächsten Schritte zusammen, die nun in Leipzig geschehen mußten. Aller Ansichten stimmten darin überein, daß die Gemeindevertretung, die Stadtverordneten, womöglich auch der Rath, die Wünsche der Leipziger Bürgerschaft vor den Thron bringen müßten. Am nächsten Morgen schon ergab sich, daß auch die gemäßigt Liberalen unter Biedermann's Führung genau dasselbe Ziel verfolgten. Schon hatte Biedermann in engerem Freundes-

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 250 f.

kreise eine Adresse entworfen, welche von den Stadtverordneten an den König gerichtet werden sollte. Blum und seine Freunde nahmen zwar Anstoß an dem ihrer Ansicht nach zu gemäßigten Tone der Adresse. Aber sie ordneten ihre Parteiwünsche unter dem Gelingen dieses edeln und schönen Versuchs: durch eine Kundgebung des Kerns der Leipziger Bürgerschaft auf friedlichem und gesetzlichem Wege eine Abhülfe der drückendsten Beschwerden und eine Bürgschaft besserer öffentlicher Zustände herbeizuführen. Zudem stellte sich diese Adresse auf einen so hohen deutsch-nationalen Standpunkt, daß ihr jeder gute Deutsche, er mochte sonst einer Parteirichtung angehören, welcher er wollte, beistimmen konnte. Sie verlangte „eine Reorganisation der deutschen Bundesverfassung im Geist und nach den Bedürfnissen der Zeit, angebahnt durch die Entfesselung der Presse und die Berufung von Vertretern sämmtlicher deutscher Völker (!) an den Sitz des Bundestags." Von dem Verfasser des Aufsatzes „Das Königreich Sachsen" im 5. Bande der „Gegenwart", S. 596, ist mit Recht hervorgehoben, daß die Hauptkraft der Bewegung, welche unmittelbar nach der Februarrevolution von der Bürgerschaft Leipzigs gegen das in Dresden herrschende System gerichtet wurde, eben in jener „merkwürdigen Einmüthigkeit aller Parteien und aller Klassen der Bevölkerung" beruhte, welche von da ab wochenlang Liberale und Radikale, Biedermann und Blum, zu treuester Bundesgenossenschaft einigte, bis der gemeinsame Feind geschlagen, Alles, was man erstrebte, erreicht war. Es war zweifellos eine bedeutsame, ebenso patriotische als staatsmännische That, daß Blum, der populärste und einflußreichste Mann des damaligen Leipzig, in den Tagen, die auch seinen letzten Hoffnungen noch Erfüllung verhießen, als Parteiführer und mit seinem persönlichen Ehrgeiz sich völlig unterordnete unter Bestrebungen und Männer, die nicht ganz seinen Neigungen entsprachen — nur um die vereinte Kraft der Stadt für das gemeinsam erreichbare Ziel zu gewinnen. — —

„Als am 1. März 1848 die Leipziger Stadtverordneten zur Berathung des Biedermann'schen Adreßentwufs zusammentraten, fand sich volle Einstimmigkeit dafür. Auch die Konservativen schlossen sich demselben an. Noch mehr überraschte, daß der Stadtrath, an dessen Spitze noch immer der traurige Bürgermeister Groß stand, der Adresse einstimmig beitrat.

„Am 2. März ging die Deputation der städtischen Be-

hörden zur Ueberreichung der Adresse nach Dresden ab. Der König empfing die Leipziger keineswegs gnädig. Er zeigte sich verletzt durch den Hinweis auf den zwischen dem Geiste des Volkes und dem Geiste der Verwaltung bestehenden Zwiespalt, und lehnte jedes Eingehen auf den Inhalt der Adresse ab, zu welcher die Gemeindevertretung Leipzigs sich nur in Ueberschreitung ihrer Befugnisse habe hinreißen lassen.

„Durch anonyme Maueranschläge ward die Bevölkerung Leipzigs am dritten März zu Abends 8 Uhr nach dem Dresdener Bahnhof zusammenberufen, um hier die von Dresden zurückkehrende Deputation zu erwarten. Da hier der Raum zu eng war, zog die zahllose Menge nach dem Markt, den sie, sammt den angrenzenden Straßen, vollständig anfüllte. In lautloser Stille harrten Tausende hier auf das Eintreffen der Deputation, die endlich, gegen 9 Uhr, eintraf und mit unendlichem Jubel begrüßt ward. Zuerst sprach Stadtrath Seebach von der tiefen Rührung des Königs; dann Biedermann. Doch ungestüm verlangte das Volk nach Robert Blum. Endlich erschien Blum auf dem Rathhausbalkon. Seine Stimme beherrschte allein den ganzen Markt, wurde in den angrenzenden Straßen noch gehört. Auch er suchte beschwichtigend von der Adresse und der Antwort des Königs abzulenken. Doch ungestüm fiel auch ihm das Volk in die Rede: „Die Antwort! die Antwort!“ Es war nicht mehr zu verheimlichen, daß die Bitten der Stadt harte Abweisung erfahren hatten. Zuerst allgemein befremdliches Erstaunen; dann leidenschaftliches Murren. Die Masse hatte bestimmt gehofft, die Deputation würde die Entlassung der verhaßten Minister aus Dresden mitbringen. Doch Blum fuhr fort und wurde weiter angehört. In konstitutionellen Ländern, sagte er, sei nicht der König, sondern seien die Minister verantwortlich. Sie trügen auch die Verantwortlichkeit für die Verwerfung der Leipziger Anträge. Auf ihre Beseitigung müsse man dringen. Er werde in der nächsten Stadtverordnetenversammlung den Antrag stellen, daß der König das Ministerium, welches das Vertrauen des Landes nicht besitze, entlassen möge. Unter ungeheueren Jubel- und Hochrufen trennte sich die befriedigte Versammlung.

„Schon am nächsten Tage, in der Statdverordnetensitzung vom 4. März, hielt Blum sein Versprechen. Das Kollegium trat seinem Antrag in Form einer „Erklärung“ bei, in welcher es seine vom König bezweifelte Kompetenz

entschieden wahrte und betonte, man müsse dem über die Tragweite der geschehenen Manifestation getäuschten König erklären, daß die Minister das Vertrauen des Landes nicht besäßen. Weiter trat man einstimmig dem Antrag von Brockhaus auf sofortige Berufung des Landtags bei. Auch diesen Beschlüssen der Stadtverordneten schloß sich der verschüchterte Rath an. Inzwischen hatte sich noch in der Nacht, fast unmittelbar nach der Rückkehr der ersten Deputation aus Dresden, eine zweite dahin begeben, um dem König eindringlich mündlich die drohende Lage und die Nothwendigkeit beruhigender Schritte vorzustellen. Der König zeigte sich jedoch noch immer so wenig zur Nachgiebigkeit geneigt, wie seine Minister. Koch, der in der Deputation war, versuchte durch persönliche Ansprache den verhaßtesten der Minister, Falkenstein, zum Rücktritt zu bewegen; doch anscheinend war selbst dieser kühne Versuch erfolglos. Wenigstens brachte die Deputation nichts nach Leipzig mit, als die Antwort des Königs: „Aber nichts wird mich bewegen, von dem klaren Weg abzugehen, den mir meine Verbindlichkeit als Mitglied des Deutschen Bundes und meine durch die Verfassung übernommene Pflichten vorschreiben .... Das muß ich offen erklären, daß ich mich in dieser wichtigen Angelegenheit (Preßfreiheit) nicht von den Zeitereignissen, sondern nur von der gewissenhaften Rücksicht auf das Wohl des mir anvertrauten Volks, und von meiner, durch die Bundes- und Landesverfassung übernommenen Pflicht leiten lassen werde. Im Uebrigen vertraue ich, daß es dem Ansehen der Behörden, der Kraft und dem guten Geist der Communalgarde (Bürgerwehr), dem ernsten Willen aller guten Bürger gelingen werde, Denjenigen gegenüber, welche auf ungesetzlichem Wege Ungesetzliches wollen, Gesetz und Ordnung zu bewahren; und ich mache dafür, daß dies geschehe, die Stadt Leipzig verantwortlich.“ Die einzige Vertröstung, welche diese Antwort enthielt, waren Schritte beim Bundestag betreffs der Befreiung der Presse.“ — —

Soweit der Bericht des Sohns. Obgleich das Bild herzlich schlecht gezeichnet ist, so läßt es die Situation doch ziemlich korrekt erkennen. Merkwürdige Zustände das!

Man sieht aber, wie weit das öffentliche Leben in Sachsen damals entwickelt war. Es ist undenkbar, daß z. B. preußische Stadtverordnete die gleiche Rolle gespielt hätten, wie die Leipziger. Verglichen damit war selbst die Rolle der Berliner Stadtbehörden eine ganz untergeordnete. Die

Competenz der städtischen Behörden wurde freilich bestritten, indeß die Regierung und der König ließ sich doch in Unterhandlungen mit ihnen ein.

Was uns aber in dem vorstehenden Bericht am meisten interessirt, und weßhalb wir ihn abgedruckt haben, das ist die treffende, wenn auch unbewußte Charakteristik der Bewegung.

Wir haben uns bereits früher darüber ausgesprochen, daß es vor 1848 in Deutschland keine organisirten Parteien, daß es keine Parteiprogramme gab — wenigstens nicht auf Seiten des Volks; daß die Opposition sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzte, welche nur in dem Gedanken der Opposition einig waren. Das tritt hier so recht deutlich hervor. Blum Hand in Hand der konstitutionellen „Anstandsdame" mit Biedermann, Radikale, Liberale, selbst die Conservativen – Alles in brüderlicher Eintracht — Alles für gewisse gemeinsame Forderungeu. Diese „merkwürdige Einmüthigkeit aller Parteien und aller Klassen der Bevölkerung", welche unserem Hans Blum so imponirt, ist nun aber blos dadurch zu erklären, daß keine Partei, keine Klasse bestimmte, präzise, unterscheidende Forderungen hatte, mit anderen Worten, daß es gar keine scharf von einander abgegrenzten zielbewußten Parteien gab.

Das ist es gerade, was der sogenannten (sehr mit Unrecht so genannten) Märzrevolution einen so wunderbar naiven, kindlichen Charakter verlieh.

Man hatte gewisse gemeinsame Phrasen und Schlagwörter (Einigkeit und Freiheit des Vaterlandes, Preßfreiheit, verfassungsmäßige Regierung u. s. w.), bei denen sich Jeder etwas Anderes dachte, vorausgesetzt, daß er überhaupt etwas dachte, und die so lange gemeinsame Phrasen blieben, als es nicht an die Verwirklichung ging. Im Moment, wo die Phrasen in Thaten und Staatseinrichtungen umgesetzt werden sollten, wo also die Praxis begann, mußten die Phrasen ihren Werth verlieren, hörten sie auf, das einigende Band zu bilden, und machten die bisher verhüllten Gegensätze sich geltend. Dem Märzrausch, der allgemeinen Einigkeit in den Flitterwochen der „Revolution" mußte der Katzenjammer, der Zwiespalt, die Enttäuschung auf dem Fuß folgen.

Die Massen in Deutschland, sagten wir vorhin, hatten keinen fest krystallisirten politischen Gedanken, wie die französischen Massen ihn in der Republik haben. Die Führer der Bewegung waren nicht im Stand, diesen Mangel abzu-

helfen, denn auch ihnen fehlte ein fest krystallisirter Gedanke. Das gilt von Blum wie von den Anderen.

Auf diese Weise kam Deutschland in die tragikomische Lage, daß es, als ihm möglich war, Alles zu erreichen, nicht wußte, was es denn eigentlich wollte.

Es erging Deutschland wie einem Kind, dem die Mutter sagt: Wünsche Dir was Du willst zum Mittagsessen, Du sollst es haben! und das dann vor lauter Wünschen zu keinem bestimmten Wunsch kommt.

Widerstand gab es nicht. Jeder präzisen Volksforderung — wohlgemerkt Volksforderung — war die Erfüllung gewiß. Aber noch unglücklicher als jenes Ehepaar in dem Märchen, dem eine neckisch gutmüthige Fee drei Wünsche verheißen hatte, kam der deutsche Michel in seiner Perplexität nicht einmal zu einer Bratwurst. — —

Wie in Leipzig regte das Volk sich überall. An den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Ländern trat die Bewegung äußerlich verschieden auf, die Massenaufregung war überall dieselbe.

Die Herren in der Eschenheimer Gasse, wo der Bundestag tagte oder nächtete, verspürten den Luftzug der Zeit. Sie merkten, daß ein anderer Wind wehte, als in den Demagogenjahren, wo man es nur mit einer Hand voll junger Leute zu thun gehabt hatte. Dem Falstaff'schen Grundsatz huldigend, daß Vorsicht der bessere Theil des Muthes ist, duckten sie sich vor der nahenden Gefahr und richteten schon am 1. März „an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk" die vertrauensvolle Erklärung, „der Bundestag werde von seinem Standpunkt aus Alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach Außen, wie für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Inneren zu sorgen." Die Leser von damals mußten sich erstaunt die Augen gerieben haben, als sie diesen „vertrauensvollen" Erguß zu Gesicht bekamen. Seit der Bundestag existirte, war es ihm nicht passirt, daß er von einem deutschen Volk gesprochen hatte — er hatte nur „Unterthanen" gekannt, und nur einige Unzufriedene, welche die braven Unterthanen ihren Unterthanenpflichten abspenstig machen wollten, und vor deren verbrecherischen Machinationen man also die braven Unterthanen in väterlicher Fürsorge behüten mußte — aber ein deutsches Volk — nimmermehr. Das Wort Volk war ja die inkarnirte Revolution. Und nun haben die Herren Bundestägler nicht blos das seit

30 Jahren ihnen unbekannte „deutsche Volk“ entdeckt, sondern sind ihm auch plötzlich so gewogen worden, daß sie sich „vertrauensvoll“ an es wenden.

Zwei Tage später, am dritten März erließ der nämliche Bundestag eine Proklamation, in welcher er vor dem ungemüthlich gewordenen „Zeitgeist“ noch eine weitere Verbeugung machte, und jedem Bundesstaat es frei stellte, die Censur abzuschaffen und Preßfreiheit einzuführen.

Daß man am vierten März dies in den Dresdener Regierungskreisen noch nicht wußte, und die Frage der Preßfreiheit dem Bundestag zur Entscheidung vorlegen wollte, war allerdings eine der, unter so abnormen Verhältnissen begreiflicherweise nicht seltenen Sonderbarkeiten des sonderbaren Jahres 1848.

Bei ihrem Entschluß, den Leipziger Forderungen gegenüber sich ablehnend zu verhalten, blieb die Regierung in Dresden nicht lange; sie überzeugte sich doch bald, daß das Land hinter diesen Forderungen stand und gab thatsächlich nach. Am 5. März reichte der mißliebigste der Minister, Falkenstein, seine Demission ein, „um den Vorwand zu ferneren Demonstrationen und Unordnungen zu geben“ und am 6. März erschien eine Ansprache des Königs: „An meine Sachsen“, welche die Berufung des Landtages spätestens bis Anfang Mai verhieß, die Vorlage eines Preßgesetzes ankündigte und an das Volk die Mahnung richtete: „Harret ruhig und im Vertrauen auf das, was ich schon gethan und noch thun werde. Greift nicht den Befugnissen der von euch selbst gewählten Landesvertreter vor.“

Die Leipziger Oppositionsmänner beruhigten sich indeß hierbei nicht. In der Stadtverordnetensitzung vom 7. März rief Blum aus: „Man hat uns einen Menschen (Falkenstein) zum Opfer gebracht; aber das System ist damit noch nicht gefallen. Dieses vertreten die Minister von Könneritz und von Wietersheim; wir dürfen die Ungesetzlichkeit der Censur nicht länger dulden.“ Die Leipziger Stadtverordneten, die unter dem Einfluß ihres, über die Miniatur-Dimensionen eines Stadtverordneten-Collegiums hinausragenden Mitglieds sich als eine Art von Convent fühlten, gingen auch auf all dessen Vorschläge ein und faßten sehr radikale Beschlüsse.

Andere Demonstrationen fanden statt.

Es schien einen Moment, die Regierung in Dresden wolle noch weitere Konzessionen machen da — plötzlich schwenkte

sie, ohne Zweifel von Berlin und Wien beeinflußt, nach rechts; es wurden Truppen um Leipzig zusammengezogen, und am 11. März hielt Minister von Carlowitz, gestützt auf eine ziemliche Anzahl Bayonnete, seinen Einzug in Leipzig.

Das war aber nur ein letztes Aufflackern des Lebensflämmchens. Das alte System, wenigstens in der alten Form, war dem Tode geweiht.

Herr von Carlowitz erkannte das — was er in Leipzig sah — die Einmüthigkeit in oppositioneller Gesinnung — die Nachrichten, welche aus allen Theilen Deutschlands wolkenbruchartig hereinregneten — Alles wirkte zusammen, ihm die Thorheit weiteren Widerstands klar zu machen. Am 12. März kehrte er nach Dresden zurück. Am 13. März nahm das Gesammtministerium seine Entlassung.

Da Lindenau ablehnte, so wurde ein Ministerium Braun gebildet, mit Georgi für die Finanzen, von der Pfordten, der damals in allen liberalen Farben schillerte, für das Aeußere, und von Holtzendorf als Kriegsminister. Das neue Ministerium kam am 16. März zu Stande. —

Unterdessen hatte die Lage der Dinge, oder sagen wir lieber der äußere Schein der Dinge eine gewaltige Aenderuug erfahren.

Metternich, Guizot's Genosse in dem diplomatischen Feldzug gegen die antijesuitische Schweiz, war seinem Freunde Guizot nach London gefolgt — in's Exil.

Er hatte daran gearbeitet, die heilige Allianz wieder in's Leben zu galvanisiren, einen legitimistisch-gottesgnädigen Kreuzzug gegen die revolutionäre Schweiz in Szene zu setzen, und der revolutionären Hyder, die an soviel Orten, u. A. auch in dem dreimal glücklichen Paradiesgarten der Habsburger, Bourbonen und des Papstes: in Italien ihr Haupt erhoben hatte, mit Feuer und Schwert all ihre Köpfe abzuschlagen — als die Nachricht vom Sturz Louis Philippe's, von der Proklamirung der Republik in Frankreich ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf.

Er, der seit länger denn dreißig Jahren auf der Lauer gegen die Revolution war, dessen ganzes Dichten und Trachten der Bekämpfung der Revolution galt, es erging ihm wie den drei Jägern mit dem weißen Hirsch: als die Revolution endlich kam, schlief der Herr Revolutionsjäger und — er wachte zu spät auf. Piff, paff, trala! Oder wachte gar nicht mehr auf. Er war verdutzt, „bewildert“, verdattert. Seine

Vertrauten — so weit er deren hatte — kannten ihn nicht wieder. Er war wie geistesabwesend.

Die Wiener, die über ein Menschenalter lang unter den Bleidächern des Metternich'schen Systems Pestdunst geathmet, witterten Morgenluft — sie wurden unruhig. Es kam zu den üblichen Demonstrationen — die Studenten stellten sich an die Spitze der Bewegung.

Nach gewöhnlichem Maßstab gemessen war diese Bewegung nun keineswegs sehr gefährlich. Die Studenten waren kreuzbrave Burschen, allein es waren eben doch nur Burschen, vortreffliche Menschen und virtuos schlechte Musikanten. Wir sprechen von der politischen Musik. Und unter dem Bürgerthum und den Literaten befanden sich keine besseren Musikanten. Wo hätten sie auch herkommen sollen?

Diese Frage muß man bei Beurtheilung der Märzrevolution nie aus den Augen verlieren.

Es ist zwar ein abscheulicher Grundsatz, daß man den Völkern die Freiheit nicht geben darf, ehe sie „reif“ dafür sind; allein auf der anderen Seite ist auch gewiß, daß ein durch ganze Generationen in Knechtschaft und unter Vormundschaft gehaltenes Volk, wenn es Knall und Fall durch ein äußeres Ereigniß ohne sein Zuthun von seinen Ketten und Banden befreit wird und die Glieder nach Belieben regen kann, von seiner Freiheit im ersten Augenblick keinen rechten Gebrauch zu machen versteht.

So lächerlich auch die Maxime ist, Niemand in's Wasser gehen zu lassen, ehe er schwimmen kann, so verkehrt würde auch die entgegengesetzte Maxime sein, um Jemand das Schwimmen zu lehren, ihn erst Jahre lang sorgfältig vom Wasser fern zu halten und dann eines schönen Tages auf einmal hineinzustoßen.

Man lasse die Menschen nach Lust und Neigung in's Wasser gehen und sorge höchstens dafür, daß sie nicht ertrinken.

Das ist das beste Rezept für das unfigürliche und figürliche Schwimmen.

Also an Unsinn hat's im „tollen“ Jahre nicht gefehlt, und Wien hat sein reichliches Contingent dazu geliefert. Weder von Plan, noch von Organisation eine Spur. Die Armee dagegen noch vollkommen unerschüttert. Kurz, Metternich hatte die „Machtfaktoren“ für sich; das unterliegt keinem Zweifel. Aber gerade jetzt, im entscheidenden Moment, lähmte auch ihn das aufdämmernde Bewußtsein, daß es außer den

materiellen Machtfaktoren, auf die er sein ganzes Leben lang gerechnet und gebaut hatte, noch andere Machtfaktoren gab, vor denen die seinen zu Schanden wurden.

Hatte Paris seine Revolution der Verachtung gehabt, so hatte Wien seine Revolution des Ekels und der Scham. Das Volk schämte sich seiner intellektuellen und moralischen Erniedrigung, und mit Ekel, — denn zu kräftigem, mannhaftem Haß erhob es sich noch nicht — und mit Ekel betrachtete es das System und die Träger des Systems, durch welches ihm die Erniedrigung bereitet worden. Diese Gefühle des Ekels und der Scham schwollen immer mehr an, sie wuchsen zur Leidenschaft, sie reiften zur That — und so unwiderstehlich ward die Elementargewalt dieser Revolution des empörten Selbstgefühls eines Volks, daß das System keinen ernsthaften Kampf wagte, daß es vor dem Sturm die Segel einreffte, und daß Metternich — vor 20 Tagen noch in der Meinung der Welt neben Louis Philippe und Guizot der größte, der weiseste und mächtigste Staatsmann der Welt — am 13. März das Feld räumen, und die Nacht darauf in lächerlicher Verkleidung aus Wien flüchten mußte . . .

Metternich gefallen, das hieß das alte Deutschland gefallen, das Deutschland des Bundestages gefallen, denn Metternich war das Deutschland des deutschen Bundes.

Jetzt war auch kein Halten mehr.

Wie ein Sturmwind fegte die scharfe, revolutionäre „Märzluft" über Deutschland weg, und wo noch „vormärzliche" Regierungen und Ministerien waren, da wurden sie flugs über den Haufen geblasen.

Nur in Berlin saß das „vormärzliche" Wesen noch fest.

Doch auch hier krachte das alte System in allen Fugen.

Wenige Tage vor der Februarrevolution hatte der König Friedrich Wilhelm IV. an Louis Philippe geschrieben und ihn als „Schild der Ordnung in Europa" gepriesen. Man kann sich vorstellen, wie die Nachricht der Februarrevolution ihn überraschte. In seinem romantisch-mittelalterlichen Regierungskatechismus hatte die Revolution keinen Platz.

Indeß die Welt fiel nicht gleich um, und so tröstete sich Friedrich Wilhelm. In seiner Umgebung wurde man sogar bald wieder sehr zuversichtlich. Minister von Bodelschwingh meinte: „In 14 Tagen lassen wir marschiren."

Natürlich gegen das revolutionäre Frankreich, nach dem Muster von 1792, worüber das Nähere zu lesen in Göthe's „Feldzug nach der Champagne".

Die Bourbons sind nicht die einzigen Leute, die nichts lernen und nichts vergessen.

Mit dem Marschiren hatte es nun gute Wege. Das revolutionäre Gift gelangte jetzt auch in die Haupt- und Residenzstadt Berlin. Vermuthlich durch das famose Trio von „Polen, Juden und Ausländern", das nachher für die ganze Märzrevolution verantwortlich gemacht ward. Seit dem ersten März gab es allerlei Straßendemonstrationen, Versammlungen, Adressen.

In Ermanglung einer Verfassung hatte der König vor einem Jahr den „Vereinigten Landtag" — d. h. eine Zusammenknetung der vorsündfluthlichen Provinziallandtage, seinem Volk zum Geschenk gemacht, und der Ausschuß dieses Vereinigten Landtags war gerade in Berlin versammelt und wurde am 6. März von dem König in Person vermittelst feierlicher Rede entlassen. Die Rede zeichnete sich dadurch aus, daß sie die Februarrevolution möglichst ignorirte. Sie erklärte, der Landtag werde auch künftig die gewünschte „Periodizität" haben, d. h. einberufen werden, wenn und wann es dem König beliebe; „der Gedanke, sich in die inneren Angelegenheiten fremder Völker zu mischen, liege der Regierung fern, es sei denn, daß vom Ausland her ein Angriff erfolge." Schließlich versicherte der König: „das Vertrauen des Volkes ist meine festeste Stütze" und sprach die Hoffnung aus, die Welt werde auch jetzt erfahren, „daß in Preußen der König, das Volk und das Heer dieselben sind von Geschlecht zu Geschlechte."

Letzteres war nun offenbar nicht richtig, der König und das Heer mochten noch „dieselben" sein, das Volk war nicht mehr „dasselbe". Die Thronrede machte sehr böses Blut. Man hatte erwartet, der Plunder des Vereinigten Landtags würde in die Rumpelkammer gesteckt und eine wirkliche Volksvertretung berufen.

Und so gab diese Thronrede, statt zu beschwichtigen, der Aufregung neue Nahrung: die Demonstrationen wurden lebhafter, die berühmten Massen-Volksversammlungen unter den Zelten begannen.

Am 7. März wurde in einer dieser Zeltenversammlungen eine „allgemeine Adresse" entworfen, welche die Forderungen des Volks wie folgt formulirte: „1) Preßfreiheit: 2) Redefreiheit; 3) Amnestie für alle politischen und preßlichen Vergehen; 4) freies Versammlungs- und Vereinsrecht; 5) gleiche politische Berechtigung Aller ohne Unterschied der Religion

und des Besitzes; 6) Geschwornengerichte und Unabhängigkeit der Richter; 7) Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung; 8) allgemeine deutsche Volksvertretung und 9) schleunigste Einberufung des Vereinigten Landtags."

An diesen Forderungen, welche in den meisten Punkten die allgemeinen sind, und die Summe des damaligen politischen Fühlens und Strebens ausdrücken, muß zweierlei auffallen. Einmal, daß neben der Forderung einer allgemeinen deutschen Volksvertretung die der Einberufung des Vereinigten Landtags sich findet. Man sollte denken, wer so radikal ist, ein deutsches Parlament zu wollen, kann doch nicht für ein mittelalterliches Zopfinstitut wie den Vereinigten Landtag sein. Doch so logisch war man damals nicht. Man wollte nicht sans façon mit der Vergangenheit brechen und hoffte aus dem ständischen Landtag werde sich organisch ein konstitutionelller, aus Volkswahl hervorgehender Landtag entwickeln.

Noch interessanter ist der siebente Punkt der „allgemeinen Adresse" und besonders nachdrücklich der Aufmerksamkeit der Politiker und Publizisten zu empfehlen, die in der preußischen Heerorganisation die Verkörperung des Prinzips der allgemeinen Wehrhaftigkeit, der Volksbewaffnung erblicken. Daß aus der Mitte des preußischen Volks heraus, das noch durch keine Agitation gegen den Militarismus beeinflußt war, spontan die Doppelforderung nach Verminderung des stehenden Heers und nach Einführung der Volksbewaffnung hervorbricht, ist eine Thatsache von höchster Bedeutung, eine Thatsache, welche das schlagendste argumentum ad hominem gegen die Borussomanen bildet, die uns vorreden, daß die seit 1867 und 1871 auch im übrigen Deutschland eingeführte preußische Militärorganisation die allgemeine Volksbewaffnung sei und von dem Volk mit Stolz und Liebe betrachtet werde.

Die „Adresse" brachte im königlichen Schloß keine Wirkung hervor — der König und Hof verhielten sich durchaus ablehnend. Am 13. März kam es zu Reibungen mit dem Militär. Die Stimmung verbitterte sich zusehends. Den 14. März empfing der König eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin, welche die üblichen „Wünsche" vorbrachte. Er antwortete: „Meine Losung ist: Freie Völker, freie Fürsten! — Die gute alte deutsche Ordnung darf nicht unbeachtet bleiben. Auch die Gliederung der Stände ist deutsch, wer dagegen anstrebt, setzt sich Gefahren aus. — Das Schicksal Deutschlands liegt nicht in

meiner Hand. Alles aber, was ich durch meine Kraft vermag, will ich redlich und ernstlich anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage. Sie liegt mir so sehr am Herzen als die Preußens."

Er versprach den Vereinigten Landtag zusammenzuberufen. Denselben Tag erschien auch ein königliches Patent, welches ihn auf den 27. April berief.

Der Militärpartei wurde es Angst vor der Nachgiebigkeit des Königs. Man bestimmte ihn, Berlin zu verlassen, und nach Potsdam zu gehen.

Die Nachrichten aus Wien vereitelten den Zweck dieser Luftveränderung. Den Regierungsgewalten schwand mehr und mehr der Boden unter den Füßen, während das Volk zuversichtlicher und dringender ward.

Der König, auf welchen der Sturz des von ihm abgöttisch verehrten Metternich einen tiefen Eindruck machte, kehrte sofort nach Berlin zurück, um „tolle Streiche zu verhüten."

Die Demonstrationen werden leidenschaftlicher, die Reibungen zwischen Soldaten und Volk heftiger.

Die Regierung scheint blind zu sein gegen das, was um sie her vorgeht. Bodelschwingh sagt am 17. März zu dem russischen Gesandten: „Schreiben sie getrost nach Petersburg, in Berlin ist die Sache abgemacht."

Und so sah es auch aus. Am Tag, wo Bodelschwingh dies sagte, wurde die Censur aufgehoben, und am 18. März Morgens erschien das königliche Patent, welches den Vereinigten Landtag auf den 2. April berief.

Am 18. März 1848!

Der König war in der besten Laune. Einer Deputation aus Köln erklärte er, er werde sich an die Spitze der deutschen Bewegung stellen; und eine Berliner Deputation wurde ebenfalls auf's Huldreichste empfangen.

Und draußen — als die Nachricht von der Abschaffung der Censur und von dem unmittelbaren Zusammentritt des Landtags bekannt wurde, bemächtigte sich tiefe Freude des Volks, der Jubel war grenzenlos, Abends sollte die Stadt illuminirt werden.

Am 18. März 1848!

Ein Jubeltag, ein Freudentag dieser 18. März 1848 für Volk und Regierung. — —

Es kam anders.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, — oder auch schelten, — je nachdem.

Der Jubel wurde zum Born schweren Leides Das heitere Festspiel lief aus in eine furchtbare Tragödie. Die Weltgeschichte zeigt kaum einen zweiten ähnlichen Umschlag, kaum einen zweiten so tragischen, so schicksalsschwangeren Umschlag.

Das Volk in seiner Freude will dem König danken. Zum Theil im Feiertagskleid zieht es am Nachmittag gegen 2 Uhr vor das Schloß. Jubel drückt sich in jedem Laut, in jeder Geberde aus, Zufriedenheit auf jedem Gesicht.

Da reiten plötzlich Dragoner aus einer benachbarten Straße hervor gegen das Volk, das sich verblüfft, bestürzt zurückstaut — eine Abtheilung Soldaten rückt mit gefälltem Bayonnet aus dem Schloßhofe. Zwei Schüsse fallen.

Was ist das? Es waren keine blinden Schüsse, denn sie hatten getroffen. Und die geschwungenen Säbel der Dragoner waren geschliffen.

Verrath! Die Konzessionen eine Falle! Verrath! Zu den Waffen!

So entrang es sich aus tausend und abertausend Kehlen. Wilder Zorn hatte den Jubel verdrängt, die Menge, welche gekommen war, dem König zu danken, stäubte auseinander mit Wuthgeschrei und mit dem Entschluß, den Verrath zu rächen.

Die zwei Schüsse um 2½ Uhr am Nachmittag des 18. März vor dem Schloß in Berlin haben eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit dem Schuß um 9 Uhr am Abend des 23. Februor vor dem Palais Guizot's in Paris.

Es war der Wendepunkt.

Das Verhängniß ließ sich nicht mehr aufhalten. —

Und im Schloß? Wer hat diesen Dragonerangriff verschuldet, wer diesen Infanterieausfall kommandirt? Es giebt nur Vermuthungen. — — —

Der König war außer sich. „Es ist ein Mißverständniß“, suchte man dem Volk zu bedeuten.

Zu spät!

Verständigung war nicht mehr möglich.

Der Kampf begann. Die Stadt bedeckte sich mit Barrikaden, die tapfer vertheidigt wurden. Dem Volk fehlten Führer — doch es hatte militärischen Instinkt und operirte mit großem Geschick.

Hernach hieß es „Juden, Franzosen, Polen, Fremdlinge,

eine Rotte Bösewichter" hätten den 18. März veranstaltet. — Das ist eine alberne Verleumdung: am 18. März kämpfte Berlin — Bürger und Arbeiter, Schulter an Schulter. Und zu einer Organisation, ohne die eine solche „Veranstaltung" doch nicht möglich, haben es die deutschen Demokraten 1848 nicht einmal nach dem Sieg gebracht, geschweige denn vorher, wo es noch gar keine Demokraten gab. —

Man kämpfte von beiden Seiten mit großer Erbitterung. Das Militär, auf's Aeußerste gereizt, tödtete Gefangene, — mißhandelte andere. Das schüchterte aber nicht ein, sondern stachelte auf.

Der Kampf dauerte den Abend und die Nacht. Die Truppen nahmen zwar einige Barrikaden, drangen hier und da vor, hatten im Ganzen jedoch keinen Erfolg. Der Gewinn an Terrain wurde durch die vermehrte Intensivität des Widerstands doppelt und dreifach aufgewogen.

Die Militärpartei sah, daß sie das Spiel nicht gewinnen konnte: der König, hin und her schwankend, von den widersprechendsten Gefühlen bewegt, ließ am Morgen des 19. das Zeichen zum Einstellen des Feuers geben.

In der Nacht hatte er den Aufruf: „An meine lieben Berliner" eigenhändig geschrieben. Er beschwört „die Einwohner seiner geliebten Vaterstadt", zum Frieden zurückzukehren und die Barrikaden zu räumen. Was das Volk so erzürnt habe, sei ja nur ein Mißverständniß gewesen. Es werde Alles nach Wunsch gethan werden; und er schloß mit den Worten: „Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereinigt ihre innigen thränenreichen Bitten mit den meinigen."

Der Aufruf wurde am Morgen angeschlagen. Er brachte im Anfang wenig Wirkung hervor. Bekannt ist, daß über eine Kanonenkugel, die sich, statt einen der „lieben Berliner" zu treffen, in eine Hauswand verirrt hatte, von Barrikadenkämpfern ein „An meine lieben Berliner" geklebt ward

Doch mit dem Einstellen des Feuers von Seiten der Soldaten war der Kampf zu Ende. Um 11 Uhr wurde das Militär zurückgezogen.

Das Volk fühlte sich Sieger. Es verlangte die Entfernung der Truppen aus der Stadt. Sie wurde verweigert.

Ganz unerwartet folgte einige Stunden später der Abmarsch der Truppen aus Berlin. Wer den Befehl gegeben, ist nie ermittelt worden.

Man vermuthet, der Militärpartei habe ein ähnlicher Plan vorgeschwebt, wie Karl X. von Frankreich, der nach der Julirevolution seine geschlagenen Truppen aus Paris marschiren ließ, mit der Absicht, sie zu verstärken und von Saint Cloud aus dann mit überwältigenden Streitkräften einen Schlag gegen die Hauptstadt zu führen und der siegreichen Revolution ein Ende mit Schrecken zu bereiten.

Wie dem nun sei — 1830 gelang der Plan gegen Paris nicht, und 1848 wäre er nicht gegen Berlin gelungen. Die preußische Junker- und Militärpartei hatte unmittelbar nach ihrer Niederlage am 18. und 19. März nicht die leisesten Chancen; sie begriff das und — wartete.

Das Volk zog abermals vor das Schloß. Es forderte Volksbewaffnung! Gewährt. Schon um 6 Uhr Abends bezog die Bürgerwehr die Wachen.

Es ist zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags.

Halt, was naht dort? Ein seltsamer Zug!

In stummer Prozession Männer mit pulvergeschwärzten Gesichtern, in der Hand die Muskete und voran und dazwischen auf Brettern und Thüren ausgestreckt die blutigen Leichen der Kampfopfer.

Ein Augenzeuge hat diesen erschütternden Auftritt, der in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht hat, und dem an packender Tragik Aehnliches nicht von Aeschylos, nicht von dem Nibelungendichter (Dichter! also nicht Wagner) ersonnen worden ist, wie folgt geschildert:

„Eine Scene, welche an tragischem Pathos alles überbot, was jemals in Trauerspielen der antiken und romantischen Kunst an den erschütternden Gemüthern vorübergezogen ist! Denn welch ein Schauspiel ward uns bereitet! von allen Seiten zogen durch die Portale des Schlosses die Barrikadenkämpfer herein, mit wilden verstörten Gesichtern, in der Hand noch die mörderische Waffe, auf den Schultern die Bahren mit den Leichen der gefallenen Brüder, deren Wunden zu gräßlicher Schau sie offen gelegt, deren blutige Stirnen im Vorübertragen von Frauenhänden mit Immortellen und Lorbeer geschmückt worden waren. Die Volksmenge, durch welche sie hindurchschritten, stand lautlos, ehrfurchtsvoll nahm ein Jeder den Hut ab, die Lippen bebten, in den Augen zitterten Thränen, nur die festen Tritte der Träger hallten in dem Schloßhof wider, und von Zeit zu Zeit wurde der Name eines der Gefallenen von einem der Träger laut ausgerufen mit näherer Angabe, wie: „Familienvater

von 5 unerzogenen Kindern", — „Auf der Barrikade am Köllner Rathhause niederkartäscht!" — „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!" — „Eine Wittwe, Mutter von 7 Waisen!" — „15 Jahre alt, an meiner Seite niedergeschossen, mein einziger Sohn!" — Es war ein grausamer Instinkt, welcher in den entlegensten Theilen der Stadt das Volk ohne irgend eine Verabredung trieb, die Todten nach dem Schloßhofe zu bringen. Schon hatte sich der innere Hof, in welchem die Wendeltreppen zu den königlichen Gemächern führen, mit Bahren und blutigen Leichen gefüllt, als das Volk nach dem König zu rufen begann. Der Fürst Lichnowsky, welcher, nachdem der Kampf vorüber war, mit einigen Barrikadenkämpfern fraternisirt hatte, versuchte es, seine „guten Freunde" zu bedeuten, daß Seine Majestät sich zurückgezogen hätten und daß man ihm einige Ruhe gönnen möge. Allein der Ruf: „Der König soll kommen!" erscholl mit verzehnfachter Gewalt, daß die Schloßfenster davon erzitterten. Schon nahmen die Träger die Leichen wieder auf und schickten sich an, dieselben die Wendeltreppe hinauf in die königlichen Gemächer zu tragen, da erschienen oben auf der Gallerie die Grafen Arnim und Schwerin, um sie zu beschwichtigen, vermochten aber nicht, gegen die höher und höher schwellende Fluth aufzukommen. „Der König, der König soll kommen!" gellte und grollte es immer drohender. Da trat auf die offene Gallerie heraus der tiefgebeugte Monarch, an seinem Arme die vor Angst und Entsetzen bleiche Königin.

„‚Hut ab!'" Er entblößte das Haupt. Die Träger nahmen die blutigen Leichname wieder auf, sie hoben die Bahren hoch zu dem König hinauf unter dem schrecklichen Zuruf der Männer und dem Wehklagen der Frauen:

„Gib uns unsere Brüder wieder! Unsere Väter, unsere Söhne, unsere Männer gieb uns wieder!" Der König und die Königin vermochten nur mit Thränen das tiefgefühlte Beileid des gebrochenen Herzens zu bezeugen. In den blutgetränkten Gewändern der Gefallenen erblickten sie den königlichen Purpur zu ihren Füßen im Staube liegen. Da plötzlich stimmte das Volk den Choral an: „Jesus meine Zuversicht" — der König verweilte mit unbedecktem Haupte, bis der feierliche Todtengesang geendet, und führte dann die kaum sich noch aufrechterhaltende Königin in ihre Gemächer zurück." —

Welche Wirkung dieser Auftritt, der Freiligrath sein

Gedicht: „Die Todten an die Lebendigen“ eingegeben hat, auf den König und seine Umgebung gehabt haben muß, kann man sich vorstellen. Im ersten Moment fürchtete man im Schloß einen 10. August (1792 — Erstürmung der Tuilerien und Sturz des Königthums in der französischen Revolution). Die Besorgnisse, wie wir gesehen, entbehrten jeder Begründung. Das Volk von Berlin hatte keinen Gedanken an Revolution und Republik. Hätte es ihn gehabt, so konnte es durch nichts und durch Niemand an der Ausführung gehindert werden. Selbst die Bourbonen-Monarchie in der ersten Revolution ist vor dem Sturz nicht so grausam gedehmüthigt worden.

Von demokratischen und republikanischen Schriftstellern ist hintennach behauptet worden, es sei ein großer Fehler gewesen, daß man das Königthum gedehmüthigt habe, anstatt seine Macht zu brechen. Wie läßt sich aber von Fehlern reden, wo absolut keine Absicht bestimmten Handelns vorhanden ist? Das Volk glaubte sich verrathen, angegriffen; und wie Jemand, den man schlägt, unwillkürlich wieder schlägt, so schlug es unwillkürlich gegen Diejenigen los, von denen es sich verrathen, angegriffen glaubte. Und daß es, nach errungenem Siege, vorwurfsvoll, anklagend die Wunden und Opfer des Kampfes zeigte, war ebenfalls ein durchaus natürlicher Impuls, ein unwillkürliches Handeln. Merkwürdig ist die Abwesenheit jeder Rachsucht. Im vorstehend abgedruckten Bericht eines Augenzeugen wird bei der „Todtenparade“ von dem „grausamen Instinkt“ des Volkes gesprochen. Sehr mit Unrecht. Was das Volk that, mußte den gebeugten König auf das Furchtbarste erschüttern, war für ihn eine moralische Folter, wie sie grauenhafter nicht gedacht werden kann, aber war auch die Handlung grausam, so waren die Handelnden es nicht. Wäre das Volk am Nachmittag des 19. März von Gefühlen der Rachsucht gegen die Person des Königs erfüllt gewesen, so würde der Auftritt einen anderen Verlauf genommen haben. Menschen, die so handeln, wie die Veranstalter der „Todtenparade“ handelten, sind in einer Stimmung, daß sie vor keiner That zurückbeben, die ihnen nöthig oder wünschenswerth scheint. Der Volkszorn richtete sich nicht gegen die Dynastie, sondern gegen den Prinzen von Preußen, der aus Berlin entfernt wurde.

Nein, Berlin war damals nicht revolutionär gesinnt, und den 18. März eine Revolution nennen, ist eine licentia poëtica oder auch politica (dichterische oder auch politische

Freiheit), von blinder Bewunderung oder blindem Haß diktirt.

Das „Jesus meine Zuversicht“, welches die Menge zum Schluß anstimmte, zeigt so recht deutlich, daß politisch-revolutionäre Ziele dem Volk fern waren, und daß es nicht einmal im Augenblick der höchsten Erregung dem religiös-patriarchalischen Ideenkreis enthoben wurde, innerhalb dessen Loyalität und monarchisches Gefühl zu finden sind.

Wir haben auf diesen, schon früher berührten Punkt, deshalb so nachdrücklich aufmerksam gemacht, weil er typisch ist für die 1848er Bewegung und entscheidend für ihre Beurtheilung. —

In der „allgemeinen Adresse“ hatte das Volk eine Amnestie gefordert. Sie konnte fast blos den Polen zu Gute kommen, denn andere politische Gefangene gab es kaum. In der Freude des Sieges vergaß man die gefangenen Polen nicht, welche in Berlin eingesperrt waren. Man holte sie, noch ehe das Amnestiedekret gedruckt war, aus dem Kerker und bereitete ihnen eine Ovation, welche zeigte, daß das Volk damals die „polnische Schwäche“ Robert Blum's theilte.

Am 21. März hielt Friedrich Wilhelm IV. seinen berühmten Umzug im Schatten der deutschen Fahnen, — schwarz-roth-gold — die man drei Tage zuvor ihm „aus den Augen“ hatte schaffen müssen; ein Dekret wurde erlassen, welches den Soldaten neben der preußischen die deutsche Kokarde zu tragen befahl; und jene berühmte Proklamation „An mein Volk und an die deutsche Nation“ erblickte das Licht, worin es heißt:

„Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als *einer* Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten dringenden Gefahr kann nur aus einer innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter *einer* Leitung hervorgehen. Ich *übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr*. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir in Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Reichs gestellt. *Preußen geht fortan in Deutschland auf.*“

In Berlin wurde diese Proklamation günstig aufgenommen; im übrigen Deutschland erregte sie sehr gemischte Gefühle, und in *Oesterreich* verschnupfte der Passus arg,

welcher besagte: „Ich übernehme heute diese Leitung (Deutschlands) für die Tage der Gefahr.“

Die deutsche Frage war gestellt.

Hier Hohenzollern, dort Habsburg.

Und das deutsche Volk?

Die Hohenzollern und Habsburger hatten ganz bestimmte, klar abgegrenzte dynastische Interessen, deren Verfolgung höchstens vorübergehend durch betäubende Ereignisse unterbrochen werden konnte. Für jeden Nachdenkenden, der von der Sachlage einen Begriff hatte, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Hohenzollern und Habsburger, falls es dem einen nicht gelingen würde den andern aus der Leitung Deutschlands zu verdrängen, von Neuem, wie bisher, in diese Leitung sich theilen würden.

Sollte dies nicht geschehen, sollte Deutschland nicht entweder unter die Herrschaft der Habsburger und Hohenzollern oder der Habsburger oder Hohenzollern kommen, so mußte eine dritte Macht — gegen diese zwei dynastischen — geschaffen werden, stark genug, sie im Zaume zu halten, damit das Wort des österreichischen Erzherzogs wahr werde: „Kein Preußen und kein Oesterreich. Ein einiges, großes Deutschland, stark und frei wie seine Berge.“

Eine Volksmacht gegen die dynastischen Mächte. In dem Königspalast von Berlin und in der Kaiserburg von Wien herrschte Verwirrung, doch es lag in der Natur der Dinge, daß, sobald die Dynastien wieder zu sich selbst gekommen, das dynastische Ziel auch wieder scharf hervortreten und mit rücksichtsloser Consequenz verfolgt werden würde.

In den Sälen der Volksversammlungen, der Volkskonferenzen, und des nun beginnenden Vorparlaments und Parlaments war die Verwirrung nicht geringer, und das gegendynastische Ziel ist nie scharf hervorgetreten. — —

Mit Preußen war das letzte „Bollwerk der Reaktion“ gefallen. Die Volksbewegung war in ganz Deutschland siegreich. In den meisten Staaten war es in der gemüthlichsten Weise von der Welt abgegangen. Die Regierungen waren so klug, die Harmlosigkeit des Liberalismus zu begreifen: sie beriefen die liberalen Oppositionsmänner an die Leitung der Geschäfte und schlugen dadurch zwei Fliegen mit einer Klappe: beschwichtigten die Aufregung und nutzten die liberalen Größen ab.

„Es war naturgemäß und unumgänglich“, schreibt Scherr in seinem „1848“ (Bd. 1., S. 255), „daß zur Inscenesetzung der neuen nationalen und liberalen Politik die Führer und Leiter der bisherigen Opposition berufen wurden. In den fürstlichen Palästen mag es manchen schweren Stoßseufzer gekostet haben, bis man sich entschließen konnte, die verhaßten Oppositionsmänner, die „Demagogen“, zur Audienz zu berufen. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung fanden die Fürstlichkeiten, männliche und weibliche, daß die liberalen Tyrannenfresser und Schreckensmänner bei weitem nicht so schrecklich waren wie ihr Ruf bei Hofe, gar nicht revoluzisch wild, sondern im Gegentheil ganz zahm und manierlich. Umgekehrt konnte man es aus dem Munde von liberalen Matadoren und Ministerkandidaten, welche noch Abends zuvor die Marseillaise mitgesungen hatten, vernehmen, sie hätten sich gar nicht vorgestellt, daß die fürstlichen Personen so „charmant“ wären. Auf Grund dieser gegenseitigen angenehmen Ueberraschung verschritt man zur Herstellung der „Märzministerien“ in den verschiedenen Mittel-, Klein- und Kleinststaaten, — eines der kläglichsten Institute, welche jemals die Sonne auf ihrer Bahn beschienen hat, obzwar man von den Märzministern, was ihre Personen anlangt, sagen kann, was Antonius von Brutus und Genossen sagte:

So are they all, all honourable men
(So sind sie alle, alles ehrenwerthe Leute).

„Männer freilich weniger, Staatsmänner am wenigsten; aber ehrenwerthe Leute sammt und sonders, meist wohl auch gute Leute, jedoch schlechte Musikanten. Sie konnten nichts dafür; es war von ihrer Mittelmäßigkeit zu viel verlangt, daß sie mehr als Flick- und Stückwerk schaffen sollten. Sie waren, bei Lichte besichtigt, nur noch Raketenhülsen, keine Raketen mehr; was allenfalls von Kraft und Feuer in ihnen gewesen, war in Kammerzänkereien und Kämmerchenstänkereien verpufft worden. Enge Köpfe, gingen sie jedem großen Gedanken aus dem Wege, aus Furcht, er möchte ihnen den Schädel zersprengen. Kleine Herzen, blickten sie mit Argwohn auf jede selbstständige Kraft, welche sich neben ihnen geltend zu machen wagte. Auf das Volk würden sie mit äußerster Verachtung geblickt haben, wenn die Angst es ihnen zugelassen hätte. In jedem dieser Märzminister steckte ein vormärzliches Despotlein. Sie allein und ihre Parteigenossen waren, wähnten sie, im absoluten Alleinbesitz aller politischen Weisheit. Sie verlangten, daß man mit unbeschränktem

Vertrauen von ihrer Wohlmeinenheit erwarte, was von ihrer Schwäche kein Verständiger hoffen konnte. Im Inneren der Einzelstaaten war ihre erste Sorge und Arbeit auf möglichste Beschirmung und Beschildung von Thron und Altar gerichtet, und ihre zweite darauf, ihrer Partei die Mitregierung oder wenigstens den Schein der Mitregierung zu sichern. In Betreff der nationalen oder auch nicht nationalen Politik waren sie, mit Ausnahme solcher unter ihnen, welche die deutsche Einheit von vornherein also verstanden, daß Deutschland preußisch werden sollte, etwas mehr oder weniger maskirte Partikularisten.

„Nun wäre es aber ungerecht im höchsten Grade, verkennen oder verschweigen zu wollen, daß die Schwierigkeiten, womit die Märzministerien zu ringen hatten, außerordentlich große und vielartige gewesen sind. Weit befähigtere und thatkräftigere Männer würden dieselben nur mit Noth bewältigt haben. Weil der Liberalismus vermöge seiner ganzen Anlage zwischen Revolution und Gegenrevolution sich in die Mitte gestellt hatte, mußte er nach zwei Seiten hin einen Kampf führen, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren. Sein ganzes Schalten und Walten bot ein betrübsames Schauspiel. Er wurde durch die werdende Demokratie — die aber auch nie etwas rechtes wurde — nach links geschoben, durch seine neuen Beziehungen zu den Höfen nach rechts gezogen. Sein Zustand war so recht „ein Hangen und Bangen in schwebender Pein". Er hatte nicht den Muth, entschieden mit dem Volke zu gehen, er wollte sich aber auch nicht unbedingt an die Fürsten verkaufen. Von diesen trennte ihn doch immer wieder seine ganze Vergangenheit, von jenem sah er seine ganze Gegenwart und Zukunft bedroht — eine Besorgniß, welche sich vornehmlich aus der Angst der Bourgeosie vor sozialistischen und kommunistischen Tendenzen entwickelte. Diese Angst ist freilich im Grunde damals eine ganz abgeschmackte und lächerliche gewesen. Denn es gab in Deutschland in den Bewegungsjähren 1848 und 1849 allerdings etliche Dutzend Leute, welche sich zu Sprachrohren des französischen Sozialismus und Kommunismus machten und selbstverständlich um so lauter schrieen, je hohler sie waren; aber eine sozialistische und kommunistische Partei hat es damals nicht gegeben und man brauchte jenen Gesellen nur etwas näher zu treten, um zu erkennen, daß sie sehr wenig furchtbar und gefährlich. Wenn sie jedoch zu nichts taugten, so taugten sie doch dazu, von schlauen Rückwärtsern zu Schreck-

gespenstern herausgeputzt zu werden, womit man zu Gunsten der Höfe, des Adels und der Kirche die Bourgeoisie in's Bockshorn jagen konnte. Als dann vollends im Verlaufe der Ereignisse die verhetzten und verbitterten Massen da und dort zu allerhand Ausschreitungen sich fortreißen ließen, da bequemte sich der Liberalismus, in die Angstlosung! „Ruhe um jeden Preis!" mit einzustimmen und eine der vielgepriesenen „Märzerrungenschaften" nach der andern preis zu geben." —

Was Scherr hier über die Märzministerien sagt, ist im Ganzen wohl zutreffend. Er irrt nur darin, daß er das traurige Fiasko des Liberalismus auf die schwächliche Persönlichkeit seiner Vertreter zurückgeführt. Die Schwächlichkeit liegt aber im Wesen des modernen Liberalismus. Sie hat sich in Frankreich seit Ende des vorigen Jahrhunderts gezeigt; sie hat sich in der neuesten Phase des deutschen Liberalismus, in jener traurigsten aller politischen Pflanzen, dem Nationalliberalismus, gezeigt; sie zeigt sich gegenwärtig (1881) in England, dem Musterland des Constitutionalismus und Liberalismus, wo das liberale Musterministerium Gladstone mit einem, fürwahr einer besseren Sache würdigen Eifer und einem wunderbar durchschlagenden Erfolg die reductio ad absurdum des Liberalismus vor aller Welt bewerkstelligt.

Der deutsche Märzliberalismus von 1848 war eben Liberalismus — das sagt Alles. Es ist ja richtig, der damalige Liberalismus beging Naivetäten, die der heutige Liberalismus nicht begehen würde; allein das war nicht anders möglich; es fehlte ihm an der Uebung, an der Routine, und die demokratischen Gegner hatten ihm wenig vorzuwerfen, denn in puncto der politischen Naivetät waren sie kaum minder stark.

Ueber Nacht konnte aus einem Volk, das systematisch vom politischen Leben fern gehalten worden war, kein Volk von klaren Politikern werden. Und die paar Monate unbeschränkter Freiheit reichten nicht aus, den Mangel jeglicher Vorbildung zu ersetzen.

Scherr meint, es habe 1848 keine sozialistisch-kommunistische Partei in Deutschland gegeben. Es hat damals in Deutschland überhaupt keine politischen Parteien gegeben. Blos Parteienembryone, aus denen sich während der Märzbewegung keine fertigen Parteien entwickeln konnten.

Der Liberalismus, meint Scherr, habe sich nicht „an die Fürsten verkaufen" wollen. Als ob es sich darum gehandelt hätte. Das „Verkaufen", das bei den politischen

Ammenmärchen-Erzählern (zu denen auch Herr Scherr gehört, trotzdem er mitunter die Wahrheit erfaßt und den Nagel auf den Kopf trifft) eine so große Rolle spielt, spielt in der wirklichen Geschichte gar keine Rolle. Nicht vor zu großer Annäherung an die Fürsten graute es dem Märzliberalismus, sondern vor der Gemeinschaft mit dem Junkerthum, mit der Feudalaristokratie. Der Liberalismus, das darf nicht außer Acht gelassen werden — und Herr Scherr hat ja eine Ahnung davon — der Liberalismus ist die politische Weltanschauung des Bürgerthums, das, ein Produkt der modernen Verhältnisse, dem diesen Verhältnissen feindlich gegenüberstehenden Feudalismus, mehr oder weniger bewußt, antagonistisch ist. Wäre der bürgerliche Liberalismus allein mit dem junkerlichen Feudalismus, so würde er denselben unzweifelhaft ohne schwächliche Anwandlungen bekämpfen. Das Schlimme für den Liberalismus ist, daß ihm ein dritter Faktor auf die Fersen tritt, über dessen Wesen er sich nicht klar ist und der ihm gerade deshalb nur um so mehr Furcht einjagt — dieser Faktor sind die Träger der „sozialistischen und kommunistischen Tendenzen", von denen Scherr spricht: das Proletariat — der „vierte Stand", oder richtiger ausgedrückt: die Arbeiterklasse.

Wer den Gang der Entwicklung in Berlin, Wien und anderen größeren Städten verfolgt, kann nicht verfehlen, bemerkt zu haben, daß sehr bald Differenzen zwischen den bürgerlichen und den Arbeiter-Elementen zu Tage traten, Differenzen, die aus der Natur der Dinge sich ergaben, und nur von oberflächlichen Köpfen für „Mißverständnisse" und Zufälligkeiten ausgegeben werden können.

Dieser unheimliche dritte Faktor lähmte den damaligen Liberalismus, wie er den heutigen dazu getrieben hat, sich, an Händen und Füßen gebunden, seinem Todfeinde, dem feudalen Junkerthum, zu überliefern.

Das Klassenbewußtsein war in der Masse der deutschen Arbeiter noch nicht zum Durchbruch gekommen, weil die Klassengegensätze, in Folge der zurückgebliebenen ökonomischen Entwicklung, noch ziemlich verschwommen waren. Aus der Schweiz und aus Paris hatten hunderte von deutschen Arbeitern sozialistische und kommunistische Lehren mitgebracht und hier und da auch kleine Gruppen gebildet, zum Theil mit enthusiastischen Studenten durchmischt, — Püttmann's Jahrbücher, Heß' „Gesellschaftsspiegel", Engels' „Lage der arbeitenden Klasse in England", Karl Grün's und Stein's

Schriften, Marx's „Elend der Philosophie", wurden von kommunistischen und sozialistischen Gemeinden verschlungen — indeß das waren erst winzige Anfänge, — ohne unmittelbaren Einfluß auf den Gang der Ereignisse, wenn auch Gewaltiges aus diesen kleinen Anfängen hervorwachsen sollte.

Das „Kommunistische Manifest" von Marx und Engels kam auf den Wogen der Februarrevolution nach Deutschland geschwommen, allein nur Wenige waren es, die seine erbarmungslosen Wahrheiten verstanden, und den Anblick dieser weißglühenden Flammen der Kritik aushielten.

Genug, für eine sozialistische oder sozialdemokratische Partei in unserem heutigen Sinn fehlten damals die nöthigen Lebensbedingungen. Das hinderte jedoch nicht, daß von Sozialismus und Kommunismus sehr viel geredet wurde. Es gehörte sogar zur Mode, mit sozialistischen und kommunistischen Phrasen um sich werfen. Freilich der „Sozialismus und Kommunismus" jener Zeit war ein sehr harmloser Artikel. Weil weder die Klassengegensätze schon scharf zugespitzt, noch die politischen Bestrebungen zu bewußter Formulirung und festen Programmen gelangt waren, flossen die widersprechendsten Anschauungen in einander über, und gab es für die „Opposition" gewisse gemeinsame Phrasen und Stichwörter, die, wörtlich und dem klaren Sinne der Worte nach genommen, bei Weitem mehr bedeuteten, als die „Oppositions"-Leute damit sagen wollten.

Zu diesen Stichwörtern und Phrasen gehörten damals der „Sozialismus und Kommunismus". Es giebt wenige Publizisten und Redner der „Opposition", die nicht etwas in diesem seitdem ein bischen gefährlich gewordenen Artikel gemacht hätten. Um uns speziell nach Leipzig zu wenden, so hatten hier sowohl der Führer des gemäßigten Theils der „Opposition": Herr Professor Biedermann, als der Führer des radikalen Theils der „Opposition", Robert Blum sich mit gleicher Entschiedenheit „für die Berechtigung des Sozialismus" ausgesprochen.

Was Professor Biedermann über dieses Thema geschrieben, geht uns hier nichts an; Blum äußerte sich in seinem „Staatslexikon" (S. 427) u. a. wie folgt:

„Vereinigungen (Genossenschaften) nach Fourier's Prinzip müssen zu glänzenden Ergebnissen führen. Es ist auffallend, daß unter den mächtigen Fortschritten des menschlichen Wissens in jeder denkbaren Sphäre die Gesellschaft in ihrem fast ursprünglichem Zustand geblieben ist, indem sie sich in

den engen Kreis der Familie drängt uud dort mit verhältnißmäßig ungeheueren Kosten Alles besorgt und anschafft, was in der Vergesellschaftung unendlich billiger und besser zu haben wäre. Auf diesem Gebiete kann man also dem Sozialismus eine bedeutende Zukunft vorhersagen."

Und S. 424 des Staatslexikons faßt er „die Lehren und Ziele des Sozialismus" also zusammen: „Gerechtere Vertheilung der Güter der Erde, nicht durch Gewalt, sondern durch freiwillige Ausgleichung; Beschränkung der unheilvollen Uebermacht des Geldes; genügender und entsprechender Lohn der Arbeit und des Verdienstes; Erhebung der sogenannten unteren Klassen zu gleichem Menscheurecht und gleichem staatlichen Recht".*)

Jedenfalls zeigen diese und ähnliche Stellen, daß Robert Blum sich bemühte, auch unter die Oberfläche zu schauen, und die, heute ja von allen Parteien anerkannte, Bedeutung der sozialen Frage zu würdigen wußte. — — —

Mit Einsetzung des neuen Ministeriums hatte die „Opposition" in Sachsen Alles erreicht, was sie erstrebt hatte: Aufhebung der Censur, ein Preßgesetz ohne Cautionen und Conzessionen, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Schwurgerichte im Strafprozesse, Reform des Wahlgesetzes, Gewährung des Vereins- und Versammlungsrechts, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, gesetzliche Regelung der kirchlichen Verhältnisse „im Geiste der Duldung und Parität", „kräftige Mitwirkung zu zeitgemäßer Umgestaltung des deutschen Bundes mit Vertretung des Volkes bei demselben" u. s. w.

Herz, was verlangst du noch mehr?

Die Frage der Neugestaltung Deutschlands trat naturgemäß in den Vordergrund. Und hier schieden sich denn sofort die verschiedenen Elemente der Opposition. Nur darin war man einig, daß der deutsche Bund nicht fortbestehen konnte. Aber was sollte an die Stelle treten? Ein

---

*) Durch diese sozialistisch angehauchten Aeußerungen wird Herr Hans Blum in große Verlegenheit gesetzt. Er giebt sich die sehr überflüssige Mühe, nachweisen zu wollen, daß sein Vater kein Sozialist und Kommunist im modernen Sinn (mit „ungewaschenem Munde" — S. S. 238 seines Opus) gewesen sei, und begeht dabei die kolossale Ungeschicklichkeit, eine Aeußerung Robert Blum's gegen „Staatsarbeit wie in den französischen Nationalwerkstätten" zu zitiren. Herr Hans Blum kann sogar bei seinem Freund Scherr Belehrung darüber finden, daß die französische Nationalwerkstätten gegen die Sozialisten und Kommunisten errichtet, und von diesen stets bekämpft worden sind.

Staatenbund? Ein Bundesstaat? Eine gemeinsame Vertretung mit monarchischer Exekutive? Ein Kaiserthum? Eine Republik? Und wenn ein Kaiserthum — ein Erbkaiser oder ein Wahlkaiser? Und wenn ein Erbkaiser — ein Hohenzollern'scher oder ein Habsburger? Das waren die Gedanken, welche die Köpfe durchschwirrten.

Der Gedanke einer Republik bürgerte sich rasch in den Kreisen der „Entschiedeneren" ein; die Schwierigkeiten der monarchischen Lösung und die wohlbegründeten Besorgnisse vor der Eifersucht zwischen den Dynastien Preußens und Oesterreichs machten Viele, die sonst republikanischen Anschauungen fern standen, dem Gedanken einer deutschen Republik zugeneigt.

Wie in den antirepublikanischen Kreisen die Stimmung war, welch vollständige Rathlosigkeit daselbst herrschte, erhellt drastisch aus den Abschiedsworten des Ministers von der Pfordten an den Abgeordneten Biedermann, als dieser zum Vorparlament reiste: „Bringen Sie uns eine Verfassung welche Sie wollen, nur halten Sie uns die Republik vom Leibe".

Man sieht, Herr von der Pfordten hatte keine Idee von dem, was werden sollte. Er hatte blos Angst. Und Herr von der Pfordten war einer der gescheidtesten unserer „Staatsmänner."

Robert Blum, das lag in seiner ganzen Entwicklungsgeschichte und in seinem demokratischen Naturell, erfaßte mit Begeisterung den Gedanken der Republik und hat auch bis zu seinem Tod an demselben festgehalten. Die einander rasch folgenden Ereignisse bestärkten ihn nur in seinem Republikanismus. Aber er war zu praktisch, um sich die Thatsache zu verhehlen, daß damals alle Vorbedingungen für eine deutsche Republik fehlten. Und zu praktisch und in seiner Weise zu demokratisch, um es zu billigen, daß eine winzige Minorität dem deutschen Volk die Republik gewaltsam, durch einen Putsch aufzudrängen versuchen solle.

Mit der „merkwürdigen Einmüthigkeit aller Parteien" war es vorbei, sobald das gemeinschaftliche Ziel erreicht war, und das Hic Rhodus hic salta! — Jetzt hast du die Freiheit, jetzt benutze sie! — an Jeden herantrat.

Ende März bildete sich in Leipzig der Vaterlandsverein, welcher bald in ganz Sachsen seine Zweigvereine hatte. Ende April waren es schon 40 Vereine mit 12,000 Mitgliedern, Anfang September 100 Vereine mit 30,000

Mitgliedern. Die Ober-Leitung der Vaterlandsvereine, die für Sachsen zum maßgebenden politischen Faktor wurden, hatte Robert Blum, in dem die sächsische Demokratie aller Fraktionen ihren Führer sah. Im Vorstand befanden sich neben den demokratischen Monarchisten Cramer, Bertling, Wuttke, Rüder, sehr prononcirte Republikaner, wie Arnold Ruge, Jäkel, Binder, Skrobek, Althaus. Blos eine kleine Gruppe von „reinen Sozialisten" trat unter Semmig und Weller, die beide hintennach „reine" — Nationalliberale geworden sind, zu einem besonderen „demokratischen Verein" zusammen, der jedoch später, namentlich bei den Maiereignissen des Jahres 1849 mit dem „Vaterlandsverein" Hand in Hand ging.

Erst Anfangs April wurden streng monarchische Vereine unter dem Namen „deutsche Vereine" gegründet. Dieselben brachten es jedoch zu keinem nennenswerthen Einfluß. Von den 24 Abgeordneten, die Sachsen in's Frankfurter Parlament schickte, wurden 20 unter dem Einfluß der „Vaterlandsvereine" gewählt. —

Doch wir müssen nun den Blick zurückwerfen und die Bestrebungen und Schritte, welche zum Zusammentritt des ersten deutschen Parlaments geführt haben, kurz resumiren.

Unmittelbar nach Eintreffen der entscheidenden Nachrichten aus Frankreich luden die badischen Oppositionsführer die hervorragendsten Genossen aus dem übrigen Deutschland auf den 5. März nach Heidelberg zu einer Besprechung über die deutsche Frage ein. In Leipzig wurde Robert Blum mit der Delegation beauftragt, er mußte jedoch ablehnen, weil seine Anwesenheit an Ort und Stelle unentbehrlich war. Die Conferenz war von den einflußreichsten Persönlichkeiten besucht und sie erfüllte ihren Zweck vollkommen, indem sie den Stein der parlamentarischen Gesammt-Vertretung des deutschen Volks in's Rollen brachte. Sie faßte folgende Beschlüsse, aus denen man die Thätigkeit und Anschauungen der Versammelten ersieht:

„Die Versammelten sprechen ihre Ueberzeugung von dem, was das Vaterland dringend bedarf, einstimmig dahin aus:

„Deutschland darf nicht durch Dazwischenkunft in die Angelegenheiten des Nachbarlandes (Frankreich) oder durch Nichtanerkennung der dort eingetretenen Staatsveränderung in Krieg verwickelt werden.

„Die Deutschen dürfen nicht veranlaßt werden, die Freiheit und Selbstständigkeit, welche sie als ihr Recht für sich

selbst fordern, anderen Nationen zu schmälern oder zu rauben.

„Die Vertheidigung der Deutschen und ihrer Fürsten darf hauptsächlich nur in der Treue und dem bewährten Kriegsmuthe der Nation, nie in einem russischen Bündnisse gesucht werden.

„Die Versammlung einer in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung ist unaufschiebbar, sowohl zur Beseitigung der nächsten inneren und äußeren Gefahren, wie zur Entwickelung der Kraft und Blüthe deutschen Nationallebens.

„Um zur schleunigsten und möglichst vollständigen Vertretung der Nation das Ihrige beizutragen, haben die Versammelten beschlossen:

„Ihre betreffenden Regierungen auf das Dringendste anzugehen, so bald und so vollständig, als nur immer möglich ist, das gesammte deutsche Vaterland und die Throne mit diesem kräftigen Schutzwalle zu umgeben.

„Zugleich haben sie verabredet, dahin zu wirken, daß baldmöglichst eine vollständigere Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Volksstämme zusammentrete, um diese wichtigste Angelegenheit weiter zu berathen und dem Vaterlande wie den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten. Zu dem Ende wurden sieben Mitglieder ersucht, hinsichtlich der Wahl und der Einrichtungen einer angemessenen Nationalvertretung Vorschläge vorzubereiten und die Einladung zu einer Versammlung deutscher Männer (Vorparlament) schleunigst zu besorgen.

„Eine Hauptaufgabe der Nationalvertretung wird jedenfalls die Gemeinschaftlichkeit der Vertheidigung und der Vertretung nach Außen sein, wodurch große Geldmittel für andere wichtige Bedürfnisse erspart werden, während zugleich die Besonderheit und angemessene Selbstverwaltung der einzelnen Länder bestehen bleibt."

In diesen Beschlüssen ist hauptsächlich der Absatz bemerkenswerth, welcher sich gegen ein russisches Bündniß richtet.

Rußland hatte seit den Befreiungskriegen das Protektorat über Deutschland und nutzte es im denkbar reaktionärsten Sinne aus. Deutschland, insbesondere Preußen, war in die unwürdigste Abhängigkeit herabgedrückt worden; durch Heirathen mit russischen Prinzen und Prinzessinnen hatte man die deutschen Höfe an das Czarenhaus geknüpft — der Wille des Czaren war in Deutschland Befehl, und gerade die

adligen und militärischen Kreise, in denen man die feinsten Begriffe von Ehre und das höchte Nationalgefühl zu haben behauptet, trieften förmlich von widerlichster, unpatriotischster Servilität gegen „Väterchen" in Petersburg. „Väterchen" war im Jahre 1848 der hochmüthige Nikolaus, und man erzählte sich von ihm, daß er, bei Empfang der Nachrichten vom Sturz Louis Philippe's laut seine Freude über das Schicksal des „Thronräubers" ausgedrückt und von einem Marsch in das „von der Revolution zerfressene" Westeuropa gesprochen habe. Seine Mission sei es, sollte er gesagt haben, die Ordnung in Europa zu erhalten, und wenn seine Herren Brüder und Vettern auf den Thronen sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigten, so müsse er, der Oberpolizeidiener, mit seinen von der revolutionären Cultur noch nicht angekränkelten Russen einschreiten. Als den Nachrichten aus Paris die aus Wien und Berlin folgten, wurde Herr Nikolaus ziemlich kleinlaut, hatte jedoch noch Momente, wo er von seinem monarchischen Legitimitäts-Kreuzzug radaute.

Thatsache ist, daß man in Berlin auch sehr stark auf „Väterchens" Legitimitäts-Kreuzzug rechnete.

Die Petersburger Renommistereien waren in ganz Deuschland bekannt, und hatten die gute Wirkung, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das schmachvolle Abhängigkeitsverhältniß Deutschlands von Rußland zu lenken. — —

Daß ein deutsches Parlament in den Heidelberger Beschlüssen auch als Schutzwall der Throne gefordert wird, — und zwar ohne daß es darüber in der Conferenz zu Debatten gekommen wäre, — ist ein recht deutlicher Beweis dafür, wie wenig der republikanische Gedanke zu Anfang der „Märzrevolution" Wurzel gefaßt hatte.

Der Siebener-Ausschuß, welcher die Beschlüsse der Conferenz ausführen sollte, bestand aus Itzstein (Baden), als Vorsitzendem, von Gagern (Darmstadt), Römer (Württemberg), Welcker (Baden), Stettmann (Preußen), Willich (Bayern), und Binding (Frankfurt a. M.).

Die drei letzten sind kleine Lokal- und Augenblicksgrößen, die heute vergessen sind („Willich aus Bayern" ist nicht mit dem deutschen Freischaarenführer und späteren amerikanischen General Willich zu verwechseln): die vier ersten gehören zu den populärsten und gewichtigsten Männern jener Zeit. Itzstein, der greise Freund Hecker's, war der Alterspräsident der deutschen Demokratie, so weit damals von einer

solchen die Rede sein konnte. Er galt für einen Republikaner und hat auch, mehr durch den Zauber seiner Person als durch initiative Thätigkeit, bis zu seinem Tod Bedeutendes für die Sache der Freiheit und des Volkes geleistet. Die drei anderen, deren Freisinnigkeit damals ebenso wenig bezweifelt wurde wie die Itzstein's, entdeckten gleich nach der Conferenz ihr konstitutionelles Herz und wurden zu Reaktionären vom reinsten Wasser. Verräther darf man sie darum nicht nennen. Die Leutchen kamen erst durch die Praxis dahinter, daß in ihren liberalen und demokratischen Redensarten Dinge versteckt waren, an die sie nicht gedacht hatten, und die sie nun, eines besseren belehrt, widerriefen und verleugneten.

Dreißig oder vierzig Jahre nachher läßt sich freilich weit leichter leidenschaftslos urtheilen als im Moment. Das Benehmen der Gagern, Welcker, Römer, Matthy und wie sie alle hießen, die, nachdem sie mit den Heißspornen der „Opposition" Jahre lang lustig durch Dick und Dünn gegangen, jetzt mit einem Male stehen blieben, sich für „zufrieden" erklärten, und an der Seite der früheren Feinde gegen die früheren Freunde „Opposition" machten, erschien den Zeitgenossen nichtswürdig und mußte ihren Zorn erregen. „Diese Lumpen, schrieb Robert Blum von ihnen (am 3. Mai in einem Brief an seine Frau), diese Lumpen, die Jahrelang als freisinnig und entschieden galten, die man verehrte — sie sind jetzt Stillstands- und Rückschrittsmenschen." Robert Blum liebte die Renegaten nicht, auch wenn sich das Renegatenthum „historisch" erklären ließ, und er haßte mit besonders intensivem Haß den Widerspruch zwischen Worten und Handlungen — hatte also nicht das Zeug zu einem Nationalliberalen.

Der Siebener-Ausschuß besorgte die vorbereitenden Arbeiten für den Zusammentritt eines Vorparlaments und legte zur Grundlage einer Diskussion in demselben seine Ansichten in folgendem Programme nieder:

I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. II. Ein Senat der Einzelstaaten. III. Ein Haus des Volks, hervorgehend aus den Urwahlen nach dem Maßstabe von 1 zu 70,000. IV. Kompetenz des Bundes durch Verzichtleistung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Zentralgewalt: 1) Ein Heerwesen. 2) Eine Vertretung gegenüber dem Auslande. 3) Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münze,

des Maßes und Gewichtes, der Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen. 4) Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht. 5) Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. V. Der Beschluß der Einberufung der konstituirenden Nationalversammlung auf obigen Grundlagen erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden. VI. Ein aus gegenwärtiger Versammlung (dem Vorparlament) zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt, die Vollziehung der Einberufung der Nationalversammlung zu betreiben. Wenn von heute an innerhalb vier Wochen der Zusammentritt nicht erfolgt ist, so tritt die Versammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zusammen. Im Falle der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen."

Am 31. März 1848 versammelte sich, unter den Augen des Bundestags, in der „alten Kaiserstadt" Frankfurt am Main das Vorparlament. Es war eine „Notablenversammlung", deren Mitglieder von Freunden, von politischen Gruppen, zum Theil nur von sich selber gewählt waren, wie dies ja bei derartigen Versammlungen nicht anders möglich ist, wenigstens nicht, wenn es noch an jeglicher Organisation fehlt. Unverhältnißmäßig zahlreich war die Umgegend vertreten — der „edle" Herr von Gagern, der inzwischen in Darmstadt glücklich Minister geworden war, den es aber nach Höherem gelüstete, hatte sich ein tüchtiges Gefolge mitgebracht, durch welches er die Versammlung im Nothfall majorisiren konnte und auch majorisirt hat.

Anwesend waren etwa 574 „Delegirte", darunter 2 Oesterreicher, 141 Preußen, 9 Hannoveraner, 84 Hessen-Darmstädter, 47 Sachsen und Thüringer, 72 Badenser, 44 Bayern, 26 Kurhessen, 52 Württemberger u. s. w.

Zum Präsidenten wurde der brave alte Mittermeier gewählt, der aber mit seiner Präsidentschaft sehr bald in die Brüche ging.

Der Zusammentritt der Versammlung war unstreitig ein revolutionärer Akt. Sie maßte sich die Ausübung der Volkssouveränetät an. Die Regierungen und der Bundestag, der sich mit etlichen „Vertrauensmännern" ausstaffirt hatte, sahen zu, weil sie es nicht hindern konnten; ja sie ließen sich durch die unwiderstehliche Macht der Thatsachen zu einer indirekten Anerkennung drängen, denn daß sie ihren Ministern den Besuch erlaubten, sogar ihn zur Pflicht

machten, war eine indirekte Anerkennung. Ueber derlei Formalien zerbrachen die Regierungen sich damals den Kopf nicht, waren aber entschlossen, die Dinge in ihrem Sinne zu lenken, sobald es sich machen ließ, und befolgten einstweilen die Taktik, sich vor dem Sturm, dem sie nicht trotzen konnten, opportunistisch zu beugen. Sie haben sich zu noch viel größeren Conzessionen an die Revolution verstanden, und würden sich unter dem Druck der Nothwendigkeit noch zu hundertmal größeren Conzessionen verstanden haben, als sie in Wirklichkeit gethan. Was man in der Noth verspricht, braucht nur gehalten zu werden, so lange man in der Noth ist. Der Mensch ist das Produkt der Verhältnisse, und mit den Verhältnissen ändert sich folgerichtig der Mensch mit seinen Wünscheu, Forderungen, Versprechungen. Das Wort, welches mir der Räuber vermittelst eines vorgehaltenen Pistols erpreßt, existirt für mich genau so lange, als das Pistol vor meinem Gesicht ist und ich in Schußweite bin. Hernach verweht es der Wind. Und setzte das Volk, welches, unter dem Drucke der Februarrevolution und tumultuarischer, ohne obrigkeitliche Erlaubniß in Szene gesetzter Demonstrationen seine „Forderungen" aufstellte, nicht etwa den Regierungen die Pistole auf die Brust? Brauchte man ihm mehr Wort zu halten, wie einem Straßenräuber. Nimmermehr! So fand man sich leicht mit dem Gewissen ab, falls das überhaupt nöthig war. Plebejer, Donquixote der Dulcinea-Tugend mögen das „unmoralisch" finden, was hat aber die Politik mit der Moral zu thun? Das heißt mit der gewöhnlichen, der gemeinplebejischen? Sie hat auch ihre Moral, und die nennt sich Erfolg. Alles ist erlaubt, ja durch die Pflicht geboten, was zum Ziel führt — nur der Mißerfolg ist unmoralisch.

Das Vorparlament war nicht blos eine revolutionäre Versammlung, es war auch eine sehr stürmische Versammlung. Die Herren Delegirten hatten fast ausnahmslos von einer parlamentarischen Behandlung revolutionärer und unrevolutionärer Dinge nicht die leiseste Vorstellung — der Herr Präsident voran — und Jeder war von dem Bewußtsein erfüllt, daß es sich um die folgenschwersten Entscheidungen, daß es sich um die Zukunft des Vaterlandes handle. Und in der That, der Moment war entscheidend für die deutsche Bewegung. Das Volk war noch im Fluß und Schuß, die Anhänger des Alten, die Gegner einer demokratischen Regierungsform hatten den Boden unter den Füßen verloren — sprach sich die Versammlung der „Vertrauensmänner

des Volkes“ am 31. März 1848 klipp und klar für die Republik aus, dann wurde Deutschland Republik; sprach sie sich für die monarchische Staatsform aus, dann war diese gesichert.

Hie Republik! Hie Monarchie! das war das Feldgeschrei, mit welchem die Delegirten in das Vorparlament zogen. Republik oder Monarchie? das war im Grunde die einzige Frage, über die das Vorparlament entscheiden sollte.

Daß die „Republikaner“ in der Minderheit waren, trat schon bei den Vorversammlungen des Vorparlaments deutlich zu Tage, — entsprach außerdem der Sachlage in Deutschland. Mit Ausnahme von Baden, wo — namentlich in den an die Schweiz grenzenden Theilen — republikanische Ideen in die Massen gedrungen waren, hatten die republikanischen Prinzipien, außer in einigen Städten des westlichen Deutschland und in Sachsen, nur vereinzelten Anhang.

Doch die Republikaner waren begeistert, sie fanden in Frankfurt ein sympathisches Publikum und hofften, ihre Sache im Vorparlament durchsetzen zu können.

„Unter einem Meer wogender deutscher Fahnen, durch einen Wald grünender Freiheitsbäume, überschüttet von Blumen und Kränzen, schritten am Morgen des 31. März die Mitglieder des Vorparlaments, umgeben und geleitet von Tausenden begeisterter Männer und Frauen, gehobenen Herzens vom Kaisersaale des Römers aus an ihre Arbeit, in die Paulskirche.“ So schildert ein Zeitgenosse die Scene.

Die Konstituirung ging mit großen Schwierigkeiten vor sich. Blum wurde einer der Vizepräsidenten; ohne ihn, den Uebung und praktischer Blick für das Amt hervorragend befähigten, wäre der arme Präsident Mittermaier nicht fertig geworden — ohne ihn wäre das Vorparlament wahrscheinlich schon den ersten Tag auseinandergelaufen.

Geschadet hätte das freilich nicht viel.

Gleich am ersten Tag war viel Tumult, der uns hier nichts angeht. Am Nachmittag verbreitete sich plötzlich das Gerücht, bewaffnete Volkshaufen rückten heran, es habe schon ein Kampf stattgefunden. So unsinnig das durch nichts bestätigte Gerücht war, die meisten „Abgeordneten“ geriethen in furchtbare Aufregung, sie eilten in vollster Panik nach den Ausgangsthüren, eine unsägliche Blamage stand bevor, da erhob sich Robert Blum und durch sein mächtiges Wort brachte er Ruhe und Besonnenheit in die aufgeregten Gemüther. Er sagte nach dem stenographischen Bericht:

„Lassen Sie uns, verehrte Versammlung, einen Blick zurückwerfen auf die drei ersten Stunden unseres Lebens. Wir sind unter Umständen auseinander gegangen, welche die öffentliche Meinung Europas, die mit gespannter Aufmerksamkeit auf diese Versammlung gerichtet ist, wenigstens zu einem Kopfschütteln veranlassen wird. Mißverständnisse haben stattgefunden, die beklagenswerth sind. Meine Herren, woher sollen wir die Freiheit bekommen, wenn wir sie nicht in unserem engsten Kreise uns gegenseitig erhalten? Woher sollen wir die Ruhe bekommen, wenn wir in unserem Kreise uns spalten beim ersten Zusammensein, und diese Spaltung so weit treiben, daß es nicht mehr möglich ist, zu verhandeln? Wir haben noch keine von den Prinzipienfragen erörtert, für welche die Menschen in allen Jahrhunderten Gut und Blut und Leben hingegeben haben. Es hat sich bisher bei uns nur um Formen gehandelt, und diese Formen haben uns in eine Leidenschaft gebracht, daß es thatsächlich unmöglich war zu verhandeln. O, meine Herren, mögen wir doch daran denken, daß die Augen des gesammten Europa auf uns gerichtet sind, daß wir die erste Versammlung sind, die durch ihre That wie durch ihre Haltung aussprechen soll: Sehet das deutsche Volk, das ihr so lange zurückgesetzt habt gegen andere Völker, beweiset auch in seinen ersten Vertretern, daß es so entschlossen, so würdig, so ernst, so ruhig ist wie irgend Jemand, der seit Jahrhunderten sich des kostbaren Gutes der freien Erörterung erfreut hat. Fragen Sie sich selbst, meine Herren, wenn die Zeitungen berichten über die Nothwendigkeit, die heutige Versammlung aufzuheben, was das für einen Eindruck machen wird? Glauben Sie, daß das geeignet wäre, das Vertrauen des Volkes auf uns zu stärken? Und fragen Sie sich selbst, wenn wir in dieser schroffen Gegenüberstellung zu einander stehen, was soll denn daraus werden? Der Wille des Volkes, seine Wünsche, sein Verlangen ist das einzige Mandat, das wir haben. Die da draußen stehen, stehen hinter uns Allen, wenn wir einig sind und die Diskussion so leiten, daß wir ein Ganzes sind. Es stehen hinter uns Parteien, die es ausnutzen, sobald wir uns selbst spalten in unserem Innern; und wohin es führt, wenn die Parteien des Volkes sich in der gegenwärtigen Zeit so schroff gegenüber stehen, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Was wir hier tumultuarisch ausmachen oder nicht ausmachen, es wird draußen nicht mit Geschrei, es wird mit der Faust und, wenn es sein muß, mit den Waffen ausgemacht.

„Meine Herren, unser heiligster Beruf ist es, unserem Volk einen Begriff zu geben von der Würde und Größe der Volksvertretung, und in diesem Bewußtsein können wir uns so stolz erheben, wie nie eine andere Versammlung; denn es wird kein Unfriede kommen, wo sich die Liebe und Verehrung und das Vertrauen des Volkes so überzeugend, so hinreißend ausgesprochen hat, wie bei uns. Lassen Sie uns dem ganzen Volke vorangehen in dieser ernsten und großen Zeit in einer würdigen Haltung. Wir können es, sobald wir uns Alle zur Pflicht machen, unseren Willen nie durch einen Ausruf, sondern stets auf dem parlamentarischen Wege geltend zu machen. Wir wollen das Gesetz zuerst achten, das wir selbst geschaffen haben, dem wir uns freiwillig unterwerfen. Thun wir das, meine Herren, dann werden nicht allein die Herzen unseres Volkes uns entgegenschlagen, sondern auch die anderen Völker werden ihre Arme mit Bruderliebe ausstrecken nach den bisher verschmähten und verachteten Deutschen, und werden in der großen Vertretung, die hier zu Stande gekommen ist, die mündigen, die wahrhaften Männer begrüßen, die der Freiheit ebenso fähig sind, als sie ihrer werth sind. — — —

„Darf ich, weil ich gerade im Besitze des Wortes bin, noch etwas Allgemeines sagen, so bitte ich, meine Herren, lassen Sie das Schauspiel, das vor wenigen Augenblicken stattgefunden hat, das letzte sein. Wäre die Kunde, die vor wenigen Augenblicken hierher gelangt ist, wahr gewesen, dann durften wir uns nicht in unserer Berathung stören lassen. Es ist nicht unsere Aufgabe, einen Straßenauflauf zu dämpfen. Gleichwie der römische Senat fest gesessen hat, als der Feind vor dem Thore Roms erschien, müssen auch wir unserer Aufgabe genügen, selbst wenn der Tumult bis zu unserer Thüre gelangt wäre. Er hätte zerschellen müssen an unserer Festigkeit. Meine Herren, wenn die Kunde wahr gewesen wäre, ich frage Sie, wäre auch nur die Möglichkeit gewesen, Etwas zur Besänftigung zu thun? Wenn ja dieser Fall wiederkehren sollte, lassen Sie deshalb keinen Laut über Ihre Lippen gehen, sondern bleiben Sie sitzen und beschließen Sie, was Sie für nöthig halten. Sodann habe ich noch eine Bitte zu thun in Bezug auf unseren Präsidenten, es ist eine freundliche Bitte an die Zuhörer. Es ist nicht möglich, bei dieser Art und Weise der Berathung die Funktionen des Präsidiums auszuüben, der Präsident mag sein, wer er will. Wir morden den Präsidenten, wenn wir so fort-

fahren. Zudem erheischt die Feierlichkeit der Versammlung eine gute Stimmung. Sie ist eine gute, aber sie kann auch eine böse werden. Wir ehren die Frankfurter Einwohnerschaft, die uns auf eine so ergreifende Weise begrüßt hat. Allein die Meinung der Frankfurter Einwohnerschaft kann unsere Beschlüsse nicht bestimmen, sie kann nicht mitberathen, sie kann nicht mitstimmen, sei es auch nur durch Beifallsbezeigungen. Ich bin überzeugt, daß es an die Frankfurter Bewohner nur der eindringlichen Bitte bedarf, sich der Beifallsbezeigungen zu enthalten. Wir wollen den Beifall nicht, wir sind nicht im Stande zu diskutiren, wenn keine Redefreiheit vorhanden ist."

Diese Worte wirkten zauberisch — die Herren Ageordneten schämten sich und eine ähnliche Scene kam nicht mehr vor.

Das Vorparlament war 4 Tage versammelt: am 31. März, und vom 1. bis 3. April.

Am ersten Tag beschloß man nach einer unbeholfenen und wirren, nur durch Robert Blum's Geschick einigermaßen entwirrten Geschäftsordnungsdebatte, als ersten Punkt die Berufung einer konstituirenden Nationalversammlung zu behandeln. Hecker, der mit Struve an der Spitze der badischen Republikaner stand, beantragte nun, daß man nach dem Muster der amerikanischen Bill of Rights (Festsetzung der Volks- und Menschenrechte) die Rechte des Volkes feststellen sollte. Darauf ging aber die Mehrheit nicht ein, und es wurde dann beschlossen:

1) Die unmittelbare Einberufung einer konstituirenden Versammlung für Deutschland (eines deutschen Verfassungsrathes). Diese Versammlung soll vom ganzen deutschen Volke in Urwahlen erwählt werden, von denen kein würdiger Bürger ausgeschlossen sein soll. 2) In dieser konstituirenden Versammlung sollen auch Schleswig und Ost- und Westpreußen vertreten sein.

Zu 2 wurden folgende Unterbeschlüsse gefaßt: a. Die Versammlung erklärt Schleswig als mit Holstein staatsrechtlich und historisch verbunden und verlangt dessen unverzügliche Aufnahme in den deutschen Bund, wie auch, daß Schleswig-Holstein in der konstituirenden Versammlung gleich jedem andern Bundesstaate durch freigewählte Abgeordnete zu vertreten sei. b. Die Versammlung verlangt gleicher Weise die unmittelbare Einverleibung von Ost- und Westpreußen in den deutschen Bund. c. Die Versammlung will in Bezug auf die Provinz Posen und deren deutsche Einwohner-

schaft die Entscheidung für jetzt dahingestellt sein lassen, erklärt aber, daß es die heilige Pflicht Deutschlands ist, die Theilung Polens als ein schreiendes Unrecht zu erklären, und daß Deutschland mit allen Kräften dahin wirken muß, Polen wieder herzustellen. 3. Die konstituirende Versammlung soll nach dem Verhältniß von einem Abgeordueten auf 50,000 Seelen zusammengesetzt werden, jedoch mit der Nebenbestimmung, daß Staaten, welche unter 50,000 Seelen haben, doch einen Abgeordneten senden sollen. —

In Posen, das sei hier erläuternd bemerkt, war inzwischen ein Aufstand ausgebrochen, und die polnische Bevölkerung verlangte Einverleibung der Provinz in ein selbstständiges Polen.

In der Sitzung des 1. April wurde es in naiver Weise den Regieruugen anheimgestellt, direkte oder indirekte Wahlen einzuleiten. Ein Antrag Hecker's, das Vorparlament solle sich für permanent erklären, wurde abgelehnt, aber die Wahl eines Fünfziger-Ausschusses aus der Mitte der Versammlung beschlossen, welcher für die Ausführung der Beschlüsse des Vorparlamenis sorgen sollte, und zwar Hand in Hand mit dem — Bundestag!

Hiergegen erhob sich die republikanische Minderheit in der Sitzung des 2. April. Sie verlangte durch Zitz von Mainz: „Bevor der Bundestag die Angelegenheit der Begründung einer konstituirenden Nationalversammlung in die Hand nehmen kann, muß sich derselbe von den verfassungswidrigen Ausnahmsbeschlüssen (den Karlsbader, Frankfurter und Wiener) lossagen, auch die Männer aus seinem Schooß entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitbewirkt haben." Nach einer stürmischen Diskussion wurde dieser Antrag verworfen und in Folge dessen zogen sich 79 Mitglieder der republikanischen Fraktion unter schriftlich formulirtem Protest aus der Versammlung zurück. Robert Blum, der um jeden Preis einen Bruch zu vermeiden wünschte und der Ansicht war, daß die Entscheidung über die Frage Republik oder Monarchie vor das zu erwählende Parlament gehöre, schloß sich dem Schritt seiner republikanischen Freunde nicht an und suchte zu vermitteln. Das Vermittlungswerk gelang.

Am 3. April in der vierten und letzten Sitzung verkündigte der Präsident Mittermaier offiziell im Namen des Bundesrathes die Aufhebung der Ausnahmsbeschlüsse, sowie

den Rücktritt der anstößigen Bundestagsgesandten, und außerdem beschloß die Versammlung, auf Soiron's Antrag, von der Berathung des monarchischen Programms des (Heidelberger) Siebener-Ausschusses Abstand zu nehmen und die Beschlußfassung über die künftige Verfassung Deutschlands unter Ueberweisung der verschiedenen Programme, also auch der republikanischen, einzig und allein der vom Volk zu erwählenden Nationalversammlung zu überlassen.

Die Ausgetretenen, denen dies durch Blum und Itzstein mitgetheilt ward, kehrten in die Versammlung zurück und Hecker bestieg die Rednerbühne und erklärte, daß er und seine Freunde, nachdem nunmehr die Hindernisse beseitigt seien, sich aus Pflichtgefühl für das Vaterland wieder anschlössen, und brachte ein Hoch aus auf das befreite und freie deutsche Volk, in welches Hoch die Versammlung jubelnd einstimmte. Eine Anzahl noch unerledigter Anträge, z. B. einer von Venedey auf Schutz der Arbeit gegen Noth und Elend, und von Biedermann auf ein allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht, wurden der konstituirenden Nationalversammlung überwiesen und das Vorparlament löste sich sodann in Wohlgefallen auf.

Anläßlich der Thätigkeit Blum's im Vorparlament wird über ihn von Johannes Scherr (1848, Bd. II., S. 19 f.) nachstehendes Urtheil gefällt: „Unendlich viel besser als Hecker und Struve eignete sich zu dem Führer und Leiter der Demokratie auf parlamentarischem Boden Robert Blum aus Leipzig, der häßlichste Mann seiner Zeit und zweifelsohne einer der besten — natürlich nicht in dem Sinne der Bassund Biedermänner. Diese haßten in Blum den gebornen Tribun, haßten ihn um so mehr, als sie wußten, daß er alle die liberalen Kniffe und Pfiffe aus dem Grunde kannte, und die Besten und Edelsten haben denn auch bei seiner Ermordung ihre Befriedigung, ja ihr Entzücken nur schlecht oder gar nicht verhehlt. Blum verband mit dem Aussehen und Gebahren des Proletariers die Anschauungen und Ueberzeugungen der demokratisch gesinnten Fraktion des deutschen Bürgerthums. Ueber das Durchschnittsmittelmaß, welches die Menschen von 1848 kennzeichnete, ragte auch Blum nicht empor; aber wenn man die herben Hindernisse bedenkt, welche sich diesem Proletarierkind auf seiner Lebens- und Bildungsbahn entgegengestellt hatten, so wird man namentlich den feinfühligen und feinhörigen Takt bewundern müssen, womit er sich in dem Getriebe der Politik zurechtfand. Seine

Rednergabe war sehr bedeutend, nicht ganz phrasenlos, aber doch immer so, daß sie ein gebildetes Ohr ansprach, den erfahrenen Verstand beschäftigte und zugleich das Volksherz sympathisch berührte. Republikaner aus Neigung und Ueberzeugung, glaubte er den Konstitutionellen von vornherein das Zugeständniß machen zu müssen, daß die Republik, wenn überhaupt erreichbar, nur auf konstitutionell-monarchischen Umwegen zu erreichen sei. Für seinen Werth als Mensch und Bürger, für seine Treue und Hingebung zeugt unwidersprechlich sein Grab in der Brigittenau. Selbst Fürst Windischgrätz, welcher doch gar nicht nahe dabei gestanden, begriff, daß er in der Person Robert Blum's einen Hauptmann umbringen zu lassen Gelegenheit hätte." —

Mit dem „häßlichsten Mann" seiner Zeit hat Scherr jedenfalls Unrecht. Er hat sich durch die Karrikatur irre leiten lassen, die Laube von Blum gezeichnet hat und in Bezug auf welche der Sohn Blum's schreibt*): „Blum war damals (1848), wie das treue treffliche Abbild in Lebensgröße, das vor mir hängt, darthut, der von Laube entworfenen Karrikatur so unähnlich wie möglich. Sein reiches und lockiges Haupt- und Barthaar war von bräunlichem Blond, schön durchgearbeitet die breite Stirn, glänzend und groß das braune Auge, feingeschnitten der beredte Mund, der über den Lippen keinen Bart zeigt, die Gesichtsfarbe allerdings von einer, von Herrn Laube begreiflicher Weise beneideten Frische und Gesundheit, Schulter und Brust von einer gewaltigen Kraft zeugend."

Hinzugefügt sei nur noch, daß Blum von mittlerer Größe war, aber der Breite seiner Schultern wegen kleiner aussah.

Was Scherr über das „Durchschnittsmittelmaß" von 1848 sagt, ist einfach dummes Zeug; Blum hat sich nicht über seine Zeit erhoben, allein das ist eine Eigenschaft, die er mit allen bedeutenden Menschen theilt, die je gelebt haben und je leben werden. Hat sich etwa ein Plato, ein Aristoteles, ein Shakespeare, ein Humboldt, ein Goethe über seine Zeit erhoben? Sehen wir nicht auf jeder Zeile, die sie geschrieben und für die Unsterblichkeit geschrieben, das Gepräge ihres Jahrhunderts? Das Maß seiner Zeit hat Blum freilich nicht überschritten, wohl aber das Durchschnittsmittelmaß. Herr Scherr scheint die Bedeutung des Wor-

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 288 f.

tes gar nicht zu kennen, das er auch inkorrekt bildet. Das Durchschnittsmaß (oder Mittelmaß, nicht aber „Durchschnittsmittelmaß") ist das Maß, welches aus der Zusammenfassung der großen und kleinen Maße gewonnen wird. Ein Mann von „Durchschnittsmittelmaß" steht ungefähr in der Mitte zwischen den Großen und Kleinen, hat ungefähr ebensoviel Größere über, als Kleinere unter sich. Will nun Herr Scherr behaupten, daß der Mann, dessen hervorragende Bedeutung er selber so kräftig zur Geltung bringt, nur einer der Durchschnittspolitiker des Jahres 1848 gewesen sei? Schwerlich. Herr Scherr hat offenbar ein Wort hingeschrieben, dessen Bedeutung ihm nicht klar ist, was diesem Herrn beiläufig sehr oft passirt.

Doch nehmen wir den Faden der Ereignisse wieder auf.

Mit dem Verlauf des Vorparlaments — wenn wir von dem Beschluß auf Einberufung des Parlaments absehen — war eigentlich Niemand zufrieden. Um die Hauptfrage, über die man zur Entscheidung hatte kommen wollen: Republik oder Monarchie? war die Versammlung herumgegangen, wie die Katze um den heißen Brei. Weder die Konstitutionellen, noch die Republikaner hatten den Muth gehabt, den Stier bei den Hörnern zu nehmen, und, hatten die Ersteren sich schwach gezeigt, indem sie, trotz ihrer Majorität, die Entscheidung auf die lange Bank schoben, so hatten die Republikaner das beschämende Gefühl, durch die nachträgliche Rückkehr in die Versammlung sich lächerlich gemacht zu haben. Die Frage Republik oder Monarchie? schwebte wie eine unheimliche Wetterwolke in der Luft und es kam auch bald zu einer Entladung.

Ehe wir weiter gehen, theilen wir nachstehend die Namensliste der Mitglieder des vom Vorparlament niedergesetzten Fünfziger-Ausschusses mit:

Wirkliche Mitglieder: Dr. Wiesner aus Wien (mit 457 Stimmen); von Itzstein aus Mannheim (443 St.); Rob. Blum aus Leipzig (435 St.); Dr. Joh. Jacoby aus Königsberg (396 St.); Kolb aus Speyer (391 St.); Abegg aus Breslau (390 St.) Soiron aus Mannheim (390 St.); Heinrich Simon aus Breslau (388 St.); Schott aus Stuttgart; Raveaux aus Köln; Spatz aus Frankenthal; Eisenmann von Nürnberg; Schleiden von Rendsburg; Gülich aus Schleswig; Matthy aus Mannheim; Freudentheil aus Hannover; Stettmann von Koblenz; Graf Bissingen aus Oesterreich; Venedey aus Köln; Schnelle von Schwerin; Simens

aus Hannover; Jürgens aus Braunschweig; Zachariä von Göttingen; Wippermann aus Kassel; Lehne aus Rheinhessen; Rüder aus Oldenburg; Biedermann von Leipzig; Hergenhahn von Wiesbaden; Buhl von Ettlingen; Nonne von Hildburghausen; Pierulf von Rostock; Heckscher aus Hamburg; Cetto aus Trier; Duckwitz aus Bremen; Behm aus Lübeck; Schwarzenberg aus Kassel; Brunk aus Rheinhessen; Mappes aus Frankfurt a. M.; Pagenstecher aus Elberfeld; Wilhelmi aus Preußen; Briegleb von Koburg; Blachière von Hanau; von Closen aus Bayern; Paur von Augsburg; Reh aus Darmstadt; Mack aus Stuttgart; Meyer aus Preußen; Wedemeyer aus Brandenburg und von Wächter, aus Stuttgart (mit 190 St.); — von Gagern, Präsident, und Bassermann, Vizepräsident des Kollegiums der Vertrauensmänner beim Bundestag, wollten nicht gewählt werden.

Als Ersatzmänner (meistens Republikaner): Hecker aus Baden (mit 171 St.); Leue (Rheinpreußen); Schaffrath (Sachsen); Vogt (Gießen); Joseph (Sachsen); Jucho (Frankfurt); Tafel (Württemberg); Zitz (Rheinhessen); Runge (Mecklenburg); Struve (Baden); Aßmann (Braunschweig); Graf Reichenbach (Schlesien); v. Sybel (Marburg); Wesendonk (Rheinpreußen); Rödinger (Württemberg); Jul. Meyer (Osnabrück); Hoff (Mannheim); Brentano (Baden); Strecker (Mainz); Rießer (Hamburg); Eisenstuck (Sachsen); d'Ester (Köln); Wurm (Hamburg); Hepp (Rheinbayern); Riedl (Bayern); Wigard (Dresden); Detering (Hannover); Plange (Preußen); Johannes Ronge (Preußen); v. Diemar (Württemberg); Hildebrand (Marburg); Peter (Baden); Bürgers (Köln); Schlöffel (Breslau); Pelz (Preußen); Titus (Bayern); Fürst (Posen); Wuttke (Leipzig); Depener (Dessau); Nohl (Preußen); Pelz (Rheinpreußen); Junghans (Baden); Haustein (Sachsen); Wiedemann (Bayern); Schmitz (Preußen); Pell (Bayern); Christmann (Rheinbayern) und Mohr (Rheinhessen).

Zu der Liste der wirklichen Mitglieder fügte der Ausschuß laut Beschluß des Vorparlaments noch folgende sechs „Männer aus Oesterreich“ hinzu: Andryani, Palatzky, Barth, v. Schwarzer, Dr. Schuler und Schuselka.

Obgleich die meisten der Vorgenannten heute verschollen sind, so hat es doch ein historisches Interesse, die Namen der Männer kennen zu lernen, welche vor einem Menschenalter die Geschicke der deutschen Nation bis zu einem gewissen

Grade gelenkt haben. Nach Verlauf eines weiteren Menschenalters werden die Tagesgrößen von heute wohl keinen geringeren Prozentsatz Verschollener aufzuweisen haben. Es mag das für zartbesaitete Naturen etwas Melancholisches haben, ist jedoch genau betrachtet eine sehr gute Einrichtung der Weltgeschichte. Was sollte aus der Menschheit werden, wenn sie den ganzen ungeheuern Ballast „großer Männer", die jeder Tag wie Pilze aufschießen läßt, mitzuschleppen hätte? — —

In Baden war man besonders unzufrieden mit dem Verlauf des Vorparlaments. Seit einem Jahrzehnt hatte das demokratische Element sich dort auf's Kräftigste entwickelt; ähnlich wie in Sachsen waren die Volksmassen in der Bewegung, nur mit dem Unterschied, daß diese in Baden einen entschieden republikanischen Charakter trug. Der rege Verkehr mit der Schweiz wie mit Frankreich hatten dieses, von der Natur so reich ausgestattete Stück deutschen Landes zu einem Vorwerk der Demokratie gemacht. Schon während des Sonderbundskrieges, als Metternich und Guizot mit einer reaktionären Liga gegen die Schweiz drohten, war in Baden der Plan aufgekeimt, mit Piemont und der Schweiz in eine demokratische Föderation einzutreten — ein utopistischer Plan, der aber charakteristisch ist für die Stimmung. Die badische Demokratie hatte schon bei Ausbruch der Februar-Revolution eine vortreffliche Organisation, die, man kann es getrost sagen, das ganze Volk umfaßte und nur den einen Fehler hatte, daß sie auch einen Theil der gewöhnlichen Kammerliberalen in sich schloß, die der Demokratie, als es zur Entscheidung kam, den Rücken wandten oder gar, wie Matthy, zu positiven Verräthern wurden.

Die vier populärsten Volksmänner waren der alte Itzstein, Hecker, Struve nnd Fickler. Itzstein, der 1848 nur noch von seinem früheren Ruhm zehrte, kann außer Betracht bleiben; Hecker, der neben Blum im Jahre 1848 die größte Popularität erlangte, war an Rednergabe diesem gleich — nur daß er weit phrasenhafter und theatralisch sprach — an gesundem Menschenverstand und Umblick ihm weit nachstehend. Struve, an Wissen und Energie Hecker überlegen, war ihm auch an unpraktischem Wesen überlegen und ebenso wenig zur Leitung einer revolutionären Aktion befähigt. Der bedeutendste der badischen vier Volksführer war Fickler, der durch seine mit außerordentlichem Geschick und einer an Hebel erinnernden Volksthümlichkeit geschrie-

benen „Seeblätter“ einen ganz außerordentlichen Einfluß namentlich im Oberland erworben hatte. Fickler hatte Menschenkenntniß und Organisationstalent — zwei Eigenschaften, die Hecker und Struve ganz abgingen.

In einer Konferenz der badischen Führer, der auch Gäste aus den angrenzenden Staaten beiwohnten, wurde beschlossen, loszuschlagen, da man das Eisen schmieden müsse, so lange es glüht, und da man bis zum Zusammentritt des Parlaments nicht warten könne, ohne jede Aussicht auf Erfolg zu verlieren. Alles war vorbereitet, wenigstens behaupteten es die Führer. Nur der Tag war noch nicht festgesetzt. — Da wurde am 8. April Morgens Fickler, der nach Konstanz zurückfahren wollte, auf dem Bahnhof in Karlsruhe von seinem Freund, dem großen Volksmann Matthy verhaftet. „Du bist ein Landesverräther,“ sagte ihm Matthy. „Ich bin kein Landesverräther, Sie aber sind ein Volksverräther!“ antwortete ihm Fickler. Dieses Ereigniß machte ungeheure Sensation. Herr Matthy trug mit eiserner Stirn die Verachtung für diesen „Judasstreich“ und wurde ein paar Tage darauf Minister. Der Dienst, welchen er der Reaktion geleistet, berechtigte ihn zu hoher Belohnung. Daß der Mann später eine Hauptsäule des Nationalliberalismus wurde, entsprach nur seinem Charakter und dem des Nationalliberalismus.

Hecker, statt durch die Verhaftung Fickler's sich zurückhalten zu lassen, wurde dadurch nur vorangetrieben. Zugleich kam aus Frankreich die Nachricht, daß die von Herwegh in Paris gesammelte „deutsche Legion“ — die französische Regierung unterstützte das Unternehmen nur in so weit, als es eine Anzahl deutscher Arbeiter aus Paris fortschaffte — sich der deutschen Grenze nahe und für eine republikanische Schilderhebung zur Verfügung stehe. Jetzt war Hecker's letztes Bedenken verschwunden. An Selbstvertrauen fehlte es ihm ja nicht. Er eilte von Mannheim durch das Elsaß und die Schweiz nach Konstanz, wo er mit seinem „Adjutanten“ Schöninger anlangte und Struve, sowie die militärischen Führer: Franz Sigel, August Willich, Theodor Mögling, Doll (von der „französisch-deutschen Legion“) und Bruhn traf.

Es stellte sich zwar heraus, daß nicht nur nicht „Alles“, sondern buchstäblich gar nichts für einen bewaffneten Aufstand vorbereitet und der Seekreis, auf den man hauptsächlich gezählt, durch Fickler's Verhaftung desorganisirt war,

aber man rechnete auf die Popularität Hecker's, auf günstige Zufälle; und am 12. April wurde das Signal gegeben.

Die Details des Putsches können hier keinen Platz finden. Ein historisches Interesse hat nachstehende Proklamation der deutschen Republik, eine kuriose Stilprobe, die besser als die eingehendsten Commentare es vermöchten, den Geist jener Zeit: die Illusionen, das wirre Durcheinander der Ideen, die Phrasenhaftigkeit kennzeichnet:

„An das Volk! Achtzehn Jahrhunderte der Knechtschaft, der Bedrückung und der Erschöpfung ruhen auf dem Volke, welches berufen ist, das Banner der Freiheit voran zu tragen den Völkern der Erde — es ist das deutsche Volk. Aber das Buch der Geschichte ist heute aufgeschlagen und auf seine goldenen Blätter wird es nach achtzehn Jahrhunderten der Schmach mit tapferem Arme einschreiben Befreiung und Erlösung aus der Knechtschaft seiner Pharaonen, wird es einschreiben die Namen Derer, die aus der Hütte und der Wohnung des Glückes erstanden sind, mit dem Schwerte den Kindern und den Enkeln die Bürgerfreiheit zu erkämpfen, damit sie auf befreiter deutscher Erde in Wohlstand und Friede dessen sich erfreuen, was ihre Väter erkämpft. Ihr habt Hunderte von Schlachten geschlagen und Eure besten Kinder geopfert — — Laune und Erbstreitigkeiten, die Euch verhandelten wie Waare. — Ihr werdet nun kämpfen für Euch, Euern Herd und Eurer Kinder Freiheit. Ihr habt gearbeitet im Schweiße Eures Angesichts und die Sorge mit Euch getragen Tag und Nacht, und gewacht über Eurem verpfändeten Gute, während fürstliche Maitressen, lüderliche Hofschranzen — — — — mit frechem Hohn an Euern in Lumpen gehüllten Kindern vorüberschritten, oder sie zu Werkzeugen und Spielzeugen ihrer Laune herabwürdigten. — Ihr wollt und werdet von heute an für Euch arbeiten und die Früchte Eures Schweißes mit dem Bewußtsein des Evangeliums genießen: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ Ihr werdet nicht ferner, wenn Ihr Recht sucht, vor den Thüren reichbezahlter Wohldiener und Hofknechte vergeblich nach Recht und Gerechtigkeit suchen, sondern in freier Genossenschaft richten über Mein und Dein. Ihr braucht keine hochbezahlten Beamten, — — und ihren ganzen Troß von Bütteln und Schergen, Ihr könnet selbst Ordnung halten, sowie in Euerm Hause in Eurer Gemeinde und Eurem Kreise. Ueberschlagt die Millionen und Aber-Millionen, die Ihr an — — und Schreibervolk aus der zitternden Hand

Euch abgepreßt sahet und fraget Euch, ob Ihr wohlfeil oder gut regiert waret und ob Ihr nicht besser und glücklicher für Euch und Weib und Kind Eure Wirthschaft und Eurer Mitbürger Wohl fördern könntet. Ja, sagt man Euch, ein Parlament, ein deutscher Kaiser wird Euch helfen. Ein deutscher Kaiser mit seinem Hofstaat und Glanze, mit seinen Ministern und einem Parlamente, alle bezahlt mit Millionen über Millionen, geschöpft aus der reichen Quelle des Bauernschweißes, der Arbeitsnoth und des Handelsbetrugs. — Wollt Ihr Thoren sein und Euch abermals betrügen lassen? — Es gibt nur ein Wort, es gibt nur einen Staat, es gibt nur ein Recht, das gleiche Recht Aller, es gehe auf in dem Einen — deutsche Republik. Dorten in dem glücklichen Freistaat, wo Alle berathen und beschließen, wo das Volk sich seine Gesetze selbst gibt, wo nicht Pensionen und bezahlte Hofdiener in glänzendem Müßiggange die Thränen und Sorgen des Landmannes und Städtebürgers verprassen; wo nicht — — — verjubeln in einer Nacht, was tausend Arbeitstage des Volkes erschwungen, dorten, wo der verantwortlich ist und gerichtet wird über seine Thaten, den Ihr berufet als Ersten der Bürger für die Zeit Eurer Wahl, die Angelegenheiten des Volkes zu verwalten, dorten, wo Ihr die Richter und Verwaltungsbeamten aus Eurer Mitte erwählt, ohne Entgelt und Pension — im Freistaat allein werdet Ihr froh Eures Tagwerks und der Heimkehr in Eure Familie. Und wenn Ihr zweifelt, blicket hin nach den vielen Millionen Amerikanern, blicket hin nach dem Präsidenten, der eines Volkes Beschlüsse vollzieht, das in der That mächtiger ist, als Deutschlands 40 Millionen, das Euch im verwichenen Jahre vom Hungertode errettete, dies Volk bezahlt seinen Präsidenten mit jährlich 50,000 Gulden; anstatt Milliarden Staatsschulden und unerschwinglichen Staatssteuern, wie sie die — — expreßten, Reichthum und Ueberfluß — es herrscht Selbstregierung des Volkes. Könnt Ihr noch zweifeln, könnt Ihr noch wählen zwischen der Ruhe des Sklaven und dem Kampfe, der eine hellere und bessere Zukunft heraufführt? Nein, nein, Ihr greift zum Schwerte, Ihr schlagt Eure Dränger, Ihr verjagt sie von der heiligen Erde, von dem geschändeten Eigenthum eines großen, herrlichen Volkes; Ihr wißt zu kämpfen, zu siegen, zu sterben unter der Fahne der deutschen Republik. Und wenn einst der Greis, der gestritten hat für die Befreiung seines Volkes, seinen Nachkommen wird erzählen von der gedrückten

Vergangenheit, und wenn kein — — — den Boden entweihen wird, auf dem die Arbeit lohnt und der Segen sprießt und des freien Mannes Herz frei schlagen darf, dann wird man auch erzählen und sagen von Euch von Geschlecht zu Geschlecht, die Ihr zuerst das Panier erhoben, das Schwert gezogen und gewallfahrt seid zur Befreiung Eures Vaterlandes und zuerst den Ruf erschallen ließet: „Sieg und Tod für die deutsche Republik!" Constanz im April 1848. Der provisorische Volksausschuß!"

Die Striche bezeichnen einige besonders derbe Stellen, die zwar im Zusammenhang heutzutage nur Lächeln erregen können, trotzdem aber für sich allein betrachtet, bei der herrschenden Nervosität dem Strafgesetzbuch nicht völlig konform erscheinen möchten. Im tollen Jahr nahm man kein Blatt vor den Mund, und zumal in Baden, im Moment des Losschlagens.

Der Aufstand verlief kläglich. Es fehlte nicht an Begeisterung, allein von der Begeisterung zur That ist immer noch ein weiter Schritt. Und dann hatten die Leute auch — mit Recht — kein Vertrauen in die Sache. Struve, in seiner „Geschichte der drei Schilderhebungen in Baden" (Bern 1849, Verlag von Jenni) klagt:

„Man hatte öffentlich in Volksversammlungen und insgeheim durch Abordnungen und Privatmittheilungen wiederholt davon gesprochen, daß das Volk auf den Ruf seiner Führer wie ein Mann sich erheben würde, daß im Seekreis 40,000, ja 80,000 Mann bereit ständen, in das Feld zu rücken. Jetzt machten wir aber freilich die leidige Erfahrung, daß viele von Denjenigen, welche früher am meisten geschrieen und getrieben haben, sehr kleinlant geworden waren. Die Verhaftung Fickler's, des Mannes, welcher mehr als irgend ein anderer im Seekreise hätte wirken können, trug allerdings auch ihre schlimmen Früchte. Er hätte am besten die Seinigen ermuntern, die schwankend Gewordenen an ihre früheren Zusagen und Reden erinnern und die Feigen beschämen können. Er besaß eine Orts- und Personenkenntniß im Seekreise, welche Hecker und Struve, den Männern des Unterrheinkreises, gebrach, und besaß ein Vertrauen, welches durch eine Jahre lang fortgesetzte, in unmittelbarem persönlichem Verkehr geübte Thätigkeit erworben worden war, und sich daher nicht leicht auf andere Personen überträgt."

Trotzdem versammelten sich mehrere ganz ansehnliche Freischaarenzüge, mit denen bei guter militärischer Leitung

wohl etwas zu machen gewesen wäre. Diese Leitung fehlte jedoch.

Am Gründonnerstag, 20. April, stießen die Republikaner zum ersten Mal auf Regierungstruppen, und es kam zu dem unglücklichen Zusammenstoß von Kandern, wobei ein Bruder des „edlen Parlaments-Gagern“, und der tüchtigste und und begabteste der Familie, das Leben verlor. Die reaktionäre Presse hat lange behauptet, er sei von den Republikanern meuchlings erschossen worden. Dies ist eine verleumderische Unwahrheit. Bei der Bedeutung des Vorganges wollen wir zwei klassische Zeugen, je einen von jeder Seite, hier vorführen. Hecker erzählt in seiner Schrift: „Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848“ (mit Beiträgen von Mögling, Sigel und Kaiser — auch einem der „Führer“ — Basel 1848, Verlag von J. C. Schabelitz):

„Am Gründonnerstag, den 20. April, setzte sich das kleine Freiheitsheer (circa 1000 Mann) um 8 Uhr Morgens von Kandern aus in Bewegung, als das Anrücken der feindlichen Truppen bereits gemeldet worden war. Kaiser und Doll blieben mit der Nachhut und den 2 kleinen eisernen Kanonen noch im Orte zurück. Mit Mühe erlangte der letztere von der ungünstig gestimmten Bürgerschaft die zur Bespannung der Kanonen und des Gepäckwagens erforderlichen Pferde. Hecker, Willich, Mögling und Bruhn waren mit dem Hauptkorps bereits vorangezogen. Während Kaiser und Doll mit der Nachhut noch in Kandern verweilten, traf der großherzoglich badische Regierungskommissär Stephani mit einem hessischen Trompeter daselbst ein und verlangte Hecker zu sprechen. Als ihm Kaiser erwiderte, derselbe sei bereits vorausgezogen, fragte der fürstliche Diener, ob er zu den Anwesenden sprechen dürfe, was ihm Kaiser gestattete. Er forderte diese sodann auf, die Waffen niederzulegen, stellte ihnen vor, sie seien zum Aufruhr verführt worden und dem Gesetze verfallen, und verlas die Aufruhrakte. Seiner Aufforderung, die Waffen niederzulegen, wurde jedoch ein einstimmiges „Nein“ entgegengesetzt. Mittlerweile hatte Willich die Anhöhen, welche zu beiden Seiten der Straße hinter Kandern liegen, sowie die Straße selbst besetzt. Kaiser und Doll zogen langsamen Schrittes mit dem Nachtrabe, den beiden Kanonen und dem Gepäckwagen dem Hauptkorps nach. Der Feind folgte ihnen in einer Entfernung von etwa 120 Schritt. Hecker stand bei einem Fähnlein am Berge, als ihm zuge-

rufen wurde, Gagern wünsche ihn zu sprechen. Er begab sich demzufolge auf die Straße, woselbst ihm ein badischer Kavallerielieutenant entgegen kam und diese Mittheilung wiederholte.

„Hecker stieg, begleitet von Willich, Mögling, Kaiser und einigen Adjutanten, den Weg hinab und traf auf der Mitte einer vor der Stadt Kandern befindlichen Brücke mit Gagern zusammen, woselbst dieser in rauher Weise ihn anredete: „Sie (d. h. die Republikaner) müssen die Waffen niederlegen.“ Als Hecker diese Zumuthung ablehnte, fuhr Gagern fort: „Sie sind ein gescheidter Mann, aber ein Fanatiker.“ Hecker erwiderte: „Wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus ist, dann mögen Sie diese Handlungsweise also bezeichnen. Dann gibt es aber auch einen Fanatismus auf der anderen Seite, dem Sie dienen. Uebrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu streiten, sondern frage, ob Sie mir sonst etwas zu sagen haben.“ Hierauf entgegnete Gagern: „So werde ich mit aller Strenge sogleich einschreiten. Wir werden Ihnen auf den Fersen folgen.“ Hecker erwiderte: „Und wir werden einem Angriffe zu begegnen wissen; übrigens werden Sie uns (die zur Besprechung herbeigekommenen Anführer) zuvor zu unserm Korps zurückkehren lassen.“ Gagern antwortete: „Allerdings“. Nach diesem Zwiegespräche rief ein badischer Stabsoffizier (wahrscheinlich Kunz mit Namen) Hecker noch zu: „Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab!“ worauf Hecker und seine Begleiter in ihre Reihen zurückkehrten, welche sogleich ihre, der Artillerie etwas blosgegebene Stellung räumten und langsam die Bergstraße hinaufzogen, fast eine Stunde lang nur durch einen Zwischenraum von hundert Schritten von den Hessen getrennt.

„Auf der Höhe des Passes, Scheidegg genannt, angekommen, machten die Republikaner Halt, worauf die fürstlichen Soldaten gleichfalls Halt machten. Willich ordnete sofort die Stellung seiner Schaaren. Ein Fähnlein wurde rechts auf der Straße (von Kandern aus gedacht), ein Fähnlein links, ein drittes quer über die Straße mit den zwei Kanonen aufgestellt. Weiter rechts am Waldrande wurden sämmtliche Sensenmänner, hinter dem ersten Fähnlein rechts von der Straße im Gebüsch die Reserve, und zu beiden Seiten der Bergabhänge die Scharfschützen postirt. Kaiser befand sich am rechten Ende des linken Flügels, den er zu befehligen hatte, fast in der Mitte der Schlachtordnung, gerade dem

Punkte gegenüber, wo die Straße auf der Höhe des Passes in ein, etwa hundert Schritte im Umfang messendes, freies Plateau mündete. Kaum waren diese Stellungen eingenommen, als schon die Hessen in dichten Reihen gegen den freien Platz vorzudringen begannen, wo Willich ihrem Offizier Halt gebot. Eine minutenlange Stille erfolgte; Kaiser trat vor und rief, bis auf wenige Schritte sich den feindlichen Reihen nähernd, den fürstlichen Soldaten zu: „Schießet nicht auf Eure Brüder! schießet nicht! wir wollen ja das Gleiche, was Eure Väter und Brüder wollen; Ihr würdet noch als Greise Euch die grauen Haare verzweifelnd ausraufen.“ In diesen Zuruf stimmten die Republikaner in Masse ein. Einzelne Männer traten gleich Kaiser aus den Reihen vor, schwenkten die Mützen oder Hüte, streckten die Hände aus und gaben durch alle erdenklichen Zeichen zu erkennen, daß sie freundliche Gesinnungen hegten. Bereits begann der rechte Flügel der fürstlichen Truppen zu schwanken und in Bewegung zu gerathen. Aus den vordern Reihen der Hessen traten acht bis zehn Soldaten offenbar in der Absicht friedlicher Begegnung hervor. Als Gagern dies bemerkte, drängte er sich zu Fuß durch die Truppen auf den freien Platz vor. Einige Oberoffiziere folgten ihm. Die Soldaten traten auf seinen Zuruf in die Reihen zurück. Sofort stieg Gagern zu Pferd und rief: „Freiwillige und Unteroffiziere vor!“, worauf auf beiden Flanken der fürstlichen Truppen neue Mannschaft vorrückte, welche, von einem badischen Stabsoffizier geführt, die Artillerie der Republikaner mit gefälltem Bayonnet angriff. Die Republikaner fällten nun ebenfalls das Bayonnet, ohne daß es jedoch sofort zu einem ernstlichen Kampf gekommen wäre. Der Offizier nur hieb wild mit dem Säbel gegen die Artilleristen ein. Noch einmal riefen die Republikaner: „Brüder!“ Mit rauher, vor Leidenschaft bebender Stimme rief Gagern diesen aber zu: „Gesindel seid Ihr! Blut soll fließen!“ Zugleich schoß er seine Pistole gegen das Centrum der Republikaner ab, wiederholtes Feuer-Commando ertönte in den hessischen Reihen. Im zweiten oder dritten Gliede der hessischen Soldaten, auf deren linke Flanke Gagern sich mit geschwungenem Säbel zurückzuziehen begann, fiel ein Schuß. Nun erst gaben auch die Republikaner Feuer. Fast gleichzeitig mit dem badischen Offizier, welcher das Centrum der Republikaner angriff, vor dem Fähnlein der Konstanzer Musketiere, an der Spitze seiner Leute, fiel General v. Gagern, den Säbel

in der Hand. Die Hessen zogen sich hierauf momentan auf dieser Stelle zurück, so daß die Leiche Gagern's einige Zeit in den Händen der Republikaner war, welche ihm den Säbel und die Pistole, nicht aber die Uhr abgenommen haben. Die Schützen des Freiheitsheeres und die Konstanzer Musketiere feuerten unausgesetzt auf den Feind, als die Sensenmänner, welche im Vordertreffen den linken Flügel bildeten, Unordnung in die Reihen der Republikaner brachten, indem sie in Verwirrung entflohen und mit sich auf die Flucht fortrissen, was noch Stand hielt."

So Hecker.

In allen wesentlichen Punkten wird dieser Bericht bestätigt durch den amtlichen Bericht des Majors Kuntz, Stabschef des Generals von Gagern. Derselbe schreibt über den kritischen Moment:

„Bis auf 25 Schritt an die Aufstellung der Rebellen gekommen, zog ich den Degen, kommandirte: „Fällt's Gewehr!" — und die Kompagnie ging lebhafter vor. In diesem Augenblick ließ Oberlieutenant Becker die Scharfschützen des Bataillons rechts Kette bilden. Ich war nun bis auf 8 Schritte an die Rebellen herangekommen und trat mit Lieutenant Becker vor die Bayonnete, um möglichst zu verhindern, daß die Mannschaft früher als die Rebellen feuerte. Diese riefen uns zu: „Halt! Wir weichen nicht!" Auf diesen Zuruf erwiderte ich: „Ich habe Befehl vorzudringen, und diesen Befehl befolge ich", und nun, bis an die Bayonnete der Gegner herangekommen, rief ich: „Die Waffen ab!" und entriß Denen, die mir zunächst die Bayonnete entgegenhielten, die Gewehre. Da fiel der erste Schuß rechts von mir aus den Reihen der Rebellen und traf meinen linken Oberarm. Zugleich hörten wir noch einige Schüsse links von uns. Ich vermuthe, daß der General von Gagern durch diese Schüsse tödtlich getroffen wurde. Jetzt, nachdem Lieutenant Becker und ich uns in das erste Glied unserer Linie hatten aufnehmen lassen, feuerte die vordere Abtheilung unserer Schützen, und die ganze Kolonne der Rebellen fing an zu schwanken, sich aufzulösen und theilweise eiligst zu entfernen. Wir drangen nun ein, und durch den weiteren Angriff mit Degen, Bayonnet und Kolben wurden die Rebellen in vollständigste Flucht gejagt. Während dies im Centrum vorging, hatte es Oberlieutenant Becker auf dem linken Flügel des Feindes, der aus Sensenmännern und Jägern bestand, gleichfalls zur schnellen Entscheidung gebracht."

Es ist hiernach ganz klar, daß der Angriff Seitens des Militärs und zwar auf Befehl Gagern's erfolgt war, und daß der Tod Gagern's durch Schüsse, welche nach erfolgtem Angriff der Truppen von den Freischärlern abgefeuert wurden, verursacht worden ist. —

Am 23. April (Ostersonntag) fanden bei Freiburg verschiedene Gefechte statt (vor dem Sternenwald bei Günterstal), ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre; am folgenden Tag aber (24. April) wurde Freiburg, wo die Freischärler sich festgesetzt hatten, nach hartnäckiger Gegenwehr von den Truppen genommen.

Damit war der Heckerputsch aus, dem jedoch noch ein trauriges Nachspiel folgte.

Die Herwegh'sche Legion war inzwischen am Rhein angelangt und, schlecht unterrichtet über den Stand der Dinge im Oberland, versuchte sie sich mit dem Rest der Sigel'schen Streitkräfte zu vereinigen. In der Nacht vom 23. auf den 24. April überschritt die Legion — etwa 500 Mann stark — den Rhein und marschirte in's Land hinein. Dort erfuhr sie nun bald, daß die Erhebung bereits niedergeschlagen war. Man hielt Kriegsrath und beschloß, sich auf Schweizer Gebiet zu flüchten. Allein die Truppen schwärmten überall herum und am 27. April wurde die durch Hin- und Hermarschiren furchtbar ermüdete Legion bei Dossenbach von einer Württembergischen Abtheilung erreicht und nach kurzem, aber tapferem Widerstand zersprengt. Einer der Legionführer, der ehemalige preußische Offizier Rheinhardt-Schimmelpfennig fand hier den Heldentod; im Zweikampf mit dem feindlichen Befehlshaber, dem tapferen Hauptmann Lipp, wurde er von württembergischen Soldaten mit Bayonneten durchbohrt. Herwegh rettete sich, nebst den übrigen Führern und dem größeren Theil der Mannschaft, in die Schweiz; daß er feig geflohen sei, ist eine Unwahrheit, die auch nicht in der geringsten Thatsache eine Scheinbegründung fände. Er verließ das Schlachtfeld, als Alles verloren war und seine Anwesenheit nichts mehr nützen konnte. Ein Militär war er freilich nicht, und daß es vielleicht besser gewesen wäre, er wäre hübsch daheim geblieben, das mag richtig sein — und gilt indeß auch von anderen Leuten. In erster Linie von Herrn Friedrich Hecker. Von welchem Revolutionsstoff dieser Konfus- und Illusionarius gemacht war, wird drastisch dadurch demonstrirt, daß er, nach verunglücktem Putsch, die Flinte muthlos in's Korn warf, sich in Muttenz (in

Baselland), hart an der badischen Grenze, eine Art Mekka einrichtete, sich dort bewallfahren und beräuchern ließ und dann — gerade als die Gegensätze in Deutschland zu ernstlichem Kampf zugespitzt wurden — im August 1848 den Staub des undankbaren Europa von seinen Füßen schüttelte und nach Amerika auswanderte. Dort ist er bis zu seinem Tod der alte Hecker geblieben: ein ausgezeichneter Mensch und schlechter Musikant der aber, und das ist ohne Ironie gesagt, im Amerikanischen Bürgerkrieg gegen die Sklavenbarone des Südens sich vortrefflich gehalten hat. —

Der Fünfziger-Ausschuß, dessen Vizepräsident Robert Blum war, funktionirte vom 4. April bis zum 18. Mai, dem Tag, wo das Parlament zusammentrat.

Einen großen Theil dieser Zeit hat Blum auf offiziellen Sendungen nach Köln und Aachen verbracht, zu denen der Ausschuß ihn verwendete. In Aachen galt es Frieden zu stiften nach Unruhen, die dort ausgebrochen waren. „In Köln war eine böse Mißstimmung erzeugt worden durch das Vorgehen der Dampfschleppschifffahrts-Gesellschaft gegen die Segelschifffahrt. Die letztere fühlte sich in ihrer Existenz bedroht. Die beiden Sendungen hat Blum zur Zufriedenheit der Auftraggeber und aller Betheiligten vollzogen. Ihm selbst bot namentlich die Sendung nach Köln, seiner Geburts- und Vaterstadt, dem Schauplatz seiner trüben Kindheit, seiner harten Jugendjahre, unendliche Freude. Seit 16 Jahren hatte er die Mutter, die leibliche Schwester nicht gesehen. Als Sekretär des Direktor Ringelhardt war er von der Heimath ausgezogen. Nun zog er dort wieder ein, auf reichgeschmücktem Dampfer, an der Seite Raveaux's, als Bevollmächtigter der höchsten und gefeiertsten Behörde, die Deutschland damals kannte, unter Böllerschüssen und dem Jubel Tausender, die um die Landungsbrücke sich drängten. Seine erste Ansprache an die Menge begann mit den Worten: „Hier hat meine Wiege gestanden." Von Fest zu Fest zogen ihn die Heimathgenossen."*) Aus diesen Stimmungen heraus schreibt er der Gattin von Köln: „Liebe Jenny! Du mußt den guten Willen für das Werk und diese zwei Zeilen, die ich im Sturm schreibe, für einen Brief nehmen. Wir kommen aus den Konferenzen nicht heraus und es ist wahrlich mit uns wie mit den ehemaligen Fürsten, zu denen sich von Nah und Fern Alles drängte. Dazu muß ich mir persönlich noch

---

*) Robert Blum, von Hans Blum. S. 303.

täglich von einer Menge Polen, die massenweise hier durchziehen, Komplimente schneiden und mich von Fürstinnen — küssen lassen. Aber es war leider nur die alte, die dies that; die junge hat mir bloß die Hand gegeben. Meine Schwester habe ich gestern nur eine Viertelstunde, heute nebst der Mutter eine Stunde gesehen. Sie sind alle wohl und lassen Euch herzlich grüßen. Sobald ich kann, erhälst Du auch wieder einen Brief von Deinem treuergebenen Robert. Gruß und Kuß Dir und den Kindern".

Dieser Brief ist aus den letzten Tagen des April.

Einige Tage später schrieb Blum aus Frankfurt an seine Frau folgenden Brief, welcher u. A. seine Entnüchterung in Bezug auf den Deutschkatholizismus und dessen Haupthelden zeigt:

— — „Ronge ist längst von hier fort, und zwar nach Rendsburg; es wäre gescheidt, wenn er sich irgendwo todtschießen ließe, denn seine Zeit ist aus. Wenn auch — darüber jammert, es wäre doch besser, denn er arbeitet an seinem Untergang. — Daß die Meinen gesund sind, habe ich Dir von Köln geschrieben; meine alte Mutter ist fast wahnsinnig geworden vor Freude, daß ihrem Sohne ein Fackelzug gebracht wurde; wie würde die sich freuen, wenn Du mit den Kindern nach Köln kämst. Indessen es kann nicht sein. Beruhigen wir uns, wir müssen der Zeit Opfer bringen. Würde die Messe gut, so könntet Ihr euch in eine rückgehende Kiste stecken lassen, aber es werden nur volle Kisten zurückgehen. Hier wird nichts, rein nichts verkauft. Lebe wohl, Jenny, grüße und küsse mir die armen Kinder, die jetzt auch niemals in die Kneipe kommen. Sie sollen nur gut und brav sein, dann komme ich auch bald zurück und bringe ihnen etwas sehr Schönes mit. Wenn ich nur dort sein könnte! Es geht aber nicht, also fort mit Wünschen. Bleibe gesund und munter. Von Herzen Gruß und Kuß von Deinem Robert."

Man sieht, in welch regem Verkehr er mit der Familie, wie sein Herz bei Frau und Kindern ist.

Die Aeußerung über Ronge ist hart, aber gerecht. Der Deutschkatholizismus hatte mit dem Ausbruch der „Märzrevolution" jede Existenzberechtigung verloren. Niemand fühlte das besser als Blum, dem die deutschkatholische Bewegung von Anfang an nur ein Ersatz für eine politische Bewegung mit konkreten Zielen gewesen war. —

Sehr scharf verurtheilte Blum um jene Zeit das

Vorgehen Hecker's und Struve's. So lebhaft er den Sieg der republikanischen Sache wünschte, so entschieden war er gegen jede Uebereilung, welche diesen Sieg nur aufhalten konnte. Man hat Aeußerungen von Blum zitirt, die zu Gunsten des Putsches lauten. Sie beweisen jedoch blos, daß er das Endziel billigte und mit der Sache sympathisirte.

Was der Fünfziger-Ausschuß in Bezug auf den badischen Aufstandsversuch that (Entsendung der lächerlichen Friedensboten: Spatz und Venedey, und Abfassung eines Aufrufs „An das badische Volk") geschah in Abwesenheit Blum's. Am 3. Mai schrieb er seiner Frau: „Hecker und Struve haben das Land verrathen nach dem Gesetze — das wäre eine Kleinigkeit; aber sie haben das Volk verrathen durch ihre wahnsinnige Erhebung; es ist mitten im Siegeslauf aufgehalten; das ist ein entsetzliches Verbrechen." Die Bitterkeit und Heftigkeit dieser Worte kann nur dann verstanden werden, wenn man sich zurückruft, daß Hecker und Struve durch ihren Wiedereintritt in das Vorparlament und durch Annahme der Blum'schen Vermittelung sich indirekt zum Verzicht auf ihre Putschplane verpflichtet hatten, und daß Blum das trotzdem erfolgte Losschlagen gewissermaßen als an ihm selbst begangenen Wortbruch betrachten mußte. Uebrigens war der Putsch allerdings ein sinnloses Unternehmen, wohl geeignet, den Zorn eines besonnen und das Für and Wider abwägenden Mannes wie Robert Blum zu erregen. Daß es nicht philisterhafte Angst vor der „Revolution" war, was ihn bestimmte, erhellt zur Genüge daraus, daß er den Hochverrath nach dem „Gesetz" eine „Kleinigkeit" nennt. Uebrigens muß zugegeben werden, daß die Persönlichkeit des komödiantenhaften, in seinen eigenen Reden sich berauschenden, nüchterner Beurtheilung von Menschen und Dingen unfähigen Hecker für Blum etwas Antipathisches hatte. Dies erklärt auch, warum er sich später, am 7. und 8. August, nicht an den skandalösen Debatten über die Giltigkeit der Wahl Hecker's betheiligte, obgleich er, wie sich das von selbst versteht, für die Giltigkeit stimmte.

Am 18. Mai erloschen die Vollmachten des Fünfziger-Ausschusses und wurde das erste deutsche Parlament (in offizieller Sprache: die deutsche konstituirende Nationalversammlung) in der Paulskirche eröffnet. Von den 700 Mitgliedern erschien nicht die Hälfte, — die anderen waren meist noch nicht gewählt. Die Stadt Frankfurt hatte sich noch festlicher geschmückt als weiland für das Vorparla-

ment, und wenn Hoffnungen, heiße Wünsche und Begeisterung ein Werk vollenden könnten, wie das, welches dem deutschen Parlament oblag, dann hätte dieses seine Aufgabe mit Glanz lösen müssen.

Blum war in Leipzig gewählt worden, nnd zwar ohne Opposition; die Constitutionellen hatten sich gar nicht mit einem ernsthaften Gegenkandidat hervorgewagt. Mit 329 seiner Collegen zog er am 18. Mai entblößten Hauptes vom Römer nach der Paulskirche.

Die erste Sitzung war der Constituirung des Parlaments gewidmet, und Anfangs ging es fast so konfus her wie im Vorparlament. Auch hier half Blum mit seiner Erfahrung. Er sprach einige Worte:

„Wenn wir, meine Herren, uns in diesem Augenblicke der Stellung bewußt sind, in der wir uns befinden, wenn wir uns daran erinnern, daß die Blicke des ganzen Vaterlandes auf uns gelenkt sind, wie tausendfache Besorgnisse ihre Beschwichigung und gestörte Verhältnisse ihre Lösung erwarten, dann ist es schmerzlich, über Dinge der Form noch lange Zeit verlieren zu müssen; und dennoch ist es leider nicht anders möglich, denn wir können nicht berathen ohne Form. Die Form aber, die uns am schnellsten zum Ziele führt, ist jedenfalls die einfachste, und die einfachste, die uns vorliegt, ist, glaube ich, die von Wesendonck (der eine provisorische Geschäftsordnung vorgeschlagen hatte). Manches mag fehlen, was uns in der nächsten Stunde nothwendig werden kann; aber die Regelung unserer Berathung ist, glaube ich, am besten geschützt durch unsere Liebe zum Vaterland, durch unseren Drang, die Arbeit zu beginnen, zu der wir berufen sind. Deßhalb muß auch ich den Antrag unterstützen, daß die einfachste Form so schnell wie möglich angenommen werde, damit wir zum Geschäfte übergehen können, die Legitimationen gegenseitig zu prüfen, denn ohne diese Prüfung sind wir eigentlich noch keine Versammlung, da Niemand weiß, ob sein Nachbar berechtigt ist, mitzuarbeiten. Ich habe die Ehre gehabt, im Fünfziger-Ausschuß bei der Commission zu sein, der diese Angelegenheit übertragen war, und im Bewußtsein, daß wir eine Erledigung auf irgend eine Weise nicht zu Stande bringen konnten, haben wir die gegen manche Wahlen vorgekommenen Einsprüche gesammelt, und sie werden der Versammlung übergeben werden. Die Prüfung der Legitimationen ist das Wichtigste und ich möchte wünschen, daß wir so schnell als möglich dazu übergingen."

Dem Wunsche Blum's wurde entsprochen. Es gab aber noch allerhand ziemlich krause Auftritte, ehe die Constituirung in Form Rechtens erfolgt war.

Gleich den darauf folgenden Tag fand die Präsidentenwahl statt. Von 397 Abstimmenden — die Zahl der eingetroffenen Mitglieder hatte sich inzwischen, wie man sieht, beträchtlich vermehrt — gaben 305 Heinrich v. Gagern ihre Stimme, der denn auch Präsident blieb, so lange in Frankfurt noch etwas zu verderben war.

Blum ward unbestrittener Führer der „Linken", die im „Deutschen Hof" ihr Versammlungslokal hatte.

Es gab viel zu thun. Außerhalb des Parlaments noch mehr als innerhalb. Die „Reichszeitung" allein, das Hauptorgan der Linken, deren Redaktion Blum übertragen ward, hätte einen arbeitskräftigen Mann vollauf beschäftigt; Blum mußte aber daneben noch die ganzen Parlamentsarbeiten und eine Masse Parteigeschäfte besorgen.

„Das Treiben" — schreibt er seiner Frau am 27. Mai — „ist hier jetzt betäubend: keinen Tag, keine Stunde Ruhe und doch keine Frucht. Oeffentliche Sitzungen, Abtheilungssitzungen, Sitzungen in 3 Commissionen und zwar den wichtigsten, Parteiberathungen, Clubberathungen, Commissionsarbeiten und dazu eine Zeitung — wer sagt, daß ich nicht arbeite, der lügt schauderhaft. Wahrlich, man lebt und arbeitet in einem Monat für Jahre, aber man merkt's nicht. Als Mensch geht's mir leidlich, der Aerger setzt das Blut in Bewegung und man entbehrt dadurch die Bewegung im Freien weniger." —

Auf das Wirken Blum's in Frankfurt können wir nicht des Näheren eingehen. Wir würden sonst die Geschichte des Frankfurter Parlaments bis zum Oktober 1848 zu schreiben haben.

Die Frage, durch welche Blum zum ersten Mal (von der Vorsitzung des 18. Mai abgesehen) auf die Rednerbühne der Paulskirche gebracht wurde, betraf die blutigen Krawalle in Mainz, wo am 22. Mai eine Prügelei zwischen preußischen Soldaten und Bürgern durch das Vorgehen des preußischen Festungskommandanten zu einer Straßenmetzelei entwickelt wurde. Blum, der bei dieser Gelegenheit auch für die Zugehörigkeit Oesterreichs zu Deutschland eintrat, forderte kräftige Maßregeln, damit Aehnlichem für die Zukunft vorgebeugt werde. Das Parlament ging aber zur Tagesordnung über.

Das war am 26. Mai.

Den Tag darauf, am 27. Mai hielt Blum seine treffliche Rede über die reaktionären Versuche, das Parlament durch Zusammenberufung von konstituirenden Versammlungen der Einzelstaaten lahm zu legen. Er machte bei dieser Gelegenheit auch eine kleine „Enthüllung". „Ein deutscher Minister hat mir gestern Folgendes mitgetheilt: die Sachsen-Meiningen'sche Regierung hat vor Kurzem an andere Regierungen ein Rundschreiben erlassen, mit der Aufforderung, man solle das Plenum des Bundestages vollständig besetzen und für jede einzelne Stimme einen Gesandten hersenden. Darauf hat man von Seiten der preußischen Regierung geantwortet, die Bestimmung, die man dem also zusammengesetzten Plenum geben wolle: die vollendete Verfassung der Nationalversammlung zu berathen, darüber zu verhandeln und endlich zu beschließen, sei nicht zu erfüllen. Selbst dieses Plenum werde der Nationalversammlung gegenüber ohne Macht sein; das einzige Gegengewicht gegen die constituirende Nationalversammlung sei das, daß man möglichst viele constituirende Versammlungen in Deutschland berufe. Meine Herren, ich habe Ihnen für die Genauigkeit dieser Mittheilung nichts einzusetzen als das Ehrenwort, welches ich Ihnen hiermit gebe, daß sie mir so gemacht worden ist."

Diese Rede war ein Schuß in's Schwarze. Der preußische General Auerswald, auch Parlamentler, stellte „im Namen der preußischen Regierung" — obgleich er in der Paulskirche blos einfacher „Volksvertreter" war — die Mittheilungen Blum's in Abrede, und verlangte, daß derselbe widerrufen und einen Rüffel erhalten sollte. Blum widerrief natürlich nicht, sondern ging zu erneutem Angriff über. Es kam zu einer Scene. Fürst Lichnowsky („Schnapphanski"), Auerwald's würdiger Busenfreund, und einige Monate später sein Verderber, — hielt eine seiner berüchtigten Hanswurstenreden und schließlich verlief die Sache im Sand. Daß Blum mit seiner Mittheilung Recht hatte, ist beiläufig durch die spätern Ereignisse hinlänglich festgestellt worden. Als Curiosum sei noch angefügt, daß die glänzende Art, wie er die Widersacher „abführte", von dem Sohne Hans als „ein recht unangenehmes Nachspiel" bezeichnet wird. („Robert Blum" von Hans Blum S. 328.) Welch ein enfant terrible!

Die Rede Blum's vom 27. Mai zeigt, wie richtig er im

Großen und Ganzen die deutschen Verhältnisse auffaßte. Daß man dieses Urtheil heute aussprechen kann, will viel sagen. Thatsache ist, daß auf der Frankfurter Linken nicht Einer war, der Blum an Scharf- und Ueberblick erreicht hätte. —

In die Mitte Juni fällt der Studentenkongreß auf der Wartburg — am 14. und 15. Juni —, dessen Beschlüsse wir als interessantes und unsere heutige Universitätsjugend arg beschämendes Zeichen der Zeit hier mittheilen wollen. Es wurde beschlossen:

1) Die Universitäten sollen Nationalanstalten werden. Das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesammtstaat eingezogen werden. (Mit 619 gegen 426 Stimmen angenommen.) Dieser bestreitet ihre Bedürfnisse. Die Oberleitung übernimmt das deutsche Unterrichts-Ministerium, im Einzelnen wird das Prinzip der Selbstverwaltung anerkannt (dafür große Majorität). — 2) Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit (durch Akklamation angenommen). — Die Universitäten sollen die ganze Wissenschaft vertreten und nach diesem Prinzip die Lehrfächer vervollständigt werden; jede Fakultätssonderung hört auf (beinahe einstimmig angenommen). 4) Die einzelnen Staaten sollen den Bundesbeschluß über Aufhebung der Ausnahmsgesetze seit 1819 sofort in Wirksamkeit treten lassen (durch Akklamation angenommen). — 5) Absolute Aufhebung aller Ausnahmen in der Gerichtsbarkeit (Majorität 533 Stimmen, Minorität 355). — Betheiligung der Studirenden bei der Wahl der akademischen Behörden und bei Besetzung von Lehrstellen (entschiedene Majorität). — 7) Zur Erlangung eines Staatsamtes soll der Universitätsbesuch nicht erforderlich sein. —

Man sieht, es herrschte damals ein anderer Geist auf unseren Universitäten als heutzutage, wo man von gewisser Seite sich bemüht, diese Pflanzstätten der Wissenschaft und Humanität zu Treibhäusern des widerlichsten Servilismus und bubenhafter Rohheit (man denke nur an die Anti-Semiten-Liga mit obligater Judenhatz) zu machen.

Es ist ja viel Unklares und Unpraktisches in diesen Beschlüssen — wie in allen Kundgebungen des „tollen Jahres", aber der ideale Zug, der durch sie hindurch geht, ist uns doch tausendmal lieber als diese „praktische" Altklugheit, die im Biertrinken und einem Staatsämtchen ihr „Ideal" findet, und ihre Philisterei, Kriecherei und Geistesarmuth hinter chauvinistisch-patriotischen Phrasen zu verstecken sucht. —

Die Leiter der Majorität des Frankfurter Parlaments

— das ließ sich sehr bald erkennen — arbeiteten auf das „Erbkaiserthum“ hin. Indeß mußten sie Anfangs selbst vor ihren eigenen Parteigenossen das Ziel noch verleugnen, weil bei der Unpopularität der preußischen Dynastie und Regierung das Projekt allgemeinem Widerwillen begegnete. Als am 18. Juni ein Hinterpommer Namens Braun in der Paulskirche die Uebertragung der Centralgewalt an Preußen beantragte, schlug ihm von allen Seiten ein schallendes Gelächter entgegen, und so überwältigend, daß der Redner zuletzt selbst mitlachen mußte. (Scherr, 1848, S. 195). Blum, in einem Brief an die Generalversammlung der sächsischen Vaterlandsvereine, d. d. 6. Juli, spricht von „der Mißgeburt des deutschen Kaisers“.

Bei der Frage einer provisorischen Centralgewalt trat nur die Linke offen hervor. Die Majorität des zur Berathung niedergesetzten Ausschusses — 11 von 13 — befürwortete ein von den Regierungen zu ernennendes, von dem Parlament zu bestätigendes Dreimänner-Direktorium („die drei Onkel“), während die beiden anderen Mitglieder Blum und Trützschler, die zwei durch das Schicksal aneinandergeketteten Braven, von denen der eine durch die Habsburger. der andere durch die Hohenzollern den Märtyrertod erleiden sollte, folgenden Minoritäts-Antrag stellten:

„Die Nationalversammlung wählt mit absoluter Mehrheit eines ihrer Mitglieder zum Vorsitzenden eines Vollziehungs-Ausschusses. Dieser Vorsitzende wählt nach freier Wahl vier Genossen, die gemeinschaftlich mit ihm den Vollziehungsausschuß bilden. Der Ausschuß hat die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen und die Vertretung Deutschlands nach Außen zu übernehmen. Derselbe ist der Nationalversammlung verantwortlich und muß sich zurückziehen, wenn die Mehrheit der Versammlung gegen ihn ist.“

Für diesen Antrag trat Blum in glänzender Rede am 20. Juni ein. Und 4 Tage später hielt er eine zweite Rede über die Centralgewalt, so durchschlagend, daß die Anhänger des Dreimänner-Direktoriums die Hoffnungslosigkeit ihres Projektes einsahen. Am nämlichen Tage — den 24. Juni — verübte Gagern seinen famosen „kühnen Griff“ und schlug vor, daß das Parlament kraft seiner Souveränetät und Machtvollkommenheit einen Fürsten, „nicht weil, sondern obgleich Fürst“, zum Reichsverweser erwählen solle. Das ging mit großer Majorität durch und am 29. Juni

wurde Erzherzog Johann zum Reichsverweser (die Linke nannte ihn „Reichsvermoderer") ernannt, und zwar mit 436 Stimmen — Blum mit 81 Freunden hatte für Itzstein, 52 Abgeordnete für Gagern gestimmt und 27 Mitglieder der äußersten Linken sich der Abstimmung enthalten.

Während das Frankfurter Parlament in grimmiger Wortschlacht sich über die Zukunftsregierung Deutschlands gestritten hatte, war in Paris ein Ereigniß eingetreten, welches den Hoffnungen der Völker den Boden wegzog und der Februarrevolution das Todesurtheil sprach. Die französischen Arbeiter wollten nicht umsonst die Bourgeois-Monarchie des Louis Philippe besiegt haben. Die Geschäftskrise, welche von den reaktionären Philistern als Folge der Februarrevolution bezeichnet ward, obgleich sie wesentlich als Ursache zu derselben mitgewirkt, lastete schwer auf den Arbeitern; sie forderten soziale Reformen und gaben der Regierung, deren Schwierigkeiten sie würdigten, den berühmten Hungerwechsel auf drei Monate.

Die Bourgeoisie, welche sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholt, und ihre Kräfte gesammelt hatte, bereitete sich darauf vor, den Wechsel einzulösen – mit „blauen Bohnen". Als — Mitte Juni — Alles fertig war, wurden die brodlosen Arbeiter, denen man bis dahin ein kärgliches Almosen in Gestalt der „Nationalwerkstätten" gewährt hatte, auf's Pflaster geworfen und zur Rebellion getrieben. Die Junischlacht kam — am 23. Juni — das arbeitende Volk kämpfte für das Recht der Arbeit. Und nach 4tägigem heldenmüthigen Kampf — dem blutigsten Straßenkampf den die Geschichte kennt — erlag es. Die Zeit des Proletariats war noch nicht da. Noch zu schwach, die sociale Republik zu gründen, versetzte es aber in seinem Sturz und durch seinen Sturz der Bourgeoisrepublik den Todesstoß. In dem Pariser Proletariat war die Revolution besiegt.

Als Erzherzog Johann am 11. Juli unter Glockengebimmel seinen Einzug in Frankfurt hielt, hatten in Paris bereits die Todtenglocken der Februarrepublik, und mit ihr der deutschen Märzrevolution geläutet. Die „Reaktion" hatte wieder „Land" unter den Füßen. Die dynastischen Zettelungen wurden immer handgreiflicher — nur die Frankfurter Parlamentler bemerkten „keine Reaktion". —

Später kam das Parlament bekanntlich doch noch auf den preußischen Erbkaiser. Daß der damalige König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., über diesen „Erbkaiser"

ähnlich dachte wie Robert Blum — wenn auch von entgegengesetztem Standpunkte aus —, das zeigt der Brief, welchen er, ein halbes Jahr später, am 13. Dezember 1848 an Bunsen schrieb und worin es heißt:

„Die Krone (von einer Volksvertretung gegeben) ist — — keine Krone. Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlichen Zustimmungen eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe (von der Art der Pflastersteinkrone Louis Philippe's), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird, nach der heiligen Oelung von Gottes Gnaden macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht hat. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen; sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie meinen (die von einer Volksvertretung angebotene) verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848 — der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch Gottlob nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden, und nun gar der König von Preußen, sich geben, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die Niemand gestohlen worden ist, zu tragen. Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm „nicht zukommt". —

Man sieht, wie vollständig Recht die Linke und überhaupt die Demokratie des Jahres 1848 mit ihrem Urtheil über die preußische Regierung und Dynastie hatte. Die konstitutionellen Parlamentarier wollten aber einen Fußtritt und ihr Wunsch ward erfüllt. —

Wenn Friedrich Wilhelm der Vierte in seinem Brief an Bunsen sehr geringschätzig von der Pflastersteinkrone Louis Philippe's spricht, so hatte er 11 Monate vorher, wie schon angedeutet, ganz andere Ansichten gehabt. Im Januar 1848 hatte er, aus Anlaß des Todes einer Schwester Louis Philippe's an diesen geschrieben: „Sire, Sie sind der Schild

der Europäischen Monarchien; Sie sind der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten, erschütterten Grundlagen neu zu befestigen. Möge Gott Eure Majestät zum Heile Frankreichs und zum Besten Europas noch lange leben lassen! Das ist mein heißester Wunsch!"

Freilich, der „heißeste Wunsch" ging nicht in Erfüllung, und das mag Friedrich Wilhelm verschnupft haben. —

Mit dem 3. Juli trat das Parlament in die Berathung der Grundrechte ein und brachte dieselben glücklich im — Dezember zu Stande. Als die Rip van Winkles der Paulskirche, die zwar nicht geschlafen, aber doch geträumt und phantasirt hatten, mit ihrem fertigen Werk hinaus auf den Markt traten, waren die Zustände, für welche das Opus bestimmt war, längst beseitigt, und die Grundrechte konnten in den Papierkorb der Geschichte wandern.

Am 24. Juli 1848 kam die polnische Frage vor das deutsche Parlament.

Die Märzbewegung hatte auch die Polen ergriffen und die nationalen Hoffnungen und Strebungen derselben wieder erweckt, mächtig gestärkt.

Die preußische Regierung, unfähig, sich mit Gewalt entgegenzustellen, suchte zu vermitteln, und die unter preußischer Herrschaft befindlichen Polen durch halbe Zugeständnisse zu beschwichtigen. Der beabsichtigte Zweck wurde nicht erreicht: die Gemüther wurden nur noch mehr aufgeregt, die Erbitterung zwischen Polen und Deutschen in den polnischen Provinzen nur noch gesteigert — es kam zum Bürgerkrieg, zu blutigen Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht.

Das deutsche Parlament setzte einen Ausschuß nieder, welcher sich unter anderen völkerrechtlichen Fragen auch mit dieser zu beschäftigen, und namentlich zu prüfen hatte, ob Posen und Westpreußen zu Deutschland gehören, und Vertreter dieser Provinzen im deutschen Parlament sitzen sollten.

In dem Berichte, welchen der Ausschuß dem Parlament unterbreitete, heißt es über die Lage der Dinge in Posen und Westpreußen:

„Es gibt verhältnißmäßig wenige Ortschaften, und kaum einen einigermaßen umfangreichen Landstrich, wo nicht Polen und Deutsche vermischt nebeneinander wohnten. Vorherrschend ist indessen die deutsche Bevölkerung im nördlichen und

westlichen Theile der Provinz an den Grenzen Westpreußens, der Mark und Schlesiens, während im Innern und im östlichen Theile gegen das Königreich Polen hin die polnische Bevölkerung überwiegend zahlreich ist. Im Allgemeinen ist aber auch der bäuerliche Grundbesitz der Deutschen, verhältnißmäßig gegen die Kopfzahl der Polen, größer als der Grundbesitz der polnischen Bauern. — Die durch ihre Nationalitäten getrennten Deutschen und Polen hingen niemals innig zusammen, ja schon seit Jahrhunderten war zwischen ihnen vielfacher Unfriede. Seit der ersten Theilung Polens stand der Adel und jeder Pole, der noch von Vaterlandsliebe beseelt war, dem Deutschen und vorzüglich dem Preußen feindlich gegenüber. Preußen besonders störte durch Einführung seiner besonders fest geregelten Staats- und Verwaltungsanordnungen und deren strenge Handhabung die alten Gewohnheiten und herkömmlichen Einrichtungen der Polen auf das Empfindlichste. Der bisher in der knechtischsten Abhängigkeit befindliche Bauer erhielt Schutz gegen die Willkür des Adels, was diesen noch mehr erbitterte, während die Bauern und die Bewohner der Städte sich ebenfalls in viele ihnen sehr unbequeme preußische Ordnungen fügen mußten. Der preußische Beamte fühlte sich gekränkt, weil die von ihm eingeführte und gehandhabte und hochgehaltene Ordnung von den Polen nicht dankbar angenommen und anerkannt, ihr vielmehr widerstrebt wurde. Er fühlte nicht, daß Alles, auch Gutes geben und aufzwingen, nicht für den Verlust nationaler Selbstständigkeit entschädigen könne. Schon nach der Schlacht von Jena zeigte sich der Haß der Polen durch einen allgemeinen Aufstand und Verjagung der preußischen Beamten. Auch mit der Errichtung des Großherzogthums Posen konnte kein gutes Vernehmen hergestellt werden, indem damit zum Theile die Hoffnung auf die Herstellung eines großen polnischen Reichs zerstört wurde und der König von Preußen damals unmöglich darauf eingehen konnte, eine einzelne Provinz ganz selbstständig zu organisiren und aus seinem Staate gewissermaßen einen Bundesstaat zu machen. Als im Jahre 1830 die Sympathieen des polnischen Adels für den Aufstand in Warschau Besorgnisse erregten und seitdem planmäßig dahin gearbeitet wurde, durch mehrere getroffene Einrichtungen, hauptsächlich durch Aufkaufen, Zerschlagen und Vertheilen polnischer Rittergüter an Deutsche, vorzüglich den polnischen Adel nach und nach völlig zu beseitigen, stieg die Erbitterung desselben gegen Preußen, und diese dauerte na-

türlich fort, obwohl mit dem Jahre 1840 einige Milderungen in den Anordnungen eingetreten waren. Nach dem Ereignisse in Krakau, im Februar 1846, würde dennoch versucht worden sein, das Land in Aufstand zu bringen, wenn das nicht gleich anfangs mißlungen wäre. — Mit den Ereignissen im Frühjahre des laufenden Jahres wurde die Bewegung der Polen, dann auch der Deutschen im Großherzogthum allgemein. Das deutsche Volk, immer voller Theilnahme für jeden Unglücklichen, hatte jederzeit das große Unrecht tief gefühlt, welches von seinen Fürsten gegen die Polen begangen worden war. Es jauchzte bei dem Anbruche des Tages der eigenen Freiheit auch der Wiederaufstehung der Selbstständigkeit Polens aus vollem Herzen entgegen. Die Deutschen boten aufrichtig die Bruderhand, um zu sühnen, was ihre Fürsten früher verbrochen. In demselben Augenblicke aber, als die Polen einschlugen, trennten sich auch schon beider Nationen Interessen und Ziele. Die Polen dachten nur an die Wiederherstellung ihres alten Reichs, mindestens in der Landesausdehnung vor der ersten Theilung im Jahre 1771. Sie haben das vielfach offen erklärt, und das erstreckte sich auch für Preußen und Deutschland weit über das Großherzogthum Posen, auf Westpreußen, auf die gesammte Verbindung mit Ostpreußen hinaus. Die Deutschen im Großherzogthume dachten nur an die Polen, nicht an das Land. Sie wollten der verletzten und tief gekränkten Nationalität des polnischen Volkes gerecht werden und dazu beitragen, daß ein freies, selbstständiges, nationales Polen hergestellt würde, daß jedenfalls der Pole, der bisher von Deutschen regiert worden war, sich seiner Nationalität gemäß einrichte und regiere; sie dachten aber durchaus nicht daran, als Deutsche, bisher im innigen Vereine mit der preußischen Monarchie, sich von dieser und damit wesentlich zugleich von Deutschland zu trennen und unter die ihnen jedenfalls durchaus nicht zusagende Herrschaft von Polen zu kommen. Und das sollte gerade in dem Augenblicke geschehen, als das Nationalgefühl der Deutschen lebendiger als jemals erwacht war, als der König von Preußen alle bisher noch nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staaten diesem anschließen wollte. — Durch diesen scharfen Gegensatz mußte unter allen Umständen zunächst eine starke Spannung zwischen den Deutschen und den Polen entstehen, anfangs geheim, dann nur zu bald öffentlich. Die Polen baten den König um eine nationale Reorganisation des Großherzogthums, welche sich schnell, aber ruhig

entwickeln solle. Während aber das im Allgemeinen nach und nach von der Staatsregierung zugegeben wurde, ohne jedoch die Einwilligung der Stände der Provinz einzufordern, was selbst nach der provinzialständischen Verfassung durchaus nöthig gewesen wäre, suchte ein polnisches Centralkomitee in Posen die polnischen Bewohner der ganzen Provinz unter die Waffen und natürlich auch die Kriegsgewalt des Landes in die Hand der Polen zu bringen. Es wurde neben vielen andern irrigen Nachrichten hauptsächlich versichert, gehofft und geglaubt, die Polen sollten den Vortrab eines preußischen oder deutschen Heeres gegen Rußland bilden, gegen das der Krieg sofort ausbrechen werde, um das polnische Reich herzustellen. Eine solche auf möglichst durchgreifende Art ausgeführte Bewegung war nicht ohne Beeinträchtigung, ja Beseitigung der preußischen Behörde und nicht ohne wesentliche Verletzung der Interessen der Deutschen, ja nicht ohne mehrfache Gewaltthätigkeiten gegen einzelne Deutsche möglich. — Kaum erwachte aber bei den Deutschen die Besorgniß, man wolle sie von Preußen trennen und einer polnischen Regierung untergeben, als zuerst im Netzedistrikte und in den westlichen Kreisen des Großherzogthums, noch vor dem Ablaufe des März, viele Deutsche zusammentraten, sich bewaffneten, und obwohl übrigens mit voller Anerkennung der Ansprüche der Polen auf nationale Selbstständigkeit doch Trennung vom Großherzogthume forderten, weil die Gerechtigkeit verlange, daß Jedem das Seine werde. Die Erde sei neutral, der Boden des Landes weder polnisch noch deutsch, nur die Bewohner gäben ihm den Charakter der Nationalität. Sie wären durch und durch Deutsche, wollten es immer bleiben und Deutschland angehören. Sie baten um Aufnahme in den deutschen Bund. So schieden sich hier zuerst nationale und territoriale deutsche und polnische Interessen. Als die Staatsregierung nicht sogleich auf Trennung einzelner Districte vom Großherzogthum eingehen wollte, verlangten schon am 29. März die Bewohner des Netzedistricts, der beabsichtigten polnischen Reorganisation nicht unterworfen zu werden, baten um Truppen gegen Vergewaltigungen und erboten sich, diesen bewaffnet beizustehen. Bei aller unerschütterlichen Treue für den König wollten sie doch eher das Leben verlieren, als sich Institutionen aufdringen lassen, durch welche ihre Nationalität vernichtet werden würde. Diese nationale Bewegung der Deutschen reizte die Polen und bald standen beide Nationalitäten einander so feindlich gegenüber,

daß es bei dem besten Willen der Führer nicht überall möglich war, Ausschreitungen zu verhüten. Ein blutiger Bürgerkrieg drohte auszubrechen und die zahlreich herbeigezogenen preußischen Truppen konnten die Ordnung kaum im Allgemeinen aufrecht erhalten. Um diesem zuvorzukommen und doch die nationale Reorganisation der Provinz unter preußischer Oberhoheit auszuführen, wurde der General von Willisen nach Posen geschickt. Er sollte nach dem Beschlusse des Ministeriums denjenigen Kreisen, welche sich der polnischen Nationalität nicht anschließen wollten, insbesondere denjenigen, in welchen die deutsche Nationalität überwöge, jedenfalls die preußische Organisation und Verwaltung erhalten. Der Versuch des General von Willisen mußte nothwendig schon darum scheitern, weil die Polen das territoriale Interesse eben so fest hielten wie die Deutschen das nationale, weil die Deutschen im Großherzogthume in keinem Falle von Polen regiert werden wollten, und die Polen doch die Regierung für das gesammte Großherzogthum in Anspruch nahmen, endlich aber selbst nicht im Stande waren, die durch Versprechungen mancherlei Art unter die Waffen gebrachten Landleute zu beschwichtigen und zur vereinzelten Rückkehr in ihre Heimath zu bewegen, weshalb die noch übrigen bewaffneten Abtheilungen derselben unter blutigen Kämpfen mit Heeresgewalt aufgelöst werden mußten."

Die Anträge des Ausschusses gingen dahin, die von Preußen vorgeschlagene Theilung Posens durch eine „Demarkationslinie" (zwischen den vorwiegend deutschen und den vorwiegend polnischen Landstrichen) gutzuheißen, den deutschen Theil Posens in den „deutschen Bund" aufzunehmen, und in Bezug auf Westpreußen nichts zu thun.

Seitens der in die preußische Nationalversammlung gewählten polnischen Abgeordneten des Großherzogthums Posen lag ferner dem Parlament nachstehende Eingabe vor:

„Berlin, den 19. Juli 1848. Hohe deutsche Nationalversammlung! Die polnischen Abgeordneten des Großherzogthums Posen, welche ungeachtet der militärischen und polizeilichen Ausnahmemaßregeln, ja sogar der Martialgesetze, denen ihr Land im Augenblicke der Wahlen unterworfen war, mit dem Vertrauen ihrer Landsleute bekleidet wurden, um im Schooße der preußischen Nationalversammlung ihre Interessen, insbesondere aber die unveräußerlichen Rechte der polnischen Nationalität zur Anerkennung zu bringen, wenden sich in voller Würdigung ihres Berufes an Eine Hohe Deutsche

Nationalversammlung, mit der Zuversicht, daß Hochdieselbe nicht allein die Rechte des deutschen Volkes innerhalb des deutschen Gebietes wahren, — sondern auch in gleicher Weise das schwere Unrecht, mit welchem in neuester Zeit die polnische Nation durch eine Theilung des Großherzogthums Posen bedroht wird, abwenden und dadurch die zwischen Nachbarvölkern so erwünschte Eintracht und Liebe fest begründen wolle. — Als Polen durch den Wiener Tractat von Neuem getheilt wurde, übten die Fürsten wenigstens die Gerechtigkeit, den Theilen, welche Rußland, Oesterreich und Preußen zufielen, ausdrücklich eine „Repräsentation und nationelle Institutionen" — in der Wiener Schlußacte vom 9. Juni 1815 — zuzusichern. Preußens König erkannte die Bedingungen an, unter welchen das Großherzogthum Posen ihm als dem Großherzoge zugewiesen wurde, und verhieß in dem Zurufe an die Bewohner des Großherzogthums vom 15. Mai 1815 eigenes Vaterland, Erhaltung der Religion und Nationalität, beließ oder gab polnische Beamte und einen Polen zum Statthalter. — Indeß ist es weltbekannt, daß gar bald diese nationelle Organisation zu einem Schein herabgesetzt, ein Germanisirungssystem dagegen, zuerst verdeckter, dann immer offener angenommen, und daß die eingebornen Polen von der Administration, von der Justiz und selbst aus den Schulen entfernt und durch Deutsche ersetzt wurden. — Da traten die großen Ereignisse ein, welche die Nationalitäten als göttliche Institutionen, die eine Menschenhand wohl unterdrücken aber keine Gewalt der Erde vertilgen kann, wieder zur Geltung brachten und Angesichts der civilisirten Welt mit Ehrfurcht umgaben, — und da wurde den Polen von ihrem Großherzoge die widerrechtlich vorenthaltene Organisation, jetzt unter dem Namen Reorganisation, am 24. März d. J. für das Großherzogthum Posen feierlich zugesagt. Diese Verheißung sollte nun sofort in Erfüllung gehen. Der Pole, von der großen Bewegung der Gegenwart begeistert, voll Hoffnung und dem Vertrauen leicht zugänglich, wollte das durch viele Jahre erduldete Unrecht gern vergessen, in dem Bewußtsein, daß nicht das deutsche Volk sein Bedrücker gewesen, und daß er jetzt sogar diesem edlen Volke die Wiederherstellung seines Vaterlandes mit verdanken sollte. — Aber da mußte der Geist der Gerechtigkeit von Neuem dem Geiste der Selbstsucht weichen! — Zunächst wurde der Weg der Gesetzlichkeit versucht. — Die preußische Regierung richtete an den Provinzial-Landtag des Großherzogthums die

Anfrage — „ob das Großherzogthum die Aufnahme in den deutschen Bund wünsche?" — Die Erklärung des Landtags fiel mit großer Majorität dahin aus: — „daß diejenigen polnischen Landestheile, welche von dem ehemaligen Herzogthum Warschau durch den Wiener Tractat, mit Garantie ihrer Nationalität, unter das preußische Scepter gestellt worden sind, dem deutschen Bundesstaat nicht beitreten können, noch dürfen, weil das polnische Volk, welches dem edlen großen vereinigten deutschen Volke brüderlich die Hand reicht, dessen ihm so werthe Achtung und Sympathie verlieren müßte, wenn es so entartet wäre, daß es seine Vaterlandsliebe aufgeben und in einer fremden Nationalität zu verschwinden entschlossen sein sollte." — Da nun der Weg der Gesetzlichkeit nicht zum Ziele führte, wurde er verlassen. — Die preußische Regierung, vielfach angeregt durch das Heer der dortigen Beamten, — mit einigen ehrenwerthen Ausnahmen — und die in der neuesten Zeit eingewanderten Deutschen (keineswegs aber durch diejenigen Deutschen, welche zerstrent unter uns wohnen, und deren Vorfahren einst sich unter den Schutz unserer Gesetze begeben hatten) begann, das für die Polen sprechende, nun einmal wieder geltende Prinzip der Nationalität gegen die Polen in Anwendung zu bringen! — Wir erklären als Vertreter des polnischen Volkes unter preußischem Scepter und daher als genaue Kenner der örtlichen Verhältnisse mit der vollsten Ueberzeugung: daß wir die beabsichtigte Theilung des Großherzogthums Posen, derenhalber die verheißene Reorganisation lediglich unterblieben ist, für die Hauptursache der dort vorgekommenen blutigen Ereignisse halten müssen; welche Theilung, sollte sie vollbracht werden, nicht allein die Begeisterung der Polen für die Verbrüderung mit den Deutschen und ihre schönsten Hoffnungen vernichten, sondern ihnen auch die Ueberzeugung aufdringen müßte, daß sie diesmal nicht mehr die ländergierige Politik der Kabinette, sondern den freien Willen des freien deutschen Volkes einer an ihnen begangenen schweren Unbill anzuklagen hätten! — Es hieß jetzt zum ersten Male, es seien 500,000, später sogar 600,000 Deutsche im Großherzogthum Posen, deren Rechte von der Regierung nicht aufgegeben werden dürften. Wir bestreiten aber auf das Entschiedenste die Richtigkeit dieser Zahlenangaben, welche auf Listen beruhen, die von Beamten angefertigt wurden, deren größtes Verdienst in dem Germanisiren der Provinz bestand, und deren Interesse es daher erheischte, das Zunehmen der deutschen Bevölkerung

wenigstens auf dem Papier nachzuweisen; — wir berufen uns dagegen vorzugsweise auf die unter kirchlicher Autorität vorgenommene Zählung, deren Resultat von dem Erzbischofe von Gnesen und Posen in seiner an den Ministerpräsidenten Camphausen am 20. Mai c. gerichteten Zuschrift dahin angegeben wird: „daß in Wahrheit die Bevölkerung des Großherzogthums Posen von etwa 1,200,000 Seelen aus weit über 800,000 Polen, der Rest aus Deutschen und Juden besteht. Die Katholiken, die weit davon entfernt sind, eine Vereinigung mit dem deutschen Bunde zu wünschen, die eine solche von sich weisen, bestehen aus 900,000 Seelen. Zieht man davon die unstät fliegende Schaar der preußischen Beamten und deren Angehörige, sowie die Juden ab, so bleiben kaum 250,000 deutsche Einwohner.“ Hiernach bedarf es in der That nur der verheißenen Zurückziehung unserer Dränger, der Beamten, um die Provinz als unzweifelhaft polnisch darzustellen! — Daß die polnische Bevölkerung weder eine Theilung des Großherzogthums Posen, noch den Anschluß eines Theils desselben an den deutschen Bund wünscht, dafür spricht unzweideutig der Umstand, daß bei der ersten Kunde von der beabsichtigten Einverleibung eines Theiles des Großherzogthums Posen in den deutschen Bund das Nationalkomitee zu Posen am 17. April dieses Jahres einen feierlichen Protest dagegen erlassen hat, und daß dieser Protest demnächst trotz der größten Hindernisse, welche von Seiten der deutschen Beamten dem Sammeln der Unterschriften unter der polnischen Bevölkerung des Großherzogthums namentlich entgegengestellt wurden, durch mit mehr denn 100,000 Unterschriften versehene einzelne Proteste der Urwähler auf das kräftigste unterstützt worden ist. Die letztgedachten Proteste sind dem Ministerium des Innern zu Berlin originaliter übergeben worden. Da die preußische Nationalversammlung dem Antrage auf Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der nationalen Verhältnisse des Großherzogthums Posen in ihrer Sitzung vom 4. Juli c. fast einstimmig stattgegeben hat, und da Einer Hohen Deutschen Nationalversammlung bis jetzt keine feste Grundlage zur Behandlung und Beurtheilung der Posener Frage von der preußischen Regierung unterbreitet worden ist, so können wir nur mit aller Sicherheit annehmen: daß Hochdieselbe mit der Verhandlung über diese Frage nicht vorgehen werde. Obwohl wir endlich uns zuversichtlich der Erwartung hingeben, daß Eine Hohe Deutsche Nationalversammlung nach

Einsicht der nothwendigen Vorlagen sich selbst zur Entscheidung dieser internationalen Frage für inkompetent erklären wird, so halten wir uns dennoch berechtigt und verpflichtet, bei aller Ehrfurcht für die erhabene Stellung Einer Hohen Deutschen Nationalversammlung: uns und unsere Nation feierlichst dagegen zu verwahren, daß Hochderselben oder irgend Jemandem, außer den rechtmäßigen Vertretern unseres Volkes im Verein mit unserem Großherzoge, das Recht zustehe, unsere ganz selbstständige, unabhängige Sache zur entscheidenden Lösung zu bringen. Die in Berlin anwesenden Abgeordneten aus dem Großherzogthum Posen. (Folgen Namen.)"

Am ersten Tage der Verhandlungen ergriff Robert Blum das Wort und sprach:

„Es gibt wohl kaum eine eigenthümlichere Stellung, als diejenige ist, wo ein freigewordenes oder freiwerdendes Volk entscheiden soll über das Schicksal eines dem Untergang scheinbar gewidmeten Volks. Wir haben wahrscheinlich wichtigere Beschlüsse gefaßt, als der heutige ist, wir werden vielleicht wichtigere fassen, aber wir werden schwerlich irgend einen fassen, bei dem die Gerechtigkeit so laut und so gewaltig an unser Herz schlägt mit ihren Anforderungen, und bei der möglicherweise ein Zwiespalt entsteht zwischen den Forderungen der Gerechtigkeit und denjenigen, die das Nationalgefühl macht. Erregt schon das Unglück an und für sich eine lebendige Theilnahme, gibt es nach dem Ausspruche eines von allen Parteien und allen Richtungen verehrten Polenhelden keinen größeren Schmerz, als den eines untergehenden Volkes, weil der Gesammtschmerz der ganzen Nation sich vererbt auf die noch lebenden Glieder bis zum Letzten hinab und der Letzte ihn in seiner Gesammtheit tragen muß, wie Kosziusko in der Schweiz ausgesprochen hat; so wird diese Theilnahme noch erhöht dadurch, wenn man auf das Volk selbst einen Blick wendet und, nicht blind für seine Mängel und Fehler — denn wer hätte die nicht? —, dennoch genöthigt ist, ihm in der Geschichte einen der ehrenvollsten Plätze anzuweisen. Meine Herren! Vergessen wir es doch ja nicht, wie lange Polen einen Wall gebildet zwischen der nordischen Barbarei und der westlichen Bildung; vergessen wir es doch ja nicht in dem gegenwärtigen Augenblick, wie viel wir den Polen zu danken haben in den früheren Jahrhunderten. Und wenn wir jetzt nur zu leicht geneigt sind, die Schattenseite dieses Volkes zu betrachten, vergessen wir doch

ja nicht, daß dasselbe seit undenklichen Zeiten in seinem Schooße den Einwanderern gewährt hat, wonach wir in Deutschland in diesem Augenblick noch ringen: daß die Gewissensfreiheit nirgends so geschützt war als in Polen, und daß selbst die verachteten und von der ganzen Welt zurückgestoßenen Juden eine Heimath dort fanden. (Mehrere Stimmen: Bravo!) Ich würde Ihnen noch manche geschichtliche Erinnerung darbieten können aus vergangenen Zeiten Polens, ich will aber darauf verzichten; Denen aber, die so sehr bereit sind, heute das polnische Volk in den möglichst tiefen Schatten zu stellen, ihm alle Tugend abzusprechen, und alle Laster ihm anzuhängen (Unruhe auf der Rechten), muß ich zurufen, sie sollen nicht vergessen, daß wir einen großen Theil der Schuld davon tragen. Das Volk ist seit achtzig Jahren zerrissen, geknebelt und unterdrückt, und wir haben es beraubt seiner inneren Kraft und seines Landes und seiner Selbstständigkeit und seiner Freiheit. Und wenn nach achtzig Jahren Derjenige, den wir zu unsern Füßen niedergetreten haben in den Schmutz, schmutzig erscheint, dann wälzen Sie die Schuld nicht auf ihn. Es mag sehr richtig sein, daß in den Jahren so langer Unterdrückung, so langer systematisch gepflegter Demoralisation, d. h. geistiger Zerstörung, sowie äußerlicher, manches sich an dieses Volk angehängt hat, von dem es früher nichts gekannt hat; es mag sein, daß es gesunken ist von Stufe zu Stufe; dann aber ist es um so mehr unsere Aufgabe, dazu beizutragen, daß es sich wieder erhebe, weil wir Theil haben an seinem Versinken. So paart sich mit der Theilnahme an dem Volke das Bewußtsein der Schuld unserer Väter, die wir tilgen müssen. Denn ein Volk geht nicht dahin, wie ein Mensch, ein Volk bleibt immer dasselbe, und sühnen muß das Volk, was das Volk, wenn auch ohne seine Zustimmung, in seinen damaligen einzigen Vertretern gesündigt hat. Ein Mann, den Sie wahrscheinlich nicht zu den Wühlern und Anarchisten zählen werden, ein Mann, der kaum jemals auf der linken Seite irgend eines Hauses gesessen hat, dessen staatsmännischen Verstand und dessen tiefe Gedankenfülle bei Auffassung der europäischen Ereignisse aber alle Parteien anerkannt haben, hat es gesagt, „daß das der Alp sei, der unsere Geschichte, unsere Politik des achtzehnten Jahrhunderts, den Begriff der Nationalität, der Sittlichkeit, den Friedenszustand, die Zukunft und das ganze Völkerrecht drücke, das Unrecht, das an Polen begangen worden sei.“ Dieser Mann — es ist der alte Gagern,

dessen Namen Sie mit Ehrfurcht begrüßen werden — er hat „keinen anderen Schmerz über sein Dasein erkannt, keine andre Ursache, es zu bereuen, als daß er in dieser Zeit der durch und durch falschen Handlungsweise — Seitens der Diplomatie und alten Herrschaft — gelebt hat.“ Er sagt es Ihnen sehr deutlich, daß „die Schuld, die begangen worden ist, nicht bloß auf Diejenigen kommt, die sie unmittelbar begangen haben, sondern auch auf Diejenigen, die sie fortsetzen dadurch, daß sie ihre Kraft nicht anwenden, um sie zu sühnen.“ Und er sagt Ihnen endlich, „daß es in Europa keinen Frieden, kein Völkerglück, keine Sicherheit der Zustände, keine auf der Gerechtigkeit fußende Zukunft und keine Freiheit geben könne, bis die Schuld gesühnt sei, die man an Polen begangen habe.“ (Vielseitiger Beifall.) Was ist bis jetzt zu dieser Sühne geschehen? Die Polen haben in einem langen Zeitraume der Unterdrückung zu verschiedenen Zeiten den Versuch gemacht, sich frei zu machen, und das Joch wieder zu brechen, welches man auf ihren Nacken gelegt hatte. Je nachdem die Zeitumstände waren, hat man das Heldenmuth und Revolution genannt; je nachdem die Zeitumstände waren, hat man sie bewundert und hat sie geschmäht. Ich will kein Urtheil darüber fällen, auf welchem Punkte wir gegenwärtig angelangt sind, aber sagen muß ich, daß es nach den Resultaten der letzten Monate auf jeden Fall Veranlassung gibt, einzugestehen, daß das seit achtzig Jahren unterdrückte Volk vielen andern in Europa mit dem Beispiel der Vaterlandsliebe und des nie zu vernichtenden Muthes vorangegangen ist, welches, wenn es nachgeahmt worden wäre in unserm Vaterland, uns höchst wahrscheinlich nicht auf die tiefe Stufe des Elends hätte sinken lassen können, auf welcher wir am Schlusse des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts uns befunden haben. Auch jetzt, wo auf's Neue der Frühling dahinzog über die Völker, haben die Polen Theil nehmen wollen an dem werdenden Tage. Sie haben geglaubt, daß auch für sie die Stunde der Wiedergeburt geschlagen habe, und in diesem Glauben haben sie die Hand gelegt an diese Wiedergeburt, wo und wie sie konnten, und wenn Sie ihnen sagen wollen, oder sagen müssen: daß sie hin und wieder übereilt oder unbesonnen gehandelt haben, dann erkennen Sie wenigstens an, daß der Trieb, der sie geführt hat, ein edler war, und daß es um so edler ist, die letzte Kraft dem Vaterlande zu weihen, jemehr dieses Vaterland unterdrückt ist, und je geschwächter die Kraft selbst ist, die man in die Wag=

schale legen kann. Ich will hier nicht anklagen! denn klagte ich an, ich würde in den Fehler verfallen, den ich dem Ausschußberichte demnächst vorwerfen will; wie sehr auch das Herz geneigt ist, für Polen Partei zu nehmen — und es ist eine schöne Seite des menschlichen Herzens, daß es Partei nimmt für das Unglück, selbst dann Partei nimmt, wenn es möglicherweise das Unglück zu hoch, seine Gegner zu tief stellen sollte — ich will doch nicht anklagen, ich will der Mahnung des Vorsitzenden gedenken, die so hochwichtige europäische Frage mit schonender Milde zu behandeln. Ich will nicht hinweisen auf die Gefahren, die uns von Rußland drohen, und nicht ausführen, wie wir denselben einen Damm entgegenstellen können, indem wir zugleich unsere Schuld und unser Gewissen sühnen. Ich will nur fragen, wenn wir hier die Angelegenheiten der europäischen Politik, Angelegenheiten von dem gewaltigsten Gewichte nicht bloß für unser Vaterland sondern für das gesammte Europa, entscheiden, nach welchem Principe handeln Sie denn da? Ist es die territoriale Auffassung der Dinge, die Sie bestimmt, wie das z. B. hinsichtlich Schleswig-Holsteins, der Slaven und Triests der Fall gewesen zu sein scheint? Warum sind Sie dann nicht von demselben Principe ausgegangen, wenn es sich darum handelt, ein andres Volk zu beurtheilen, dem eine Anzahl Deutscher einverleibt ist, wie uns eine Anzahl Dänen und Slaven und Italiener, und wie sie heißen mögen? Oder ist es der Nationalgesichtspunkt, der Sie leitet? — Nun, dann seien Sie auch auf der anderen Seite so gerecht, und wenn Sie Posen durchschneiden, um die Deutschen zu reklamiren, so schneiden Sie auch Schleswig durch, geben Sie die Slaven los, die zu Oesterreich gehören, und trennen Sie auch Südtyrol von Deutschland. — Ja, ich sage mehr: Wenn Sie ein so lebhaftes Nationalgefühl haben, und durch dasselbe allein sich leiten lassen wollen, so befreien Sie die deutschen Ostseeprovinzen von der Herrschaft Rußlands, und befreien Sie die 600,000 unglücklichen Deutschen im Elsaß, die sogar unter einer Republik schmachten. (Anhaltender Beifall.) Entweder das Eine oder das Andere ist richtig, denn sich die Politik zurechtmachen in der Art und Weise, wie sie Einem eben für den Augenblick paßt, das ist nach meiner Ansicht gar keine Politik. — Ich will aber auch hier mild sein und sagen: es ist möglich, daß nach einer achtzigjährigen Unterdrückung für die Polen auch die Nothwendigkeit eingetreten ist, einen Theil ihres Bodens abzugeben; es

ist möglich, daß es eine Nothwendigkeit ist, eine Linie zu ziehen, welche die verschiedenen Nationalitäten von einander trennt; es ist möglich, daß die Freiheit wie die Gerechtigkeit dieses gebieten können, — dann können Sie diese Frage nur entscheiden, wenn Sie mit all der Gründlichkeit, die eine schöne Eigenthümlichkeit unseres Volkes ist, diese Nothwendigkeit nachweisen. Ich suche vergebens in diesem Berichte auch nur im Allerkleinsten einen Nachweis, und muß bekennen, ich begreife es nicht, wie ein solcher Bericht in einer deutschen Volksvertretung nur hat gemacht und vorgelegt werden können. Nichts ist darin, als Angaben auf Zeitungsgeschwätz hin, nicht eine einzige Nachweisung ist darin, wo eine vernünftige Grenze in Posen ist, nirgends ist eine Nachweisung über das wahre Bevölkerungs-Verhältniß, oder über die topographische Lage der Dinge, nicht eine Tabelle oder Karte, die belehrte — gar nichts. — In Bausch und Bogen sollen Sie entscheiden, ohne Kenntniß der Dinge, über eine Frage, die uns in größere Verwickelungen stürzen kann, als es in dem europäischen Leben noch gegeben hat! Muß man einen Schnitt machen in das Land, so kann man diesen Schnitt nur machen in Uebereinstimmung mit Denen, die diese Territorial-Verhältnisse festgestellt haben; wenn man das Beispiel von Krakau wiederholt, so wundere man sich wenigstens nicht, wenn die europäischen Verträge, die für uns keine Geltung haben, wo sie uns oder der übertriebenen Eroberungslust unserer jungen und zweifelhaften Freiheit unbequem sind, auch von Andern nicht mehr geachtet und nicht mehr als bestehend anerkannt werden; wundern wir uns nicht, wenn in dem Augenblicke, wo wir Alle auf das Innigste betheiligt sind, daß das Gewordene sich befestige, bei uns und bei unsern Nachbarn die Partei kommt und die Volksleidenschaft auf ihrer Seite hat, die als erste Verkündigung ihres Sieges von der Tribüne herab erklärt: „Polen soll befreit werden, wenn nicht durch unsere Vermittelung, durch unsere Waffen.“ Dann geben Sie die Zukunft der Welt preis dem ungewissen Schicksale eines langen und blutigen Krieges, dann vernichten Sie vollständig den Wohlstand des Volkes, der jetzt so tief erschüttert ist, und so nothwendig hat, sich wieder zu erholen. Ich will nichts von Ihnen als den Ernst und die Prüfung, die uns nothwendig ist, eine Prüfung, die man selbst da als nothwendig erkannt hat, wo man tiefer betheiligt ist bei diesen Angelegenheiten, als wir es für den gegenwärtigen Augenblick sind. Die preußische Regierung,

welche die Theilung Polens ausgeführt hat, hat die Nothwendigkeit anerkannt, die Acten wieder aufzunehmen und näher anzusehen, was damals geschehen ist; sie hat im Vereine mit ihren Vertretern eine neue Untersuchung angeordnet und einer Kommission der dortigen Volksvertreter übertragen, oder mindestens übertragen lassen; sie wird die Berichte dieser Kommission erwarten, und sie wird, ich zweifle nicht, darnach handeln. Mehr verlange ich auch nicht. Man kann die Völkerschicksale nicht aufhalten: haben die Polen uns ein Stück Boden, und haben sie so und so viel deutsche Bewohner abzugeben, wohlan, so mögen sie dieses Schicksal tragen, wie manches andere harte Schicksal, das sie haben tragen müssen; aber man zeige ihnen nicht mit Shrapnells, sondern mit Gründen der Vernunft und der Nothwendigkeit, daß sie müssen; man zeige es ihnen im Angesichte von Europa, und erst dann, wenn sie mindestens wieder angefangen haben, ein Volk zu sein, nicht jetzt, wo sie gebunden sind an Händen und Füßen und wo wir nicht mit ihnen unterhandeln, sondern ihnen nur abnehmen können, was wir haben wollen. Man thue ihnen, den Schwachen und Unglücklichen, gegenüber, was man gegenüber von Rußland und Frankreich thut, weil sie stark und gewaffnet sind; man wende ihnen zu, was ihnen gebührt: die Schonung, die das Unglück in so hohem Grade in Anspruch nimmt, und man behandle sie eher milder als härter, denn andere Völker; das ist das Einzige was ich beantrage. Beauftragen Sie die Gewalt, die Sie geschaffen haben, mit eigenen Augen zu sehen, nicht mit den trüben Augen, die die gegenseitigen Parteischriften hervorgerufen haben; denken Sie an die Worte des Dichters, „daß von der Parteiengunst und Haß entstellt das Charakterbild der Zustände in der Geschichte schwankt.“ Lassen Sie Ihren verantwortlichen Minister Ihnen gegenübertreten, von dieser Tribüne herab Ihnen sagen: „Das ist nothwendig,“ und wenn er das sagt und mit Gründen belegt, dann werden Sie ruhig der Nothwendigkeit gehorchen können. Indem ich also nichts von Ihrer Gerechtigkeit verlange, als eine Untersuchung der Sache, schließe ich mit den Worten einer Herrscherin, die betheiligt war bei der Theilung Polens. Sie sagte: „In dieser Sache, wo nicht allein das offenbare Recht himmelschreiend gegen uns ist, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß ich bekennen, daß zeitlebens ich nicht so geängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst, was wir aller

Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen." Das schrieb Maria Theresia an Kaunitz". (Stürmisches Bravo von der Linken.)" — —

Drei Tage lang dauerte die Redeschlacht. Am vierten — den 28. Juli 1848 -- kam es zur Abstimmung. Der von Blum formulirte Antrag: „die Zustände in Posen durch die Centralgewalt untersuchen zu lassen und einstweilen die Entscheidung auszusetzen, wurde mit 333 gegen 139 Stimmen abgelehnt, und schließlich die Anträge des Ausschusses mit 342 gegen 31 angenommen. Die Linke enthielt sich der Abstimmung.

Wir erwähnten dieser Episode etwas ausführlicher, weil sie für die Gegenwart ein besonderes Interesse hat, und weil die Rede, welche Blum bei dieser Gelegenheit hielt, ihn in seinem besten Licht zeigte.

Der Reichsverweser war natürlich nur ein Schatten. Der Bundestag zwar legte getreulich seine Macht in die Hände des österreichischen Erzherzogs nieder, auch im Parlament hatte er eine respektable Majorität, aber die Selbsttödtung des Bundestags war nur eine optische Täuschung — nach 2 Jahren feierte er lustig seine Wiederauferstehung —, und mit den Regierungen haperte es. Die kleinen fügten sich zum Theil doch die große und einzige, auf welche es ankam, die preußische, setzte sich auf die Hinterfüße. Trotz des Befehls der Centralgewalt ließ König Friedrich Wilhelm IV. seine Armee nicht dem Reichsverweser Treue schwören. Er erließ am 29. Juli einen Armeebefehl, in welchem er seine Zustimmung zur Wahl des Reichsverwesers aussprach und, der Ernennung desselben durch das Parlament mit keinem Wort gedenkend, mit den Worten schloß: „Ueberall, wo preußische Truppen für die deutsche Sache einzutreten und nach meinem Befehl Sr. kaiserlich königlichen Hoheit, dem Reichsverweser sich unterzuordnen haben, werdet ihr den Ruhm preußischer Tapferkeit und Disziplin treu bewahren und siegreich bewähren." Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl, und man verstand ihn auch in Frankfurt, hütete sich jedoch, den Handschuh aufzunehmen.

Und vierzehn Tage später, am 14. August 1848 sagte Friedrich Wilhelm IV. zu Heinrich von Gagern, der das Kölner Dombaufest mit einer Deputation aus der Paulskirche besucht hatte: „Vergessen Sie nicht, daß es noch

Fürsten in Deutschland giebt, und daß ich einer derselben bin."

Das vergaßen die Herren Paulskirchner nun allerdings nicht, aber was sie vergaßen, das war, daß sie, ohne Macht, ohne Rückhalt und Druckkraft von unten herauf, den Fürsten gegenüber nur Puppen waren, die gelegentlich in die Rumpelkammer oder gar auf den Mist fliegen würden. —

Den 15. August begab sich Blum auf einige Tage nach Leipzig, wo politische und Familien-Angelegenheiten seine Anwesenheit nothwendig machten. Er fand die Frau sehr leidend, so daß er sie für verloren hielt — Befürchtungen, die sich jedoch nicht bestätigten. Von Ruhe im Familienkreise konnte überhaupt nicht die Rede sein.

„Tag und Nacht nahmen die politischen Freunde den Volksmann in Beschlag mit Versammlungen, Volksfesten, Ehrenbezeugungen aller Art. Was immer das Herz des Mannes mit Stolz und Freude erfüllen kann, hat damals Leipzig seinem Abgeordneten geboten. Noch heute leben jene Festestage, die Robert Blum von der ganzen Bevölkerung der Stadt dargebracht wurden, in der Erinnerung des Volkes, namentlich der gewaltige Fackelzug, der an seinem bescheidenen Hause in der Eisenbahnstraße vorüberwallte über eine Stunde lang, mit 10,000 Fackeln. Noch unvergessen ist die Rede, die Blum am 16. August 1848 im Garten des Schützenhauses vor 10—12,000 Hörern hielt."*) Diese Rede, die von den „Deutschen Grundrechten" handelte, war die letzte, welche Robert Blum in Leipzig gehalten hat. — —

Wir kommen zum Anfang des Endes.

In Wien fühlt die Regierung nach Niederwerfung der Italiener wieder Boden unter den Füßen, und in Berlin glaubt die Regierung den Moment gekommen, wo sie ihr Spiel, wenigstens theilweise, enthüllt. Nach der Niederlage der Truppen am 18. März war die Garde gegen die Dänen geschickt worden. Der Krieg gegen Dänemark war eine Konzession an die öffentliche Meinung, die dadurch von dem Wesentlichen abgelenkt ward. An einen ernstlichen Krieg dachte die preußische Regierung nicht. Wurden die Dänen mehrmals geschlagen, so war das gegen den Plan und die Verabredung. Ja, gegen die Verabredung. Schon am 8. April hatte der preußische Gesandte, Herr v. Wildenbruch, von Sonderburg aus an Seine Excellenz den königlich dänischen

*) Robert Blum, von Hans Blum, S. 395 f.

Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Note gerichtet, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. „Preußen", so hieß es mit dürren Worten, „wünscht vor allen Dingen die Herzogthümer ihrem König-Herzog zu erhalten, und ist gleich weit entfernt davon, seinem eigenen Interesse oder dem Ehrgeiz dritter Personen dienen zu wollen. Einzig der Wunsch, die radikalen und republikanischen Elemente Deutschlands zu verhindern, sich unheilbringend einzumischen, bewog Preußen zu den gethanen Schritten (dem Krieg gegen Dänemark!) Das Einrücken preußischer Truppen in Holstein hatte den Zweck, das Bundesgebiet zu sichern und zu verhindern, daß die republikanischen Elemente Deutschlands, an welche die Herzogthümer als letztes Mittel der Selbsterhaltung hätten appelliren können, sich der Sache bemächtigten."

Dieses denkwürdige Dokument preußischer Regierungspolitik, zu dem höchstens in den Depeschen des „Eisernen Schrankes"*) Pendants (Seitenstücke) zu finden sein dürften, wurde, wie man sich denken kann, nicht veröffentlicht — es gelangte erst viel später, durch ein englisches Blaubuch, an die Oeffentlichkeit. Die Art und Weise des Vorgehens in Schleswig-Holstein hatte aber bereits allgemeinen Verdacht erregt, als die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes von Malmoe, durch welchen die preußische Regierung am 26. August die deutsche Sache in den Elbherzogthümern preisgab, den Verdacht zur Gewißheit erhob.

Die preußische Regierung hatte die Maske etwas zu früh fallen lassen. Sie spielte ein gewagtes Spiel. Die Entrüstung über ihr Handeln war so gewaltig in den weitesten Volkskreisen, daß das Parlament, gestützt auf das Volk, wohl im Stande gewesen wäre, das verlorene Terrain wieder zu erobern, die preußische Regierung zu Paaren zu treiben und sich eine solide Machtbasis zu schaffen.

Allein die Majorität des Parlaments dachte nicht an Derartiges. Sie bestand zur Hälfte aus Reaktionären,

---

*) Nach der Erstürmung der Tuilerien, am 10. August 1792 wurde in diesem Schlosse ein geheimer eiserner Wandschrank entdeckt, welcher das Beweismaterial für den späteren Prozeß Ludwigs des Sechszehnten und der Marie Antoinette lieferte. Von Beiden fanden sich Briefe, aus denen erhellte, daß die der französischen Nationalversammlung gegenüber beobachtete verfassungs- und revolutionsfreundliche Haltung blos ein mit dem Ausland verabredetes Blendwerk war.

welche die Demüthigung des Parlaments bewußt erstrebten, zur Hälfte aus Schwächlingen und Konfusionsräthen, die kräftiger Aktion unfähig waren.

Und so geschah denn, was von einer solchen Majorität nicht anders erwartet werden konnte: nach einem Aufwallen der Scham und Entrüstung die Unterwerfung.

Das Parlament, welches am 5. September den Waffenstillstand mit einer Mehrheit von 17 Stimmen (238 gegen 221) verworfen hatte, genehmigte am 16. September mit einer Mehrheit von 21 Stimmen (257 gegen 236) den Vertrag von Malmoe, den selbst ein Hans Blum „schimpflich“ nennen muß.

Das deutsche Parlament hatte sich damit den Boden unter den Füßen weggenommen, das Tischtuch zwischen sich und dem Volke zerschnitten und den Nagel zu seinem eigenen Sarg geschmiedet.

Vom 16. September 1848 an war das Frankfurter Parlament blos noch ein Schwatzklub, den der erste beste Polizeidiener — Soldaten waren gar nicht nöthig — auseinanderjagen konnte.

Die beiden Reden, welche Blum bei jener Gelegenheit hielt, zeugen von richtiger Auffassung der Verhältnisse.

Um 8 Uhr Abends am 16. September — es war Sonnabend — fand die entscheidende Abstimmung statt. Die Aufregung auf den Gallerien war ungeheuer und sie pflanzte sich in die Straßen fort.

Man war an einem Wendepunkt angelangt. Das fühlte Jeder. Aber was thun? Die verschiedenen Abtheilungen der Linken beriethen am Abend; Deputationen des Volkes verlangten, daß die Linke austreten, sich an die Spitze des Volkes stellen und als selbstständiges Parlament konstituiren sollte.

Das ward abgelehnt, und damit dankte auch die Linke als politischer Faktor ab.

Blum war einer der Sprecher gegen den Austritt.

Man hat ihm das verargt, und von dem Standpunkt der Demokratie aus war es unzweifelhaft ein großer Fehler. Blum hat ihn für seine Person wieder gut gemacht.

Er betrachtete das Parlament von diesem Augenblick an als faktisch nicht mehr existirend; er redete nicht mehr auf der Tribüne der Paulskirche, und als ihm an der Donau die Hoffnung auf eine Neugestaltung des Vaterlandes von unten herauf winkte, eilte er nach Wien. — —

Noch sind wir nicht so weit — aber die Ereignisse jagen einander. Die Todten reiten schnell. —

Der Mangel einer praktischen Organisation der nicht parlamentarischen deutschen Demokratie bekundete sich in den Septembertagen recht schlagend. Wäre eine Organisation vorhanden gewesen, dann konnte auch, trotz des Parlaments, der Sache des Volkes der Sieg gesichert werden. Statt organisirten, planmäßigen Handelns gleichzeitig an den entscheidenden Punkten, kam es nur zu vereinzelten, schlecht oder gar nicht vorbereiteten Explosionen, die nur den Gegnern der Demokratie nützten. Am 18. September in Frankfurt, wo Auerswald und Lichnowsky das Leben verloren. Und einige Tage später in Baden — unbedeutenderer Ausbrüche nicht zu erwähnen. In Baden war es Struve, der eine zweite und nicht verbesserte Auflage des Aprilputsches zum Besten gab. Mit einigen Leuten kam er am 21. September von der Schweiz herüber nach Lörrach und proklamirte die deutsche Republik.

Und zwar in optima forma, wie nachstehende Aktenstücke beweisen:

1) Aufruf an das deutsche Volk! Der Kampf des Volkes mit seinen Unterdrückern hat begonnen. Selbst in den Straßen der Stadt Frankfurt, am Sitze der ohnmächtigen Centralgewalt und der geschwätzigen konstituirenden Versammlung, ist auf das Volk mit Kartätschen geschossen worden. Nur das Schwert kann das deutsche Volk noch retten. Siegt die Reaktion in Frankfurt, so wird Deutschland auf dem sogenannten gesetzlichen Wege furchtbarer ausgesogen und geknechtet werden, als dieses in den blutigsten Kriegen geschehen kann. Lörrach, den 21. September 1848. Im Namen der provisorischen Regierung: Gustav Struve. Der Kommandant des Hauptquartiers: W. W. Löwenfels. Der Schriftführer: Karl Blind.

2) Deutsche Republik! Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle! Im Namen des deutschen Volkes verfügt die provisorische Regierung Deutschlands wie folgt: Art. 1. Sämmtliche auf dem Grund und Boden haftende mittelalterliche Lasten, sowie sämmtliche mittelalterliche persönliche Dienste, Zehnten, Gülten, Frohnen, und welchen Namen sie sonst tragen, sind ohne alle Entschädigung sofort abgeschafft. Alle Ablösungsschuldigkeiten für solche Lasten werden ebenfalls getilgt. — Art. 2. Sämmtliche bisher an den Staat, die Kirche und die adeligen Grundherren bezahl-

ten Abgaben hören von diesem Tage an auf; eine das Einkommen des Unbemittelten nicht berührende progressive Einkommensteuer tritt an die Stelle sämmtlicher bisherigen Abgaben; nur die an den Grenzen Deutschlands erhobenen Zölle bleiben für's Erste bestehen. — Art. 3. Sämmtliches Grundeigenthum des Staates, der Kirche und der auf Seite der Fürsten kämpfenden Staatsbürger geht provisorisch, unter Vorbehalt späterer Ausgleichungen, an die Gemeinden über, in deren Gemarkung es liegt. — Art. 4. Um alle in den vorstehenden Artikeln enthaltenen Erleichterungen zu sichern, wird eine allgemeine Erhebung des Volkes angeordnet. Alle waffenfähigen Männer vom vollendeten achtzehnten bis zum vollendeten vierzigsten Jahre ergreifen die Waffen zur Rettung des bedrohten Vaterlandes. Von heute an herrscht das Kriegsgesetz, bis das deutsche Volk seine Freiheit errungen haben wird. Im Namen der provisorischen Regierung Deutschlands: Gustav Struve. Der Schriftführer Karl Blind. Hauptquartier Lörrach, am ersten Tage der deutschen Republik, den 21. September 1848.

Struve, der nicht sonderlich populär war, fand wenig Anhang, und die „deutsche Republik" dauerte genau bis zum ersten Zusammenstoß des „republikanischen Heeres" mit den badischen Truppen. Er erfolgte am 24. Nachmittags bei Staufen. Struve nebst Anderen wurde gefangen und die Herrlichkeit hatte ein Ende. —

Greifen wir zwei Monate zurück. In der Nacht vom 15. auf den 16. Juli schrieb Blum an seine Frau:

.... „Leider bemerke auch ich, wie die Vierteljahre enteilen. Bereits ist der längste Tag vorüber und ich habe vom Sommer nichts gemerkt, als daß die Hitze in der Paulskirche und in den Kommissionslokalen unerträglich ist und mir oft nur alle 8 Tage Zeit bleibt, einmal zu baden. Wir müssen wirklich große Opfer bringen an Kräften und Wohlsein — wenn sie nur nutzten! Aber gegenwärtig geht es sehr schlecht, der Wahnsinn glaubt jetzt, der Reichsverweser bringe die goldene Zeit und denkt nur an ihn. Aber der Rückschlag wird und muß kommen und dann werden wir thätig sein. Wenn der Herbst kommt, wendet sich die Sache. Also werde gesund und bewahre nur die armen Kinder." — —

Und noch dritthalb Monate früher — am 3. Mai — hatte er an einen Leipziger Freund, Haubold, geschrieben:

„Wegen der Republik sollen die Leute ruhig

sein; die bekommen sie nicht; aber die ganze alte Sauwirthschaft bekommen sie wieder in neuer Auflage." — — —

Der Herbst war da und die Sache hatte sich „gewendet". Für's Erste nicht zum Guten. Blum war einen Moment tief niedergeschlagen. Den 3. Oktober schrieb er an Haubold:

„Lieber Freund! Wie es hier geht? Es ist fast überflüssig zu sagen: schlecht. Man fühlt diese Stellung um so mehr, als wir die beste hatten und gewissermaßen nur die Hand ausstrecken durften, um die Frucht viermonatlicher Arbeit zu brechen. Dieser unsinnigste und fluchwürdigste aller Straßenkämpfe hat uns fast ebenso viel geschadet, als die Februar- und Märzrevolution uns genutzt, und man fragt sich oft ernstlich, ob es wirklich ein revolutionäres Frühjahr gegeben habe. Und wie stehen wir persönlich. Von der einen Seite giebt man uns „intellektuelle Urheberschaft" eines Kampfes schuld, bei welchem nur wir verloren haben und nur wir verlieren konnten. Auf der anderen Seite wirft man uns Verrath des Volkes, Feigheit und Unentschiedenheit vor, weil wir die Versammlung auf der Pfingstweide (in Frankfurt) nicht für das deutsche Volk ansehen und uns den Diktaten ihrer exaltirten Abgeordneten nicht fügen wollen. Wahrlich, man möchte oft lieber in den Urwäldern von Kalifornien sitzen, als in der deutschen Volksvertretung. Nie hat eine Partei so unmittelbar am Siege gestanden, als die unsere, und nie hatte sie, bei nur einem Fünkchen Vernunft, mehr Interesse daran, daß keine gewaltsame Verschiebung ihrer Interessen eintrete. Dennoch aber soll gerade sie die Gewalt provozirt haben! — —

„Gott sei Dank, die Dummheit, welche uns in den Straßen von Frankfurt, im Badischen Oberlande, in Würtemberg, Köln u. s. w. zu Grunde gerichtet hat — sie erhebt uns wohl auch wieder. Denn die Reaktion ist zu übermüthig, sie errichtet Barrikaden in der Paulskirche und fällt so in Struve'scher Manier in das Gebiet des Rechtes und der Billigkeit ein, daß sie sich selbst zu Grund richten muß. Hoffentlich wird sie die Hand an einige Abgeordnete legen und deren 4—6 zum Opfer bringen." —

Und noch niedergeschlagener schreibt er der Frau am 4. Oktober:

„— In der Nationalversammlung verfolgt aus Bosheit, vom Volk in die traurigste Stellung gebracht aus Dummheit, von den Demokraten ange-

feindet und geächtet aus Unverstand, stehen wir isolirter als jemals und haben vor- wie rückwärts keine Hoffnung!"

Blum und seine Genossen hatten die Folgen ihres Fehlers zu tragen. Sie mußten unter allen Umständen mit dem Volke in Fühlung bleiben. Und konnten oder wollten sie nicht an die Spitze der Septembererhebung treten, so mußten sie dieselbe verhindern oder — sie geriethen zwischen Thür und Angel.

Blum war aber nicht der Mann, in Niedergeschlagenheit zu verharren. In Frankfurt war das Spiel verloren. In Wien war eine neue Partie engagirt worden, und sie konnte gewonnen werden. Blum rettete sich aus der falschen Stellung, in der er in Frankfurt war, indem er nach Wien ging.

„Hoffentlich wird sie — die Reaktion — die Hand an einige Abgeordnete legen und deren 4—6 zum Opfer bringen."

Seine Hoffnung erfüllte sich. Die Reaktion brachte zunächst zwar nur einen Abgeordneten zum Opfer. Dieser eine hieß aber Robert Blum.

Blum's Todesgang wird im Schlußkapitel geschildert.

Aus Blum's letzten Lebenstagen.

Wir stehen am Wendepunkt der deutschen Märzrevolution.

Die preußische Regierung, des Krieges gegen Dänemark müde, hat am 26. August 1848 den Waffenstillstand von Malmoe abgeschlossen, der Schleswig den Dänen überliefert. Das deutsche Parlament, von der Entrüstung des Volkes mit fortgerissen, verwirft in erster Abstimmung den Waffenstillstand, läßt sich aber einschüchtern und widerruft nach dreitägiger Redeschlacht, in der Blum sich glänzend hervorgethan, seinen ersten Beschluß, indem es den Waffenstillstand — am 16. September 1848 — mit 258 gegen 237 Stimmen gut heißt.

Die Gährung ist ungeheuer: eine große Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt faßt revolutionäre Beschlüsse, die Linke des Parlaments weigert sich, den gesetzlichen Boden zu verlassen.

Den 18. September werden in Frankfurt Barrikaden gebaut, während das Militär, das spielend Alles verhindern konnte, Gewehr im Arm zuschaut. Sogar Herr Hans Blum in seinem „Charakterbild" findet die Haltung des Militärs so auffallend, daß er zur Folgerung gelangt, man habe den Losbruch zu reaktionären Zwecken gewollt, und daß er speziell gegen „den Mann, der die nothwendige Diktatur in die Hand genommen", d. h. Schmerling, das Haupt der Reichsregierung, sein „tiefes Mißtrauen" ausspricht. Gerechtfertigt ist das Mißtrauen unzweifelhaft — nur dürfte es auch noch an andere Adressen zu richten sein.

Der Frankfurter Aufstand wird mit leichter Mühe bewältigt; ebenso der Struve'sche Putsch im badischen Oberland. Die Aufläufe an verschiedenen andern Orten haben nicht einmal die Bedeutung von Putschen.

Blum ist auf's Tiefste verstimmt über die Wendung der Dinge. Er hat Momente der Niedergeschlagenheit, was um so weniger zu verwundern, da er seit seiner Ankunft in Frankfurt, also volle fünf Monate lang, so mit Arbeiten

überhäuft war — außer seiner parlamentarischen und agitatorischen Thätigkeit hatte er eine tägliche Zeitung, die „Reichstagszeitung“ zu redigiren —, daß er „oft nur zwei höchstens drei Stunden“ die Nacht schlafen konnte, und körperlich auf's Aeußerste abgespannt war.

Am 3. Oktober schreibt er in solcher Stimmung den Brief an Haubold, dessen Anfang wir vorstehend (S. 322) bereits mittheilten. Den Schluß lassen wir hier folgen:

„— — Hoffentlich wird sie (die Reaktion) die Hand an einige Abgeordnete legen, und deren 4—6 zum Opfer bringen, was diese Sache nur fördern kann. Lust hat man viel dazu, aber man zagt doch immer noch etwas, seiner Herzensneigung zu fröhnen.

„Soll ich Dir versichern, daß wir keinen Antheil an dem Aufstande haben, daß wir vielmehr als Partei wie als Privatpersonen Alles aufgeboten haben, denselben zu hindern? Dummheiten sind auf der Pfingstweide gemacht worden, das ist wahr, namentlich von Schlöffer und Zitz. Aber es waren nur Dummheiten und ich versichere Dir, an einen Aufstand hat kein Mensch gedacht, es hat ihn kein Mensch geahnt. Man hat diesen Aufstand gepflegt wie eine Treibhauspflanze; man hat das Blut unnütz und frevelhaft vergossen; mit einer Compagnie Soldaten war die ganze Kinderei — es war anfangs nichts anderes — zu beseitigen. Das unter uns, und ich hoffe Dir die Angelegenheit gelegentlich mündlich auseinandersetzen zu können; der Oeffentlichkeit gegenüber läßt sich jetzt nichts thun, wir haben einmal Barrikaden gebaut, Lichnowsky erschlagen und den Struve in's Oberland geschickt oder gerufen — das müssen wir tragen, bis aus dem Düster der Untersuchung die Thatsachen mit einfacher Klarheit hervortreten. Dann werden wir gerechtfertigt sein, aber das verblendete Volk wird zu spät die Augen öffnen. Während es seine entrüsteten Blicke auf die angeblichen „intellektuellen Urheber“ lenken läßt, wird man ihm Hände und Füße knebeln und es mißhandeln wie früher. Ach, das Schicksal unsres Vaterlandes und unsres Volkes ist doch ein sehr trauriges; es scheint mir oft, als ob es zum Tode verurtheilt sei, und nicht die Kraft zu einer Auferstehung habe.“ —

Wenige Tage nachher urtheilt er anders.

Aus Wien kommt eine Nachricht, welche sein Herz wieder mit Hoffnung erfüllt, und ihn an die „Auferstehung“ glauben läßt.

Am 3. Oktober ernannte die österreichische Regierung

den berüchtigten Kroaten-Ban Jellatschich, dessen Raubzug nach Ungarn sie zwar heimlich begünstigt, ja angeordnet, aber öffentlich verleugnet hatte, durch kaiserliche Verordnung zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen und zum kaiserlichen Statthalter in Ungarn. Die Maske war abgeworfen. Fiel Ungarn, so fielen alle Errungenschaften der Wiener „März- und Mairevolutionen." Das begriffen die Wiener. Als die Garnison am 6. Oktober ausrücken sollte, um die Armee Jellatschich's zu verstärken, rotteten sich Volksmassen zusammen; ein Theil der Truppen ging zum Volk über, und in der darauf folgenden Verwirrung wurde der Kriegsminister Latour getödtet. Der Reichstag bemühte sich Ordnung zu schaffen; er schickte an den Kaiser eine Deputation, welche den Wunsch nach Abberufung des reaktionären Ministeriums und nach Rücknahme der Verordnung vom 3. Oktober ausdrückte. Beides wurde in Aussicht gestellt; als aber Wien am andern Morgen aufwachte, erfuhr es, daß der Kaiser mit seinem Hof über Nacht abgereist war — nach Olmütz.

Das vermehrte natürlich die Verwirrung.

Der Reichstag blieb in Wien, desgleichen die Minister mit Ausnahme Wessenberg's und Bach's, sowie sämmtliche städtischen Behörden. Wenn man überhaupt unter solchen Verhältnissen von einem „Rechtsboden" sprechen kann, so muß man allerdings zugeben, „daß beim Ausbruche und im Verlaufe der Wiener Oktoberrevolution alle — — Behörden und Gewalten der Residenzstadt sich eines unbestreitbaren Rechtsbodens erfreuten".*) Jedenfalls in höherem Maaße als die Regierung von Olmütz, deren Erlasse und Verordnungen nicht einmal „richtig kontrasignirt" waren — freilich ein Mangel, an welchem die Kroaten Jellatschich's und des speziell gegen Wien geschickten Fürsten Windischgrätz sich nicht stießen.

Sicher ist, daß keine der Behörden, die in Wien vom 6. Oktober an bis zum Tage der Bezwingung der Stadt das Ruder in Händen hatten, an den Sturz der Monarchie und die Einführung der Republik dachte.

Die „Wiener Oktoberrevolution" wurde in ganz Deutschland von den demokratischen Elementen auf's lebhafteste begrüßt. Die Frankfurter Linke versuchte eine Kundgebung des Parlaments zu Gunsten Wiens zu erwirken — zog

*) Hans Blum, in diesem Punkt gewiß ein unverdächtiger Zeuge, S. 463 seines „Robert Blum, ein Zeit- und Charakterbild".

indeß, die Erfolglosigkeit voraussehend, ihren bereits gestellten Antrag zurück, und beschloß, statt dessen, eine Deputation, bestehend aus vier Abgeordneten, nach Wien zu schicken.

Am 12. Oktober Abends sollte die Deputation gewählt werden. Bei der ersten Abstimmung ergab sich eine Majorität für Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Albert Trampusch, die beiden letzteren Oesterreicher; Karl Vogt und Robert Blum, die an Stimmenzahl zunächst kamen, hatten jeder gleichviel Stimmen. Blum zog nun Vogt bei Seite, und bat denselben, auf die Mission zu verzichten und ihm — Blum — das „Hinauskommen aus der dumpfen Frankfurter Atmosphäre" zu ermöglichen. Blum war parlamentskrank.

Vogt trat zu Gunsten des Freundes zurück, nicht ahnend, daß er ihn dem Tod weihe.

Blum wurde nun gewählt; er fuhr sofort nach Leipzig, verkehrte kaum einen Tag mit den Seinen, und fuhr am 14. Oktober Morgens nach Wien ab, wo er am 17. mit seinen drei Genossen eintraf.

Die Reise, die über Breslau ging, war ein Triumphzug gewesen; und glänzend war der Empfang in Wien: Volk und Behörden wetteiferten, ihre sympathische Begeisterung den „Abgesandten des deutschen Volks" kund zu thun. —

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier die Geschichte der Wiener Oktoberrevolution zu erzählen.

Was wir dem Leser zu bieten haben, wird am Besten durch Robert Blum selbst geboten, dessen lebendiges Zeugniß — in Gestalt von Briefen und Zeitungsartikeln — nur kurzer Erläuterung und der Ergänzung durch einige Aktenstücke bedarf. Er möge aus der Mitte der Ereignisse herausreden.

Ban Jellatschich war inzwischen mit Schimpf und Schande aus Ungarn hinausgejagt worden; die Ungarn hatten aber Bedenken, die Gränzen ihres engern Vaterlandes zu überschreiten, und der österreichische Reichstag hatte Bedenken, die Ungarn zur Ueberschreitung der Gränze aufzufordern, damit sie dem Ban, der sich mit seinen Kroaten vor Wien gelegt hatte, den Standpunkt klar machten.

Es war damals die Zeit der „Bedenken".

Unmittelbar nach seiner Ankunft in Wien, am 17. Oktober, schreibt Robert Blum an seine Frau:

„Unter dem ersten Eindrucke dieser ungeheuren Stadt

kann ich Dir nur anzeigen, daß wir ohne, oder doch mit sehr geringer Gefahr hier angelangt sind.

Wien ist prächtig, herrlich, die liebenswürdigste Stadt, die ich je gesehen; dabei revolutionär in Fleisch und Blut. Die Leute treiben die Revolution gemüthlich, aber gründlich. Die Vertheidigungsanstalten sind furchtbar, die Kampfbegier grenzenlos, Alles wetteifert an Aufopferung, Anstrengung und Heldenmuth. Wenn Wien nicht siegt, so bleibt nach der Stimmung nur ein Schutt- und Leichenhaufen übrig. Morgen erfolgt wahrscheinlich die Schlacht, d. h. nicht in Wien, sondern außerhalb der Stadt zwischen Ungarn und Kroaten; die Ungarn werden durch etwa 10,000 Wiener unterstützt werden, und wir werden die Schlacht mitmachen, denn wir sind heut Ehrenmitglieder der akademischen Legion und sofort bewaffnet worden. Wir müssen also mit unsern Kameraden; es wäre eine Schande, es nicht zu thun. Wir werden hier überall mit Jubel empfangen, soweit dies die ernste Stimmung zuläßt. Der Reichstag, der Gemeinderath, das Oberkommando, die Aula — Alles nahm uns wahrhaft begeistert, als Boten der Theilnahme Deutschlands auf. Alles ist hier bewaffnet, Alles drängt sich der Erste zu sein, welcher dem Feind entgegengeht. — — — — Nur Eins fehlt: wahrhaft revolutionärer Muth in den Behörden; man zerrt sich dort gar zu sehr mit Halbheiten herum, und lawirt immer, um auf dem gesetzlichen Boden zu bleiben. Energie dort im ersten Augenblicke, und die Sache wäre schon entschieden. Hoffentlich bekommt man unter dem Kanonendonner auch dieses Fehlende noch .... Wann ich zurückkomme, kann ich allerdings jetzt nicht bestimmen, aber jedenfalls reise ich diese Woche noch ab, denn eine Entscheidung erfolgt in den nächsten Tagen."

Nach zwei Tagen ist ein Umschlag bei Blum eingetreten, der „am 19. Oktober Morgens" an seine Frau schreibt:

„In aller Eile, liebe Jenny, die Nachricht, daß ich wahrscheinlich Sonntag (22. Oktober) mit dem ersten Zuge von Dresden komme; doch kann es auch Montag werden, aber wahrscheinlich Sonntag. Die Sachen gehen hier wieder langsamer; ja sind gewissermaßen umgeschlagen." —

Blum hatte sich vollends überzeugt, daß es den Leitern der Bewegung in Wien an der nöthigen Einsicht und Energie fehlte — daher der Entschluß zur Rückkehr.

Am 20. Oktober holte sich Blum seinen Paß bei dem

sächsischen Gesandten von Könneritz. Die anderen Abgeordneten, die gleichfalls abreisen wollten, hatten jedoch Paßschwierigkeiten, und als diese gehoben waren, hatten die kaiserlichen Truppen die „eiserne Kette“ um Wien schon so fest gezogen, daß die Abreise nicht mehr bewerkstelligt werden konnte.

Am 20. Oktober schreibt Blum seiner Frau:

„Wien, den 20. Oktober Nachmittags.

Liebe Jenny!

„Ob Du diese Zeilen erhälst, weiß ich nicht, da aber mein Weg gut ist, versuche ich es wenigstens. Du erwartest mich Sonntag oder Montag und ich bin indessen hier fest eingeschlossen, so daß Niemand mehr herauskommen kann. Gestern ist dies vollendet worden und heute sieht man eifriger und sehnsüchtiger*) als je der Entscheidungsschlacht entgegen. Wir sind also völlig in die Hand des Kriegsglückes gegeben und ob wir herauskommen, wann wir herauskommen und wohin wir den Weg nehmen, davon haben wir in diesem Augenblick noch keinen Begriff. Ob über Kärnthen nach Triest, oder über Salzburg nach Bayern läßt sich nicht bestimmen. Sei indessen unbesorgt, wir werden schon irgendwo durchkommen; und geht es nicht, so kosten die nächsten Tage so edle Opfer, daß es sich wohl lohnt, mit unter ihnen zu sein. Sobald die Entscheidung gefallen, und dann irgend ein Weg offen ist, gehen wir.

„Wiens Begeisterung und Kampfeslust ist unermeßlich, und man erlebt jede Stunde ein ansehnliches Stück Menschenalter, wenn man diese Züge geistiger Größe sieht. Man achtet das Leben nicht im geringsten, geht auf den Vorposten hin und her und wechselt Kugeln, wie man sich mit Brotkügelchen wirft nach heiterem Mahle. Einen Feind treffen, macht gerade soviel Vergnügen und so wenig Gewissensbisse, als einen Kegel treffen im Spiel**). Wir haben hier jetzt etwa 100,000 Bewaffnete; gegen uns stehen etwa 72,000, aber freilich auf jener Seite geübte Soldaten, hier Bürger. Nun, dafür aber auch dort nur Sold, hier Begeisterung und Bewußtsein des Kampfes. Besonders die Arbeiter sind bewunderungswerth; für die Bourgeoisie, die ihnen nie etwas

---

*) In „Das Buch von Robert Blum“ von Eduard Sparfeld, Leipzig 1849, findet sich, für „eifriger und sehnsüchtiger“ der häßliche Druckfehler: unsicherer und scheelsüchtiger.

**) In Hans Blum's „Charakterbild“ fehlt dieser Satz. Wohl in Folge der famosen „Allianz“ Hans Blum-Bismarck („Charakterbild“ S. 580).

gab oder gönnte, stehen sie bereit, in den Tod zu gehen. Nein, es ist doch für etwas Höheres, denn in Wien entscheidet sich das Schicksal Deutschlands, vielleicht Europa's! Siegt die Revolution hier, dann beginnt sie von neuem ihren Kreislauf, erliegt sie, dann ist wenigstens für eine Zeit lang Kirchhofsruhe in Deutschland, wenn auch die Tyrannei keineswegs damit gesichert ist, denn ihre Soldateska selbst revolutionirt, ehe 6 Monate vergehen. Die Polen sind treu, wie Gold, täglich mehren sich ihre Schaaren und sie sind das beste Corps. General Bem, der Vertheidiger von Warschau (1831), befehligt die Artillerie. Wenn nur der Magen nicht wäre! Die Märkte sind völlig leer, man kann sich denken, was das heißt bei einer Bevölkerung von 450,000 Menschen. Zwar ist Brod und Fleisch für einige Wochen hier, aber die Preise steigen enorm, und die Angst der Leute in demselben Verhältniß." —

Man sieht, Blum ist wieder in gehobenster Stimmung. Freilich, der letzte Satz seines Briefes läßt durchblicken, daß auch der Geist der Bürgerschaft kein solcher war, wie der Moment ihn erheischte.

Drei Tage später, den 23. Oktober, berichtet Blum einem Freunde in Frankfurt:

„Die Lage der Dinge ist hier noch immer die alte und Gott weiß, wann sie sich wenden wird; einerseits nehmen die Vertheidigungsmittel zu, die mobilen Corps schwellen, die Kanonen vervielfachen sich, die Barrikaden, Wälle 2c. werden fester und höher, aber anderseits schwellen die Kosten, die 35,000 fl. täglich betragen, immer mehr, die Noth wird größer, der Markt leerer, die Preise steigen und die Sorge wächst. Wo soll das hinaus? Der lahme und zweideutige Gemeinderath, der der Mehrheit nach schwarzgelb ist, und es jetzt nur nicht wagt, offen zu handeln, wirkt hemmend auf alle entschiedenen Maßregeln, und Messenhauser wälzt mit seinem redlichen Willen den Stein des Sisyphus. Wenn es so fort geht, dann richtet sich Wien selbst zu Grunde und macht seinen Feinden sehr leichtes Spiel. Es muß angreifen, Ausfälle machen, Bahn brechen für Lebensmittel und die Feinde ermüden, dann erst wird es siegen. Sobald der Feind durch fortwährende Beunruhigung genöthigt ist, Tag und Nacht unter den Waffen zu stehen, ist seine Mannschaft binnen acht Tagen müde bis zur Unbrauchbarkeit, auch reiben Krankheiten sie bei der Nässe des Bodens und des Wetters auf. Wir besiegen ihn dann entweder ohne Schlacht

und zwingen ihn zum Abzuge, oder wir reizen ihn zum Angriffe der Stadt und zerschmettern ihn dort. Wie jetzt die Sachen stehen, ist es selbst einer Armee von 100,000 Mann unmöglich, Wien zu nehmen, sie muß zu Grunde gehen, ehe sie in die innere Stadt kommt. Wir können 8 Tage nach mäßiger Berechnung schlagen, selbst dann, wenn wir annehmen, daß wir die Kanonen von Hauptbarrikade zu Hauptbarrikade immer einbüßen. Und noch niemals, so lange die Welt steht, hat irgend eine Armee nur 3 Tage einen Straßenkampf ausgehalten, am wenigsten, wenn sie außerhalb war und die Straßen erst erobern mußte. Wir haben demnach fünfachtel Kraft und Mittel überflüssig und können Alles wagen; wenn wir Windischgrätz reizen, so greift er jedenfalls an, denn er hat seine Ehre verpfändet, Wien zu nehmen, und er soll hoffentlich mehr hier lassen als die Ehre.

„Wie in allen Revolutionen die wachsende Gefahr auch den Verdacht hervorruft oder nährt, so auch hier; seit vorgestern wittert man Verräther an allen Ecken und Enden. Messenhauser, Bem, die Bezirkschefs, der Gemeinderath, Alles soll Verrath spinnen. Thatsache ist, daß Elemente zu einer schwarzgelben Contre-Revolution vorhanden sind. Aber heute sind sie völlig unschädlich gemacht, ihre Spitzen geholt worden, nachdem man gestern ihre Mittel gefangen hatte. Gestern wurden nämlich 2 Wagen mit Geld genommen, einer mit russischen Kupferkopeken für Jellatschich und seine Grenzer bestimmt, der andere mit Silber, 34 Fäßchen wunderschöner 20-Kreuzer. Wahrscheinlich bestimmt zur Aufwiegelung oder Bezahlung der Arbeiter in Fünfhaus, Sechshaus, Gumpendorf und den Vorstädten. Sie liegen wohl verwahrt in der Bank und werden gute Dienste leisten. Die eigentlichen Versender hat man noch nicht, aber wichtige Begleiter. Die Reaktion wurde etwas unverschämt getrieben, und das war sehr gut. — Der Studenten-Ausschuß ist unermüdlich thätig und wachsam, es giebt nichts, was der nicht ergründet, sobald er einen Faden, einen Wink erhält. Aber eben so groß als seine Thätigkeit ist seine Besonnenheit; in Paris wäre heute unbedingt der blutigste Aufstand gegen die Contre-Revolution ausgebrochen, hier hat man sie ganz ruhig ergriffen. Die Studenten haben die Revolution gemacht, ohne sie giebt es keine, durch sie ist jeden Augenblick eine zweite möglich, aber dennoch wird sie eine besonnene, planvolle und kurze sein.

„Der Krieg hat wenig Schreckliches, d. h. in seiner direkten Erscheinung, dagegen ungemein viel Erfrischendes, Erhebendes und Erfreuendes.

„Ueberhaupt ist das Lagerleben äußerst lustig, besonders Abends und Nachts. Ueberall Gesang, Musik, Scherz und Heiterkeit. Es giebt keine Todesart, die nicht bereits Jellatschich und Windischgrätz in effigie im Lager erduldet haben und täglich erdulden. Allerdings kommen auch arme Frauen und holen das Brod des Mannes zur Nahrung für die hungernden Kinder; aber wenn dies die Kameraden merken, dann wird auch der Korb voll Brod und Fleisch und Wein, und die gerührte Mutter kehrt jubelnd zurück. Die Studenten gehen auch hier wieder mit dem edelsten Beispiel voran. Bei ihrem Mobilcorps nehmen die Offiziere nicht mehr als der Gemeine, 25 Kreuzer täglich; was sie mehr erhalten, das wird in die gemeinschaftliche Kasse gethan und unter das Corps wöchentlich vertheilt, was dem Familienvater sehr wohl thut.“ —

Dieser Brief kennzeichnet die Lage. An Material und Kräften zu einer siegreichen Vertheidigung fehlte es nicht, wohl aber an Organisation und fähigen Führern. Messenhauser, der Oberbefehlshaber, war seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen: der einzige tüchtige Militär, der Pole Bem, leistete als Kommandant der Mobilgarde Außerordentliches, er stand jedoch allein und hatte von vornherein sich dahin ausgesprochen, daß ohne Mitwirkung der Ungarn Wien verloren sei. Von dieser Mitwirkung wollten aber die Civilbehörden trotz Drängens der radikalen Elemente nichts wissen.

Den 20. Oktober war Fürst Windischgrätz bis Lundenburg, in nächster Nähe Wiens, vorgerückt. Dort trafen am gleichen Tage die Frankfurter Abgeordneten Welcker und Mosle ein, welche der Reichsverweser Johann als „Friedensstifter“ entsendet hatte. Die „Friedensstifter“ wurden von Windischgrätz „mit größter gesellschaftlicher Auszeichnung“ empfangen, als sie aber mit ihrer „Friedensmission“ herausrückten und sich auf den Reichsverweser — bekanntlich ein österreichischer Erzherzog — beriefen, fuhr der Fürst sie an: „Ihre Vollmachten brauche ich nicht einzusehen. Oesterreich bedarf der Paulskirche nicht; es wird den Kampf um sein Bestehen allein ausfechten.“ Und am gleichen Tag erließ er eine Proklamation, in welcher er unbedingte Uebergabe Wiens forderte, von den „Bewohnern der Hauptstadt“ verlangte,

daß sie „den Willen und die Kraft finden sollten, sich aus der Gewalt einer Handvoll Verbrecher zu befreien“, und im Uebrigen Belagerungszustand und die Suspension aller Civilbehörden verkündigte.

Diese Proklamation brachte in Wien eine ungeheure Erbitterung hervor. Der Reichstag und der Gemeinderath erklärten sie für ungesetzlich. Am 23. Oktober berief Blum eine Volksversammlung in die Aula und hielt eine zündende Rede, die später vom Kriegsgericht gegen ihn ausgebeutet wurde. Die schärfste Stelle lautete:

„Man muß an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt, welches die Völker Oesterreichs zusammengehalten, das Band gemeinsamer Freiheit setzen.“

Die „Freiheit“ sollte die Republik und folglich „Hochverrath an der Monarchie“ bedeuten!

Im Uebrigen war die Rede, nach dem Berichte der amtlichen „Wiener Zeitung“, höchst gemäßigt, und beschränkte sich fast ausschließlich auf Widerlegung der in der Windischgrätz'schen Proklamation aufgestellten Behauptung, daß Wien in der Gewalt von Verbrechern, und der Anarchie verfallen sei. Was Blum in jener Versammlung sagte, ist schärfer gefaßt in einem Zeitungsartikel, welchen er am 24. Oktober in dem von Becher und Jellineck redigirten „Radikalen“ veröffentlichte. Der Artikel lautet:

Belagerungszustand und Standrecht.

Am Nachmittage des 22. Oktober wurde eine allerdings nur kleine Anzahl der Bewohner Wiens durch das Plakat des Fürsten Windischgrätz überrascht, welches den Belagerungszustand und das Standrecht über Wien verkündet.

Das scheint demnach die erste Arbeit, welche aus der bekannten von Prag mitgenommenen Felddruckerei des Fürsten Windischgrätz hervorgegangen ist; es ist ein hoffnungsvolles, vielversprechendes Werk, und der Fürst kann bei entsprechenden Fortschritten einst versuchen, bürgerlicher Buchdrucker in Wien zu werden. Lebten wir im Karneval, wir würden dieses Plakat für die tolle Ausgeburt eines Witzboldes halten und es gelungen nennen. — Aber die Sache hat auch ihre ernsthafte Seite: Während man Wien von allem Verkehr mit der Welt abschneidet, mit roher Gewalt eingreift in den Privatverkehr und ihn abschneidet, während man sich geberdet, wie es bei unserem heutigen Bildungszustande selbst feindliche Heere gegen einander nicht mehr zu thun pflegen, wäh-

rend man alle Barbarei veralteter Kriegsmittel wieder hervorsucht, um eine edle Stadt zu verderben, ihren Rechts- und Freiheitsstolz zu demüthigen und sie ohnmächtig dem Despotismus zu Füßen zu legen, — während dessen, sagen wir, erfüllt man die Welt mit solch unerhörten Lügen, wie sie dieses Plakat enthält. —

Daß die Stadt Wien „in der Gewalt einer kleinen, aber verwogenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faktion ist, und das Leben und das Eigenthum einer Handvoll Verbrecher preisgegeben ist" — das sind Neuigkeiten, die der Wiener am wenigsten von dort erwartet hätte, wo man stets für Gesetz und Ordnung besorgt zu sein glaubt. Die Stadt Wien ist zunächst in den Händen des Reichstags, oder vielmehr seines Ausschusses, dann des Gemeinderathes und des Oberkommandanten Messenhauser. Wer aber in Oesterreich darf den gesetzlichen Reichstag, den gesetzlichen Gemeinderath, den gesetzlichen Befehlshaber unserer Bürgerwehr beschimpfen und verläumden? Darf das der Fürst v. Windischgrätz? Wir verlangen Rechenschaft und Genugthuung für diese freche Beschuldigung, und sehen es als einen Beweis an, daß Recht und Gesetz aufgehoben, der rohen Willkür der Soldateska preisgegeben sind, wenn eine Genugthuung ihm nicht wird.

Eine Handvoll bewaffneter Bürger Oesterreichs, theilweise Verbrecher, zum größten Theil aber Verführte, an ihrer Spitze der Fürst Windischgrätz, lagern an den Thoren der Stadt und üben Gewaltthat gegen Leben und Eigenthum. Wer hätte nach den Revolutionen des März und des Mai geglaubt, daß so etwas möglich, denkbar wäre in Oesterreich? — Will der Fürst Windischgrätz wirklich „Ruhe und Ordnung wieder herstellen", so entferne er sich möglichst bald mit seiner Schaar; sie sind die Einzigen, welche die Ruhe und Ordnung stören. Stellt er die Ruhe und Ordnung des Gesetzes, welche er allein und schwer verletzt, nicht bald her, so möchte leicht das 19. Jahrhundert ihn lehren, was ihn die Geschichte der früheren Jahrhunderte nicht gelehrt zu haben scheint: daß es nicht nur der Sinn für Gesetz und Ordnung, sondern auch der starke bewaffnete Arm des freien Bürgerthums war, welcher die adeligen Raufbolde des Mittelalters — die Soldateska der damaligen Zeit! — mit blutigen Köpfen heimschickte und ihre Macht für immer brach. — Das Bürgerthum hat sich seiner Ahnen nicht zu schämen und kann mit Stolz auf deren Thun

zurückblicken; aber es wird auch wissen, ihrem Beispiel zu folgen und ihrer werth zu sein.

R. Blum.

Mittlerweile hatte Windischgrätz eingesehen, daß er mit seiner Proklamation vom 20. Oktober über das Ziel hinausgeschossen, und — am 23. — eine neue Proklamation erlassen, in welcher er mildere Seiten aufzog und sich begnügte, folgende fernere Bedingungen zu stellen: „Auflösung aller bewaffneten Corps, Sperrung der Aula, Auslieferung der akademischen Legion und von zwölf Studenten als Geißeln, desgleichen mehrerer noch zu bestimmender Individuen, Suspension aller Zeitungen bis auf die „Wiener Zeitung", die auf die Wiedergabe amtlicher Nachrichten eingeschränkt bleibt". Erfolge die Annahme dieser Bedingungen nicht binnen 48 Stunden, so würden die Feindseligkeiten eröffnet.

Deputationen aus der Stadt bestimmten den Fürst zur Milderung dieser Bedingungen. Es sollten blos noch ausgeliefert werden die Personen des angeblichen „polnischen Emissärs Bem, der sich unberufen in die Wiener Angelegenheiten mischt", Pulszky's (des bekannten ungarischen Patrioten), „eines demokratischen Schreiers, Namens Schütte und der Mörder Latour's".

Pulszky war gar nicht in Wien!

Blum's Name fehlt auf der Liste — ein Beweis, daß damals sein Tod noch nicht beschlossen war.

Der Gemeinderath hatte gegen die Bedingungen nichts einzuwenden; die Bürgerwehr, die Mobilgarde und die akademische Legion hatten jedoch keine Lust, freiwillig die Waffen abzuliefern, und da Fürst Windischgrätz es nicht wagte, in die Stadt einzuziehen, was wahrscheinlich ohne ernstlichen Kampf möglich gewesen wäre, so begann am 26. Oktober der eigentliche Angriff und das Bombardement der Stadt.

Am 26. Oktober trat Blum, der bis dahin blos agitatorisch thätig gewesen war, in das zwei Tage vorher von dem „kaiserlich königlichen Major a. D." Ernst Haug gegründete „Elite-Corps" ein, welches „zum Schutze der Ruhe und Ordnung der Stadt" bestimmt war. Auch seine Kollegen Hartmann und Fröbel ließen sich in dieses Corps einreihen. Die Mannschaften bestanden aus Nationalgarden, Studenten und Arbeitern; Blum wurde zum Hauptmann der ersten, Fröbel der zweiten Kompagnie gewählt.

Der Drang des Augenblicks entrückte das „Elite-Corps" bald seiner ursprünglichen Bestimmung. Am selben Tage, wo Blum eintrat, wurde es in die Feuerlinie kommandirt und Blum erhielt sofort die Feuertaufe. Daß er sie trefflich bestand, wird von Freund und Feind einmüthig bezeugt. Zwei Tage lang stand Blum im heißesten Feuer und that seine Schuldigkeit „mit Muth und Kaltblütigkeit". (Schreiben Ernst Haug's vom 27. November 1848.)

Den 28. Oktober war das Schicksal Wien's entschieden: die Vorstädte befanden sich in den Händen der kaiserlichen Truppen und der Weg in die innere Stadt stand offen. Die Behörden zeigten sich bereit zu kapituliren. Blum und Fröbel nahmen am Morgen des 29. Oktober ihre Entlassung als Hauptleute des „Elite-Corps".

Eine Deputation des Stadtraths verfügte sich zu Windischgrätz, um die Uebergabe anzubieten. Er verhieß, Gnade zu üben und „sich an Großmuth nicht überbieten zu lassen." — Von den Thürmen der Stadt wehten weiße Fahnen und am Nachmittag des 28. Oktober erklärte sich auch, nach vorausgegangener Berathung, die Nationalgarde und Akademische Legion für die Uebergabe, da Widerstand von nun an hoffnungslos. Unter Denen, die in diesem Sinne gesprochen, war Blum.

Wäre Windischgrätz jetzt in die Stadt eingezogen, er wäre auf keinen Widerstand gestoßen.

Am 30. Oktober schrieb Blum an seine Frau:

„Liebe Jenny!

„Die Schlacht ist verloren, das boshafte Glück hat uns geäfft. Nein, das Glück nicht, der schmachvollste Verrath, den jemals die Weltgeschichte gesehen hat, war der Art gesponnen, daß er im Entscheidungsaugenblicke, und nur und allein in diesem ausbrach. Ich habe am Sonntag noch einen sehr heißen Tag erlebt; eine Streifkugel hat mich sogar unmittelbar am Herzen getroffen, aber nur den Rock verletzt. Wien kapitulirt eben und wahrscheinlich wird die innere Stadt heute Abend oder morgen früh übergeben; dadurch sind einige noch unbesiegte Vorstädte dann ebenfalls bezwungen oder werden's wenigstens leicht. Ein Theil des Heeres, d. h. des städtischen Heeres — will die Waffen nicht ablegen, besonders sind die übergetretenen Soldaten in einer wahren Raserei; es kann demnach noch sehr schlimme Scenen im Innern geben. Sobald der Verkehr wieder beginnt, reise ich ab und komme nach

Leipzig. Leb' wohl, ich kann nicht mehr schreiben, mein Herz ist zerissen von Zorn, Wuth und Schmerz. Lebe wohl! Auf baldiges Wiedersehen!

Gruß und Kuß.

Robert.

„Liebe Jenny! Es fällt mir eben ein, daß Du nichts zu leben mehr hast; es geht Dir, wie uns. Wir haben nur noch Brod, Butter, Käse und ein wenig gesalzenes Fleisch, auch etwas Fische, aber enorm theuer. Laß Dir, wenn Du nicht warten kannst, von Freund Heyner 30 Thaler geben, ich schicke sie ihm dann gleich zurück, wenn ich wieder dort bin." —

Der Glaube an Verrath, der sich in diesem Brief ausspricht, war allgemein und entbehrt in der That nicht der Begründung, wenn auch Feigheit und Rathlosigkeit mehr Uebel gestiftet haben als Verrath.

Das Zaudern des Fürsten Windischgrätz sollte für Wien verhängnißvoll werden. Am 30. Oktober ließen sich endlich die so lange ersehnten Ungarn vom Stephansthurm erblicken — die weißen Fahnen wurden herabgerissen. Bei der herrschenden Verwirrung ist nicht festzustellen, wer den Befehl gegeben hat.

Das Glück hatte die Wiener nur genarrt — nach kurzem Gefecht bei Schwechat retirirten die Ungarn — Wien aber hatte die Folgen des „Kapitulationsbruchs" zu tragen.

Die Hauptstadt wurde erstürmt — der Widerstand war ungeordnet — die Kroaten sengten, brennten, plünderten, schändeten.

Am 1. November wehte die schwarzgelbe Fahne vom Stephansthurme.

Blum fühlte sich vollkommen sicher inmitten der Massenverhaftungen.

Noch am 2. November schreibt er seiner Frau:

„Dem Vernehmen nach fahren heute die Posten wieder ab, hoffentlich folgt diesem Schritte bald auch die Möglichkeit, reisen zu können, und ich komme dann wieder nach Haus. Natürlich kann ich nun zum Schillerfeste nicht bleiben; ich bleibe höchstens einen Tag, da ich nur zu lange hier verweilen mußte."

Am nämlichen Tage richtete er nebst seinen drei Kollegen folgendes Gesuch an den Stadtkommandanten:

„Sr. Exc. dem k. k. Feldmarschallieutenant Freiherrn von Csorich.

Die unterzeichneten Abgeordneten der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt sind im Laufe der letzten Wochen nach Wien gekommen und durch die Ereignisse hier zurückgehalten worden. Nach der jetzt eingetretenen Wendung der Dinge hoffen und wünschen dieselben zu ihrem Berufe zurückkehren zu können und bitten Ew. Exc., zu diesem Zwecke höflichst und ergebenst um den nöthigen Passirschein. Um Ew. Exc. nicht mit einer Antwort zu belästigen, werden die Unterzeichneten sich erlauben, heute Nachmittag persönlich sich bei Ew. Exc. einzustellen und den Nachweis über Person und Eigenschaft gehorsamst zu überbringen. In der Erwartung einer gnädigen Gewährung ihrer gehorsamsten Bitte zeichnen mit vollkommenster Hochachtung Ew. Exc. gehorsamste Abgeordnete der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.

Wien, den 2. November 1848.

(Gez.) Robert Blum aus Leipzig, Albert Trampusch für den Wahlbezirk Weidenau im k. k. Schlesien, Julius Fröbel für die Fürstenthümer Reuß j. Linie, Moritz Hartmann aus Leitmeritz." —

Csorich verwies „die deutsche konstitutionelle Nationalversammlung (buchstäblich!) in Stadt London" (dem Wirthshaus, wo die Frankfurter Abgeordneten seit ihrer Ankunft in Wien wohnten) an General von Cordon, der, als Antwort auf das Schreiben Blum's und der Kollegen desselben, am 3. November den Befehl erließ:

„Die Stadthauptmannschaft wird beauftragt, die angeblich (!) im Hotel zur Stadt London wohnenden Herren Robert Blum und Julius Fröbel in militärgerichtlichen Verhaft zu nehmen, unter Beschlagnahme ihrer Effekten."

Der Befehl wurde am 4. November frühmorgens ausgeführt. Blum hätte leicht entfliehen können, wie Trampusch und Hartmann es thaten; er hielt es aber nicht mit seiner Würde vereinbar und — baute auf seine Unverletzlichkeit als Mitglied des Parlaments.

Den folgenden Tag setzten die beiden gefangenen Abgeordneten ein Schreiben an den Präsidenten der deutschen Nationalversammlung auf, in welchem sie demselben ihre Verhaftung anzeigten und um Schutz und Freiheit auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. September baten.

Das Schreiben gelangte nie nach Frankfurt: es wurde an Fürst Windischgrätz geschickt und von diesem zurückbehalten.

Der sächsische Gesandte von Könneritz, obgleich rechtzeitig in Kenntniß gesetzt, versäumte es, das Nöthige für Blum's Freilassung zu thun.

Blum denkt noch immer an keine Gefahr. Am 6. November schreibt er seiner Frau:

„Meine liebe Jenny! als ich Dir meine letzten Zeilen schrieb, deren Kürze die Umstände geboten, glaubte ich denselben auf dem Fuße zu folgen und wenigstens kurze Zeit in meinem Hause zu verleben. Das ist anders geworden und ich werde unfreiwillig zurückgehalten, bin verhaftet. Denke Dir indessen nichts Schreckliches, ich bin in Gesellschaft Fröbel's und wir werden sehr gut behandelt: allein die große Menge der Verhafteten kann die Entscheidung wohl etwas hinausschieben. Sei also ruhig und wenn Du das bist, wirst Du zu meiner Ruhe wesentlich beitragen; ich denke Dich stark und bin's deshalb selbst. Bitte Heyner in meinem Namen, daß er Dir die Haushaltungsbedürfnisse vorschießt; ich werde ihm das entnommene sofort ersetzen, wenn ich wiederkomme. Leb' recht wohl, bleibe gesund und heiter, grüße alle Freunde und empfange für Dich und unsere lieben Kinder von Herzen Gruß und Kuß von Deinem Robert. — Denkt am 10. und 11. freundlich an mich." —

Die hoffnungsvolle Stimmung Blum's fing jedoch schon am selben Tage an sich zu trüben. Ein Brief, den sein Mitgefangener Fröbel am 22. Dezember 1848 an Blum's Schwester, Frau Selbach in Köln, schrieb, sagt über die letzten Tage, welche er mit Blum verlebt:

„Vom 26. bis zum 28. (Okt.) sah ich Ihren Bruder nicht wieder. Ich hörte aber von Andern, daß er unterdessen mit einem Muthe, der über jedes Lob erhaben war, ja sogar mit Lust und Freude sich im Kugelregen und in anderen Gefahren befunden. Mehrere seiner Mannschaften fielen in seiner Nähe und andere wurden verwundet. Eine Kugel fuhr ihm auf der linken Seite, am Herzen, durch das Rockfutter. Die Nacht vom 28. auf den 29. brachte er in seinem Zimmer in Stadt London zu, während ich mit dem Rest meiner Kompagnie einen Saal des Universitätsgebäudes inne hatte. Am 29. früh um 5 Uhr besuchte ich ihn und wir schrieben unser Entlassungsgesuch, welches wir gegen 6 Uhr abschickten. Dann lebten wir wieder bis zum 4. früh, wo wir verhaftet

wurden, im Gasthaus zusammen. Ihr Bruder war in der ganzen Zeit äußerlich abwechselnd ernst und ruhig, bald humoristisch, bald ziemlich leidenschaftlich aktiv gestimmt; innerlich bemerkte ich an ihm immer eine große Erregung. Wir kannten die Menschen nicht genug, die uns umgaben, und so war er ungewiß, ob für ihn die Zeit eines entscheidenden Augenblickes gekommen sei. Hätte er gewollt, so wäre die Leitung der Dinge sehr bald in seinen Händen gewesen. Weil er sich in dieser Beziehung über seine Aufgabe nicht klar sein konnte, schwankte er auch von Anfang an zwischen dem Wunsche abzureisen und dem, zu bleiben. — Im Gefängniß hatten wir miteinander ein leidliches Zimmer. Ihr Bruder sprach, als hoffe er höchstens acht Tage gefangen zu sein und dann freigelassen zu werden, innerlich aber scheinen ihn düstre Ahnungen beunruhigt zu haben. Er dachte viel an seine Familie und als er einmal, am Fenster sitzend, vor dem Kinder spielten, zu mir sagte: „sieh' da geht mein kleiner —" (ich weiß den Namen nicht mehr), sah ich, daß seine Hand zitterte und seine Augen feucht waren. Er sagte mir am dritten und vierten Tage unserer gemeinsamen Haft oftmals: „Du wirst am Ende allein zurückreisen," was ich ihm auszureden suchte. Er mochte an seine Rede in der Aula (s. S. 333) und an einen sehr beleidigenden Artikel denken, den er im Radikalen" (s. S. 333 f.) mit seiner Namensunterschrift gegen den Fürsten Windischgrätz geschrieben." —

Den 8. November richtete Blum mit Fröbel aus dem „Stabsstockhause" folgenden „Protest an die hohe Centralkommission zur Untersuchung der Vorfälle in Wien":

„Protest."

„Nach dem Reichsgesetze vom 30. September dieses Jahres, welches von der deutschen Nationalversammlung (in der auch Oesterreich vertreten ist) beschlossen, von der in Oesterreich anerkannten Deutschen Centralgewalt promulgirt, von Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann, Reichsverweser, unterzeichnet, und im Reichsgesetzblatt Nr. 2 ordnungsmäßig bekannt gemacht ist — darf kein Abgeordneter der Deutschen Nationalversammlung verhaftet oder in Untersuchung gezogen werden, ohne Zustimmung der Versammlung selbst. Die Unterzeichneten sind nun gegen das angezogene Reichsgesetz seit fünf Tagen verhaftet." (Folgt eine Aufzählung der Schritte, die sie bis dahin zur Erlangung ihrer Freiheit gethan). „Unter diesen Umständen, auf Grund des Reichsgesetzes vom 30. September, auf Grund der von Seiner

Majestät dem Kaiser von Oesterreich seinen Staaten vielfach garantirten konstitutionellen Einrichtungen, und auf Grund des fürstlichen Wortes des Herrn Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz Durchlaucht, die konstitutionellen Garantien nicht schmälern zu wollen, erfüllen die Unterzeichneten hiermit gegen das Deutsche Volk, gegen das Gesetz und gegen die Nationalversammlung eine heilige Pflicht, indem sie einen

feierlichen Protest

erheben gegen ihre Verhaftung sowohl, wie gegen das Verfahren seit dieser Verhaftung, und, die Verantwortlichkeit für die Nichtachtung des Gesetzes auf die Urheber wälzend, sehen wir uns genöthigt, den anliegenden Protest gehorsamst zu überreichen. Es ist unsere Pflicht, diesen Protest auch an die hohe Deutsche Nationalversammlung und an unsere Wähler gelangen zu lassen, damit dieselben erkennen, daß wir das Gesetz, zu dessen Erlassung und Erhaltung man uns erwählt hat, nach unseren Kräften selbst im Kerker wahren! Da nach der dermaligen faktischen Gestalt der Dinge dazu die Erlaubniß der hohen Central-Commission nöthig ist, so bitten wir, diese Erlaubniß uns baldmöglichst ertheilen zu wollen.

Mit vollkommenster Hochachtung zeichnen:

Einer hohen Central-Commission gehorsamste Abgeordneten der deutschen konstituirenden Nationalversammlung,

Robert Blum, Julius Fröbel.

Wien, im Stabsstockhause am 8. November 1848.“ —

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Den 8. November nach halb sechs Uhr Abends wurde Blum zum Verhör abgeholt. Wir theilen das amtliche Protokoll über diese Prozedur mit:

„Aktum bei der Standrechts- und Kriegsgerichtskommission im Stabsstockhause, angefangen um 5½ Uhr Abends am 8. November 1848.

Protokoll,

welches auf Anordnung des k. k. Militär-Stadtkommandos Akt 7. November, Nr. 251, in Betreff des in Haft gebrachten Robert Blum aufgenommen wurde.

Zur Grundlage dient:

Nr. 1. Auftrag des Herrn G.-M. Cordon, ddo. 7. November, Nr. 251, mit

a) ein Zeitungsabdruck der „Presse“, ddo. 25. Oktober.

b) ein Zeitungsabdruck der „Ostdeutschen Post“, ddo. 24.

c) Auszug aus dem Sitzungs-Protokolle des Gemeinderathes der Stadt Wien, ddo. 18. Oktober 1848.

Nr. 2. Bericht über die Arretirung Robert Blum's, ddo. 4. November mit

a) Schreiben des Robert Blum, Julius Fröbel, Moritz Hartmann und Albert Trampusch,

b) Schlüssel zu dem Koffer.

Nach Allegierung dieser Akten wurde Robert Blum vorgerufen, zur Angabe der Wahrheit erinnert und vernommen, wie folgt:

„Ich heiße Robert Blum, zu Köln in Rheinpreußen gebürtig, katholisch, Vater von vier Kindern, bin Buchhändler zu Leipzig, 40 Jahre alt.

„Ich kam am 14. Oktober mit dem Herrn Fröbel, Trampusch und Hartmann als Abgeordneter in Frankfurt am Main von dort nach Wien, um zunächst den Wiener Behörden eine Adresse zu überreichen. Wir fanden die Verhältnisse anders, als wir geglaubt hatten, und ich habe, wahrscheinlich am 23. Oktober, auf der Aula eine Rede gehalten, deren Sinn dahin ging, daß man an die Stelle des früheren Bandes der Gewalt, welches die verschiedenen Nationalitäten des österreichischen Kaiserstaates zusammengehalten, das Band der gemeinsamen Freiheit und der Anerkennung der gleichen Berechtigung aller Nationalitäten setzen müsse, damit die gemeinsame Freiheit sie inniger binde, als es die Gewalt bisher vermochte. Sollte es im Innern des Staates noch Elemente geben, welche die nichtdeutschen Nationalitäten nur durch das Band der Gewalt fesseln wollen, so müssen dieselben überwunden und vernichtet werden.

„Am 26. Oktober ließ ich und Fröbel, auf Zureden des Kommandanten Haut*), in das Elite-Korps mich einreihen, und wir wurden zu Hauptleuten gewählt, bezogen mit einer Kompagnie einen Posten an der Sophienbrücke beim Rasumoffsky'schen Palais, wo Kanonen in den Garten gegenüber dem Fluß gerichtet waren. Der Ober-Kommandant Messenhauser kam dahin, und ich sprach mit ihm, sowie mit Andern. Daß ich dort zu ihm geäußert hätte, daß er die Präsidentur der Republik annehmen solle, darauf kann ich mich nicht erinnern, und wenn dieses überhaupt gesprochen worden ist, so ist es nur im Scherze ausgesprochen worden.

„Ich habe in den Zeitungen allerdings die Anordnungen des Fürsten Windischgrätz bezüglich des Belagerungszustandes gelesen.

---

*) Soll heißen: Haug.

„Wo Herr Fröbel an diesem Tage mit seiner Kompagnie stand, weiß ich nicht anzugeben.

„Hier muß ich bemerken, daß das Gespräch bezüglich der Präsidentur nicht an der Sophienbrücke, sondern in einem Kaffeehause, wie ich glaube, auf der Landstraße, stattfand, wohin Messenhauser kam, wo ich eben nebst andern Garden und Mitgliedern des Elite-Corps an jenem Tage mich befand, um Kaffee zu trinken. Was Messenhauser damals auf der Landstraße zu thun hatte, weiß ich nicht; wahrscheinlich inspizirte er die aufgestellten Posten der unter seinem Kommando stehenden Garden.

„Ich muß noch bemerken, daß ich und Fröbel am 29. Oktober früh die Waffen abgelegt haben, weil das Elite-Korps nicht zu dem Zwecke verwendet wurde, zu welchem es ursprünglich bestimmt war, nämlich die innere Stadt in Ruhe und Ordnung zu halten.

„Ich muß hier auf jenes in Deutschland giltige Gesetz aufmerksam machen, wonach ein Deputirter nicht verhaftet und in Untersuchung gezogen werden kann, ohne vorher die Genehmigung der National-Versammlung einzuholen.

Praelecta confirmat. (Bestätigt.) Robert Blum m. p.

„Nach eigenhändiger Fertigung wurde das Protokoll geschlossen und unterzeichnet:

Franz Tiefenthaller, Gemeiner.	Adolf Compéis, Gemeiner.
Joseph Mahn (Maan?), Gefreiter.	Josef Wöhner, Gefreiter.
Johann Mohr, Korporal.	Adalbert Simmer, Korporal.
Johann v. Ehrenfeld, Feldwebel.	Franz Hirschecker, Feldwebel.
Pokorny, Lieutenant.	Szeth, Lieutenant.
Zamagna, Hauptmann.	J. F. v. Bach, Rittmeister.

Wolferom, Hauptmann-Auditor.	Cordier, Major, Präses.	Johann Sailler, Qua Aktuar.“ —

Einige der Unterschriften sind unlesbar. Daß Blum nicht so gesprochen haben kann, wie ihm hier in den Mund gelegt wird, brauchen wir nicht hervorzuheben.

Mit welcher Liederlichkeit das sogenannte Protokoll aufgenommen wurde, erhellt zur Genüge aus der Thatsache, daß der Name Haug's falsch geschrieben (Hauk) und das Datum der Ankunft Blum's in Wien falsch angegeben ist (14. Oktober statt 17. Oktober). Da es dem „Standrecht“ an „Grundlagen“ fehlte, so mußten ein paar reaktionäre Zeitungsberichte über die Aula-Rede Blum's (in „Presse“ und

„Ostdeutscher Post"), ein Gemeinderaths-Protokoll vom 18. Oktober, in welchem Robert Blum's Ankunft (am vorhergehenden Tage) einfach angezeigt, und — ein „Schlüssel zu dem Koffer" Blum's herhalten.

Indeß dieser Mangel an „Grundlagen" hatte auch das Gute, daß er die Berathungen abkürzte; das Urtheil konnte um so rascher „geschöpft" werden.

Das denkwürdige Aktenstück lautet:

„Urtheil,

welches in dem auf Befehl des k. k. hohen Militär-Stadtkommandos in Wien zusammengesetzten permanenten Standrechte

mit Einheit der Stimmen geschöpft wurde:

Herr Robert Blum, zu Köln in Rheinpreußen gebürtig, 40 Jahre alt, katholisch, verheurathet, Vater von vier Kindern, Buchhändler zu Leipzig, welcher bei erhobenem Thatbestande durch sein Geständniß und durch Zeugen überwiesen ist, am 23. Oktober l. J. in der Aula zu Wien durch Reden (?) in einer Versammlung zum Aufruhre aufgeregt und am 26. Oktober l. J. an dem bewaffneten Aufruhre in Wien als Kommandant einer Kompagnie des Elite-Corps thätigen Antheil genommen zu haben — soll nach Bestimmung der Proklamation Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten zu Windischgrätz vom 20. und 23. Oktober, dann nach § 4 im 62. Artikel der Theresianischen Gerichtsordnung mit dem Tode durch den Strang bestraft werden.

So gesprochen in dem Standrechte, angefangen um halb 6 Uhr Abends, am 8. November 1848.

Cordier, Major, Präses — Wolferom, Hauptmann-Auditor." —

Auf eine Kritik des Aktenstückes brauchen wir uns nicht einzulassen. Gleich dem ganzen Standrechtsverfahren gegen Blum ist es seit 40 Jahren durch das Urtheil der Geschichte gerichtet. Was es mit dem „Geständniß" und mit den „Zeugen" für eine Bewandtniß hat, wissen die Leser.

Hintennach ist*) behauptet worden, Blum habe während der Belagerung am 31. Oktober am Stephansplatz „die Worte ausgestoßen: „Ihr müßt noch zweihundert latourisiren", d. h. tödten, wie Latour getödtet worden ist —

*) von dem Erzreaktionär Freiherr von Helfert in seiner sog. „Geschichte Oesterreichs."

allein das ist offenbar Klatsch und in dem Verhör gar nicht zur Sprache gekommen, sonst hätte man sicherlich nicht versäumt, es im „Protokoll“ zu erwähnen.

Das Urtheil wurde unmittelbar nach Abführung des Gefangenen gefällt und noch den nämlichen Abend von dem General-Major Hipssich mit den Worten bestätigt:

„Ist kundzumachen und in augenblicklicher Ermangelung eines Freimanns (Nachrichters) mit Pulver und Blei durch Erschießen zu vollziehen.“

Um halb acht Uhr war Blum in seine Zelle zu Fröbel zurückgeführt worden. Die Prozedur hatte knapp zwei Stunden gedauert.

In dem schon erwähnten Brief an Blum's Schwester schreibt Fröbel weiter (am 22. Dezember 1848):

„Ich sah ihn noch einen Augenblick. Er war im Gesicht sehr erregt und ich las aus seinen Zügen, daß ihm der Gang des Verhörs ernste Besorgnisse erregt habe. Er wurde sogleich wieder abgeholt und in ein anderes Gefängnißzimmer gebracht. Als ich ihm die Hand reichte mit den Worten „auf Wiedersehen!“, antwortete er mir mit langsamen Worten und zweifelndem Tone, denselben Satz wiederholend: „Auf Wiedersehen!“ — Von einem Mitgefangenen, der Gelegenheit fand, mir einige Worte zu sagen, hörte ich, daß Ihr Bruder die Nacht vom 8. auf den 9., nach heiteren Gesprächen ruhig und in festem Schlafe zugebracht. Er war zu einem Polen, dessen Namen ich nicht kenne und zu einem Herrn v. Terzki (auch Tertschanski genannt und unter dem Namen Vilney als Novellenschreiber bekannt) und einem Herrn v. Schlechta gethan worden. Alle vier schliefen im gleichen Zimmer.“

Um 5 Uhr Morgens, am 9. November, wurde Blum aus tiefem Schlafe geweckt und in eine andere Zelle geführt, wo der Auditeur ihm das Urtheil vorlas. Er hörte es zwar bewegt aber standhaft an. Nur äußerte er sein Befremden, wie man auf Grund solcher Thatsachen hin ihn zum Tode habe verurtheilen können, und meinte, man werde das Urtheil doch kaum zu vollstrecken wagen, zumal er doch durch das Unverletzlichkeitsgesetz gedeckt sei. Der Auditeur erwiderte ihm, daß an der Vollziehung nicht zu zweifeln.

Nun ergab Blum sich in sein Schicksal.

Der Geistliche, den man ihm schickte, Pater Raimund vom Schottenstift, war so menschlich und anständig, sich aller Bekehrungsversuche zu enthalten.

Blum bat um Schreibmaterial, das ihm sofort gewährt wurde.

Er schrieb drei Briefe; den ersten an sein Weib:

„Mein theures, gutes, liebes Weib, lebe wohl! wohl für die Zeit, die man ewig nennt, die es aber nicht sein wird. Erziehe unsere — jetzt nur Deine Kinder zu edeln Menschen, dann werden sie ihrem Vater nimmer Schande machen. Unser kleines Vermögen verkaufe mit Hilfe unserer Freunde. Gott und gute Menschen werden Euch ja helfen. Alles, was ich empfinde, rinnt in Thränen dahin, daher nur nochmals: leb' wohl, theures Weib! Betrachte unsere Kinder als theures Vermächtniß, mit dem Du wuchern mußt, und ehre so Deinen treuen Gatten. Leb' wohl, leb' wohl! Tausend, tausend, die letzten Küsse von Deinem Robert.

Wien, den 9. November 1848.

Morgens 5 Uhr, um 6 Uhr habe ich vollendet.

Die Ringe hatte ich vergessen; ich drücke Dir den letzten Kuß auf den Trauring. Mein Siegelring ist für Hans, die Uhr für Richard, der Diamantknopf für Ida, die Kette für Alfred, als Andenken. Alle sonstigen Andenken vertheile Du nach Deinem Ermessen. Man kommt! Lebe wohl! wohl!" —

Dann an Karl Vogt in Hamburg:

„Ein Sterbender empfiehlt sich Dir und allen deutschen Freunden meiner armen Familie. Sie hatten nur mich als Ernährer. Tragt Eure Liebe für mich auf sie über, dann sterbe ich ruhig. Allen ein tausendfaches Lebewohl!

Blum.

Wien, den 9. November früh 1/26 Uhr." —

Und endlich an C. Cramer in Leipzig:

„Lieber Freund!

Es ist 5 Uhr und um 6 werde ich erschossen. Also nur zwei Worte: Lebe wohl, Du und alle Freunde. Bereite meine Frau langsam vor auf das Geschick des — Kriegs. Schreibe Günther meinen letzten Gruß. Ich sterbe als Mann — es muß sein. Lebt wohl! Lebt wohl!

Wien, den 9. November 1848. Blum."

Bei Blum's Sachen, die einige Wochen später in Leipzig eintrafen, fand sich noch folgender Zettel von seiner Hand:

„Meine Frau heißt Eugenie Blum, Eisenbahnstraße Nr. 8. Es versteht sich von selbst, daß sie meinen Nachlaß

erhält, sie hat nichts. Sachen liegen noch in der Stadt London. Ein herzliches Lebewohl mit diesen Zeilen an Fröbel, er soll bei der Rückkehr in Frankfurt a. M. grüßen, auch meine Frau und Kinder besuchen.

Blum."

Inzwischen war die Stunde des Todesganges gekommen. Es war nach 6 Uhr Morgens. Blum stieg mit Pater Raimund und Lieutenant Pokorny in den Wagen, drei Jäger auf den Kutschbock, drei hinten auf den Wagen — eine Abtheilung Kavallerie zu beiden Seiten.

Anderthalb Stunden lang dauerte die Fahrt. An der Reiterkaserne der Leopoldstadt hielt man an und wollte Blum Ketten anlegen. Er sträubte sich: „Ich will als freier deutscher Mann sterben. Sie werden mir glauben, daß ich nicht den lächerlichen Versuch machen werde, zu entfliehen. Verschonen Sie mich mit Ihren Ketten." Man that ihm den Willen. Von der Leopoldstädtischen Kaserne begleitete eine starke Militäreskorte — wie es heißt von 2000 Mann — den Wagen, welcher den deutschen Volksmann zur Richtstätte führte.

Unterwegs quälte Blum der Gedanke an Frau und Kind. Wiederholt schluchzte er: „Meine Frau, meine Kinder!" Doch rasch sich ermannend sprach er mit fester Stimme zu seinen Begleitern: „Nicht der Abgeordnete Blum weint, nur der Gatte und Vater."

Um halb acht Uhr ungefähr hatte der düstere Zug die Richtstätte auf der Brigittenau erreicht.

Blum stieg aus, keine Spur von Schwäche verrieth sich in seinem Antlitz und seiner Haltung. „Wer wird mich erschießen?" fragte er den dienstthuenden Offizier. „Jäger." „Nun, das ist mir lieb, die Jäger sollen gut schießen. Ich habe von ihnen ein Merkmal." Und damit hob er den linken Arm auf, an den ihn der Streifschuß am 26. Oktober getroffen.

Blum nebst dem Geistlichen und das Militärpiquet bekommen ihren Platz angewiesen. Das Urtheil wird noch einmal verlesen. Der Profoß bittet nach vorgeschriebener Form dreimal um's Leben des Verurtheilten. Dreimal ertönt ein starres „Nein!"

Man will Blum die Augen verbinden. Er protestirt. „Ich möchte dem Tod frei in's Auge sehen!" Der Offizier bittet ihn nachzugeben; es sei der Schützen wegen, die sonst

am Zielen gehindert würdeu. Da schlingt Blum selber die Binde um seine Augen, richtet sich gerade auf und ruft laut:

„Ich sterbe für die Freiheit. Möge das Vaterland meiner eingedenk sein!“

Der diensttthuende Offizier senkt den Degen. Drei Schüsse krachen. Drei Kugeln durchbohren den Kopf und das Herz Robert Blum's, der lautlos zurücksinkt.

Es war der Tag vor seinem einundvierzigsten Geburtstag.

Und an dem nämlichen Tag, wo zu Wien die Volkssouveränität in der Person Robert Blum's symbolisch zu Boden gestreckt wurde, zog „Vater Wrangel“ in Berlin ein.

Die Reaktion hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Die Dynastien konnten das Würfelspiel um die „Zukunft Deutschlands“ beginnen.